





Zur Seite 76.



Weissenhahn sc.

Wie! die bist du! diesem unfühlbaren Körper
Bewohnte einst die zärtlichste der Seelen?

Beyträge und Sammlungen zur Sittenlehre für alle Menschen.

Geschrieben
von
dem Hofrath von Eckartshausen.



Das Leben ist ein Bach, schnell eilt der Kahn vorbey
Am Ufer macht der Tod, uns aller Fesseln frey.

München, bey Joseph Lentner. 1787.



Innhalt.



)(2 An

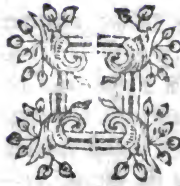


Du



Seite







Das Mädchen im Laubthale.

Eine Erzählung.

Ganz in Thränen zerflossen, mit vollem Herzen und wankenden Füssen, gieng izt Arcinde durch den schwarzen Tannenhain, oft noch sah sie sich um, und trocknete ihre Thränen — aber Dunkelheit verbarg den schlimmen Archest, — den ihr nasses Auge vergebens suchte. — Kaum hörte sie noch einige Fußtritte in der nächtlichen Stille — so glaubte sie, die Schritte ihres Verführers zu hören. — Er — so seufzte sie, er hat mich verlassen — nächtlicher Hayn — ruhiges Thal — und ihr — ihr glückseligen Gefilde — ihr habt mich mit dem Treulosen verlassen. Dort, sagte sie — sah ich ihn zum leztenmale, der Bach, der meine Thränen empfangen, das

Gebüsch, das meine Seufzer gehört hat — murmelt noch ewig seinen Namen in mein Herz.

Hätten uns die Götter getrennt, hätte ein unglückliches Verhängniß unsre Bande zerrissen — so wäre ich unglücklich, aber doch nicht beschimpft und erniedrigt; aber so hat Archest selbst mein Verhängniß geschmiedet — mit lachenden Lippen mich ins Verderben geführt — und mich denn treulos verlassen.

O wie schnell seyd ihr entflohen, ihr süssen, ihr angenehmen Träume der Liebe! wo sind die geliebten Phantasien meiner Zukunft, wo jede Minute gülden, jede Sorge unbekannt war! Nun ist das Elisien der Natur in eine Einöde, und das Wonnegefilde in Wüsteneyen verwandelt. — Unglückliche Verblendung! — Verachtung für Ehre — Gram für Entzücken — Verzweiflung für Hoffnung, das war meine Aernte, das war mein Loos, so seufzte Arcinde — und die mitleidige Nachtigall, die ihren Leidklagen von den hohen Zweigen zuhörte, war die einzige Theilnehmerinn ihres Schmerzens. Wie durch die Hitze des brennenden Mittags die Feldblume welkt, und traurig dahinsinket, so sank Arcindens Haupt auf den Rasen, den ihre Thränen durchnetzten.

Die

Die Morgenröthe erblaßte, das Thau lag glänzend auf den Gebüschen — und schon schimmerte die grüne Fläche von tausend mannichfaltigen Stralen — die Blumen richteten sich von ihrem Schlummer auf, Arcinde aber lag noch gestreckt zur Erde, und war unfühlbar für die Reize der wieder auflebenden Natur.

Archest, so hieß der Mann, der Arcinden in dieses gränzlose Elend stürzte.

Es war ein herrlicher Morgen, wie Weyhrauch dampfte das Thau zum Himmel als Archest Arcinden zum erstenmale sah. — Mit sanftem Geräusche lispelten Zephire im Frühlinggesträuche, und gleich einem heitern geschmolzenen Silber rollten an der Seite des Hügels im Sonnenglanze murmelnde Bäche dahin. — Arcinde saß da — bewachte der Lämmer unschuldige Heerde, und Unschuld und Schönheit malten sich auf ihrer tückenlosen Stirne. Frömmigkeit verrieth ihr Aug, und die sanfte Thräne, die auf ihren Wangen zitterte, Gefühle für die Eindrücke der Schönheiten der Natur. — Tugend herrschte in Arcindens Herz. — Archest sah sie, und Liebe glühete in seinem Busen. — O Arcinde, rief Archest auf — wie öde ist die Welt für den,

der nicht liebt! — was ist das Glück, das man mit keinem Gegenstande theilt! — Unruh und Sehnsucht, oder wie soll ich das nennen, was ich empfand? — dieses alles marterte immer mein Herz, so lang meine unbefriedigte Seele sich nach einem Gegenstande sehnte, den es nicht kannte, so lang als ich mich nach dir, Arcinde, sehnte, ohne zu wissen, unter welchem Himmelsstriche du wohnst.

Oft am Abend, als ich im Garten einsam umher wandelte, beseelte der Gedanke dieser Glückseligkeit mein klopfendes Herz. — Da baute ich schon eine Hütte für den Gegenstand meiner Liebe. — Hier, so rief ich auf, soll meine Arcinde wohnen, hier sollen Blumen für ihr Auge blühen — hier ihr die ersten Düfte des Morgens und die letzten des Abends entgegen hauchen, sieh, Arcinde, so glücklich will ich dich machen — so glücklich wollen wir seyn. — Arcindens unschuldiges Herz hörte die Töne des Verführers mit Rührung, weil sie die Menschen noch nicht kannte; das Mädchen sank an den Busen des Ungeheuers, — verließ ihre Aeltern, und opferte dem Verführer Unschuld und Gewissen; aber nur zu bald wachte ihre Seele von dem tödlichen Schlummer auf. — Sie sah sich gestürzt von dem Gipfel des Glückes in das äußer-

ste

ſie Elend. — Da war keine Gegend mehr ſchön für ihr Aug, keine Töne der Nachtigallen mehr reizend für ihr Ohr; — ſie wandelte, wie ein Schatten, umher, — und näherte ſich, wie eine Blume der Verweſung — ſie ſtarb. Freundinnen, die ſie liebten, ſetzten ihr ein Grabmal, im düſternen Tannenwalde — und ſchrieben in eine hundertjährige Eiche dieſe Grabſchrift:

O ruhe ſanft auf Wiederſehen,
Unglückliche Verirrte.
Und Fluch komm' von Olympus Höhen
Auf den, der dich verführte.

Der Werth der Unſchuld an Mädchen.

Glaubt mir, Mädchen! unſerm Leben
Kann nur Unſchuld Würde geben,
Denn ein ſchönes Angeſicht
Giebt des Herzens Güte nicht.

Eurer Wangen Roſen welken,
Wie die Veilchen, wie die Nelken;
Nur beym blaſſen Angeſicht,
Welkt der Werth der Unſchuld nicht.

Ach — wie welkt nicht in der Jugend
Manches Mädchen ohne Tugend,

Wenn ein schönes Angesicht,
Ihrem Herzen nicht entspricht.

In der Bildung steckt die Lüge,
Tugend adelt nur die Züge;
Edlen kann man nur allein
Schön durch Seelenbildung seyn.

Die du nur für Tugend glühest
Und wie eine Rose blühest,
In der schönsten Frühlingszeit,
Dir sey dieses Lied geweyht.

Du der Schöpfung Meisterstück,
Fühle Freundschaft, fühle Glück,
Und in deines Freundes Arm,
Lebe ohne Gram und Harm.

Der mit Witz, und mit Verstand,
Auch ein edles Herz verband,
Und es treu und redlich meynt,
Mädchen! dieser sey dein Freund.

Willig leih' du ihm dein Ohr,
Malt er dir die Tugend vor,
O so fühle, wie die Treu
Und die Liebe edel sey.



War-

Warnung vor der Wollust.

Der Wollust Reiz zu widerstreben,
Dieß, Jugend, liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit seyn.
Entflieh der schmeichelnden Begierde;
Sie raubet dir des Herzens Zierde,
Und ihre Freuden werden Pein.

Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis und Trank dein Herz beschweren,
Und sey ein Freund der Nüchternheit.
Versage dir, dich zu besiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen,
Und steure deiner Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebieten;
Und sey, die Wollust zu verhüten,
Stets schamhaft gegen deinen Leib.
Entflieh des Witzlings freyen Scherzen,
Und such im Umgang edler Herzen
Dir Beyspiel, Witz, und Zeitvertreib.

Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Bösewichts.
Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäfte.
Entzieh der Wollust ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angesichts.

Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen;
So wach auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh' er die Freiheit dir verwehrt.
Ihn bald in der Geburt ersticken,
Ist leicht; schwer ist's, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.

Oft kleiden sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freyer;
Und oft wird ein verbotnes Feuer
Aus dem, was Anfangs Freundschaft war.

Dein fühlend Herz wird sich's verzeihen;
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben,
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt.

Doch

Doch nein, du sollst sie nicht entehren,
Du sollst dir stets die That verwehren;
Ist drum dein Herz schon tugendhaft?
Ist's Sünde nur, die That vollbringen?
Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft?

Begierden sind es, die uns schänden;
Und ohne daß wir sie vollenden,
Verletzen wir schon unsre Pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht erröthest,
Nicht durch den Geist die Lüste tödtest;
So rühme dich der Keuschheit nicht!

Erfülle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unschuld ist der Seele Glück.
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu bringt sie zurück.

Denk oft bey dir: Der Wollust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch vor der Welt ein Spott.
Und könnt ich auch in Finsternissen
Den Greul der Wollust ihr verschließen:
So sieht und findet mich doch Gott.

Die Wollust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dieß ihr Glück erwerben.
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer seinen Tempel hier verderbt.

Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend;
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.

So rächt die Wollust an den Frechen
Früh oder später die Verbrechen,
Und züchtigt dich mit harter Hand.
Ihr Gift wird dein Gewissen quälen;
Sie raubet dir das Licht der Seelen,
Und lohnet dir mit Unverstand.

Sie raubt dem Herzen Muth nnd Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab;
Und unter deiner Lüste Bürde
Sinkst du von eines Menschen Würde
Zur Niedrigkeit des Thiers herab.

Drum

Drum fliehe vor der Wollust Pfade,
Und wach und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an.
Erzittre vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

Ueber das Glück der ehelichen Liebe.

Was wäre unser Leben ohne Liebe,
Die der Schöpfer selbst in unsre Herzen gos?
Ohne sie wär unser Glück nicht gros,
Wenn nicht ihre schönen Triebe
In uns pochten, nicht uns leiteten,
Freud und Seeligkeit nicht um uns verbreiteten.

Ja, das sah der Schöpfer unsers Lebens,
Unser Glück wog er, wie unser Ungemach.
Eins folgt stets dem andern nach.
Sollten wir in ewig trüben Tagen
Uns mit Sorgen oft vergebens
Und mit innerm Kummer plagen?

Nein, nicht immer sollten unsre Tage trübe,
Nein, nicht immer traurig seyn.
Zur Verminderung der tausendfachen Pein
Flößt er uns ins Herz den schönsten Trieb, die Liebe.

Nun

Nun verleben Menschen ihre Stunden
Ruhig ohne Bitterkeit,
Und wenn sie des Tages Last empfunden,
Schmecken sie der Liebe Seligkeit.

Sieh, der Landmann kehrt von Arbeit müde
In das strohbedeckte Haus zurück,
Suchet seine Gattinn — dann winkt ihm in ihrem Blick
Und im frohen Kreis der Kinder süsser Friede.
Stärker geht er dann am frühen Morgen wieder
Hintern Pflug hinaus ins freye Feld,
Zieht der Furchen viele, singet Lieder,
Achtet nicht den Schweis, der von der Stirne fällt;
Er verachtet alle die Beschwerden
Und den Kummer, der ihn manchmal drückt,
Wenn er hin auf seine braune Gattinn blickt,
Lachet ihm der Himmel schon auf Erden.

Wenn ein Freund die tausendfachen Sorgen
Dieses Lebens von uns nimmt, auf seine Schultern legt,
Leid und Sorge liebreich für uns trägt;
Wenn die Freundinn schon am frühen Morgen
Für die Freuden ihres Freundes wacht,
Zärtlich ihn umarmt, und ihm verborgen
Eine Freude nach der andern macht;

Wenn sie beyde nun mit frohen Trieben
Durch die blumenvollen Felder geh'n,
Seligkeit empfinden, und die lieben
Muntern Kinder hüpfend vor sich seh'n:

O da freu'n sie sich, und blicken
Mit der Thrän' im Auge himmelauf
Jeder Blick ist Dank, sie drücken
Sich die Hand, und segnen ihren Lebenslauf.

Edles Beyspiel der Dankbarkeit.

Unter der Regierung Ludwigs XIV. Königes in Frankreich, wurde Algier von einer französischen Flotte bombardirt, und die Einwohner sehr geängstiget. Das Werfen der Bomben verursachte den Algierern großen Schaden, und jeder war in der äussersten Lebensgefahr. Diese wurden darüber auf die Feinde so erbittert, daß sie alle gefangene Franzosen durch die Kanonen nach der Flotte schossen. Unter jenen unglücklichen Opfern der Wuth und Grausamkeit war ein französischer Schiffskapitain. Auch dieser wurde vorgeführet, angebunden, und sollte eben fortgeschossen werden, als ein dabey stehender Türke denselben erkannte. Ehedem war dieser Türke ein Gefangener des Kapitains gewesen, von ihm sehr

gütig

gütig behandelt, und endlich wieder losgegeben worden. Dieser genossenen Güte erinnerte sich der Anbether des Mahomets mit aller Lebhaftigkeit des Geistes, und bath so gleich um Gnade für den Gefangenen. Der Herr desselben war aber zu erbittert, als daß er auf diese Vorstellung geachtet hätte. Der Türke erboth sich, den Gefangenen zu kaufen, um welchem Preis es auch seyn möchte; aber dieser Edle konnte nichts erhalten. Seine Aengstlichkeit war in allen Zügen und in jeder Bewegung seines Körpers sichtbar. Der Augenblick, wo die Kanone sollte losgezündet werden, war nahe, und in diesem Augenblicke umarmte der Türke den Franzosen, schloß sich fest an ihn an, und rief dem Kanonier zu: Zünde los, ich will mit meinem Freunde sterben, dessen Tod ich nicht verhindern kann. Das umstehende Volk, das sich bisher an dem barbarischen und schrecklichen Schauspiel ergötzt hatte, wurde durch diesen unerwarteten Anblick so bewegt, daß es den Gefangenen mit Gewalt losmachte.

Siehe hier die innigste Empfindung der Dankbarkeit in einer wilden Gestalt, die sie aber desto liebenswürdiger macht. Siehe hier die Macht der Tugend, die auf ein ganzes erbittertes Volk wirket, das den grausamsten Handlungen zusah, um

seiner

seiner Rachlust Genüge zu thun, das mitten unter diesen Grausamkeiten erweicht wurde, und den Gefangenen befreyete, obgleich die Franzosen desto stärker feuerten. So handelte ein Türke gegen einen Christen, und du', der du ein Christ bist, wie handelst du gegen Christen? Gehe hin, und thue desgleichen!

Die treue Gattinn.

Verborgen unter der Bedeckung eines Gesträuches von Haselstauden, wo das in angenehmen Einödden sich verliehrende Thal schlängelnd sich dem Auge entzog, da saß Alcindor tiefsinnig auf dem Stücke eines Felsens, das einst ein mächtiger Orkan von den fürchterlichen Klippen trennte, und in den Stunden der leidenden Natur in die erschrockene Ebne hinschleuderte. Seine schwarzglänzende Haarlocke erhöhte die rosichte Wange. Rings umher war Schönheit der Natur; dankvoller Gesang der Hirten ertönte in den blühenden Haynen, munteres Brüllen der Kühe gab Harmonie seiner Flöte, und das Blöcken der weidenden Schafe wiederholte der Echo im Kleethale. Alcindors fühlendes Herz

klagte

klagte seine Liebe dem Strome, der über den hohen Felsen herabfiel; die klagende Lüfte säuselten seine gebrochene Seufzer; tief im Herzen fühlte er die Flamme der Liebe.

Semine war die ländliche Schöne, für die sein Herz glühete, ganz war Alcindor für sie; denn Unschuld und Tugend würkte mit simpathetischer Kraft auf die unschuldige Seelen. Semine! so rief Alcindor oft auf, die Schönheit deiner weiblichen Seele entheiligt kein niedriges Laster, deine lächelnde Lippen sind ohne Betrug, die Schönheit der Seele weyht dein unschuldiges Herz zum Tempel der Tugend. — So sprach er, und ein wohlthätiger Schutzgeist führte seinen schüchternen Schritt in die Hütte Seminens. Da saß sie, das unschuldige Mädchen, beym lehrenden Vater, und sanfte Thränen netzten ihr Aug bey dem Gedanken der Gottheit.

Alcindor, der liebenswürdige Jüngling, ist da in süsser Betäubung — sein anbethender Blick enthült die treueste Liebe; Semine sieht ihn an, und eine glühende Wange ist die Verrätherinn ihres Gefühles. Zu Boden geschlagene Augen verriethen Alcindors Sieg. Die Schwermuth der Seele, die sich so gern zu Liebenden gesellt, bekämpft ihren Busen, und schon ist der Gedanke

im

im Herzen für Alcindor zu seyn. — Die Liebe erklärt sich: Seminens Aeltern sind voll Entzückung, und nun stehen die Verliebten beym Altare, und schon gießet ein heiliger Hymen Segen und Wonne über ihre Tage.

Semine ist Alcindors Weib, keine bessere Gattinn hat der Himmel nie gewählt, dem guten Jüngling zu lohnen. Die Stunden der Ehe sind schnelle Minuten. Die Eifersuchtsfackel entflammte nie ihr Herz; Seminens Liebe vergrößert Alcindors Glück; — Seminens Glück Alcindors Liebe. Ihre Tage flossen dahin, wie schlängelnde Bäche durch blumichte Auen. — O wie liebte Semine den Mann, — wie Alcindor die Gattinn. Jahre wurden bald zu flüchtigen Tagen, und Stunden eilten dahin, wie Minuten.

Zufriedenes Lächeln lockte Seminens Blick auf die Stirne des Gatten. Alcindor bethete sie an, mit jeglichem Tage schwärzte sich mehr ihr funkelndes Aug, und neue Reize bekam ihre Tugend.

Endlich kam die Stunde heran: ein glücklicher Säugling vermehrte der Liebenden Wonne. Ein munterer Knabe hieng an Seminens Brust, und trank Tugend und Muth an der säugenden Mutter.

Aber Geschäft und Beruf entfernten den liebenden Gatten von diesem herrlichen Auftritt. — Alcindor mußte Seminen verlassen. — Traurig hob sich Seminens Brust, ihr klopfender Busen verrieth ihr ängstliches Herz. — Thränen der Liebe rollten vom schmachtenden Auge auf die liebkosende Wangen. — Seminens Busen schwoll von Sehnsucht und Liebe, ihre Brust athmete stärker, begieriger als des Wanderers Blick auf die Dämmerung sieht, und die Morgensonne erwartet, so sah Seminens Aug — Alcindorn ins Auge.

Nun war Alcindor fort, und Tage verflossen, ehe sie ihn wieder sah. — Sein Kuß, seine Stimme, — o rief Semine auf: o wo ist sie, damit ich sie, die liebliche, wieder höre, die so sanft meine Seele durchzitterte. — O Alcindor! soll mein Herz nicht wieder an deinem Busen überfließen, — soll deine Hand nicht wieder die Thräne von meinem Auge wischen, wie sie es neulich that. — Wo bist du, o Alcindor! — daß ich meinen Arm doch um deine Mitte lege, und mit tausend Küssen auf deinen Lippen verweile; — o Geliebter! meine Seele schließet sich auf, verschlingt den Gedanken von dir, meine Arme öffnen sich, deinen Schatten zu umfassen, der vor mir schwebt. — So rief sie, das göttliche Weib. — Aber vergebens

waren

waren ihre Klagen, Alcindor kam nicht zurück. — Vergebens seufzte Semine, vergebens erwartete sie mit stiller Sehnsucht den Gatten. — Die Stunde war vorüber, in der ihr trunkener Blick in wollustvoller Stille ganz überfloß, mit Wehmuth erinnerte sie sich noch des letzten Abschiedskusses, — wie sie an ihres Gatten Brust lag, und heilige Seligkeiten der Liebe fühlte.

Traurig saß Semine in der Laube; — Thränen stunden in ihren Augen, und ihre Stimme erscholl, wie die Stimme der leidenden Nachtigall. O Gatte! so rief sie, wann kömmst du wieder zurück! — Denn sang sie mit zärtlicher Kehle ein Lied, wie die sterbende Grasmücke, die ihren Gatten verlohr. —

Am stillen Hügel, den der Schatten
Des Baumes deckt, wo unverrathen
Mein Herz geheime Wehmuth nährt;
Wo sich des Mondes blasse Stralen
Am Teiche einsam schüchtern malen,
Und nichts die treuen Seufzer wehrt.

Hier, wo verschwiegne Dunkelheiten
Den Trauerflor um mich verbreiten;

Hier sinken, von dem harten Loos
Des Schicksals müde, meine Glieder
Auf schwarz bethautem Moose nieder,
Hin in der stillen Schwermuth Schoos.

Dir, Nacht, vertrau ich meinen Kummer,
Der meinen Geist in düstern Schlummer
Der Wehmuth senkt, verhüll' mein Leid!
Laß mich in deiner Tiefe weinen,
Und meinen Schmerz mit dir vereinen;
Sey Zeuge meiner Zärtlichkeit.

Ach, theurer Gatte, komm' zurücke!
Nur du bist für Seminen Glücke!
Entfernt von dir sinkt sie dahin,
Und wird, von Unmuth und von Kummer
Gewiegt in halben Todesschlummer,
Wie eine Rose bald verblüh'n.

Allein, auch vergebens war ihr Gesang: das unerbittliche Schicksal hat Kummer und Elend für Seminen ins Buch der Sterblichen geschrieben. Bald erhielt das zärtliche Weib die schröcklichste Nachricht, daß Alcindor ein Gefangener ist. — Alcindors gütiges Herz rettete einen verlassenen Elenden auf seiner Reise, nahm sich des Unglücklichen an, und pflegte seiner mühseligen Tage. — Allein mit Undankbarkeit lohnte ihm der giftige

Wurm,

Wurm, den er in seinem Busen erwärmte: unter dem Scheine der zärtlichsten Freundschaft wurde Alcindor als Sklave verkauft.

Wer schildert die traurige Scene? wer ist im Stande Seminens leidenden Schmerzen auszudrücken, und das Gefühl ihrer Seele? — Sie schloß den Säugling in ihren Arm, und tränkte ihn mit Thränen der Liebe, alles was Zärtlichkeit fühlt, was je die Liebe empfunden, empfand auch Seminens Herz in den Stunden des Unglücks. —

Aber bald entwickelten sich die noch schröcklicheren Folgen des Elendes. — Semine war ohne Nahrung. — Hunger und äußerstes Elend schlich sich in die Hütte der würdigsten der Sterblichen, und entzog ihnen das, was die Natur doch den Thieren vergönnt — Kleider und Nahrung.

Armin, ein wohllüstiger Reicher, hatte Nachricht von Seminens Elend; allein selten war sein Herz durch Empfindung gerührt, nur Wohllust trieb ihn an, oft Thaten zu thun, unter der Masque der Tugend. Auch er kam in Seminens Haus, und versprach der Unglücklichen Unterstützung. — Aber sein schändliches, eigennütziges Herz foderte Schand-Thaten zu seiner Belohnung.

 Tief

Tief im Herzen fühlte Semine das erstemal ihr gränzloses Elend. —

Mit würdigem Anstand, mit der Miene der Unschuld machte sie dem Grausamen Vorwürfe. — Allein ihre heiße Thräne floß kalt auf das scitische Herz des geadelten Satirs: — er foderte sein Geld zurück, das er ihr unter dem Schein der Unterstützung bisher vorstreckte, drohte ihr mit Kerker und Strafe, und wollte ihr den Säugling entreißen, das einzige Pfand ihrer Liebe. —

Als Semine sah, daß alle Vorstellung vergebens war, nahm sie ihr Kind, drückte es an ihren fühlenden Busen, o säuge, sprach sie, säuge noch, unglückliches Kind! es ist das letztemal, daß dich die Muttermilch eines ehrlichen Weibes nährt, — der die Armuth und Nothwendigkeit die Tugend entreißt. Morgen – Ach! — wie elend ist deine Mutter doch nicht! Morgen — trinkst du die Milch einer Geschändeten. — Bey diesen letzten Worten sank Semine ohnmächtig hin, — und Armins Herz fühlte zum erstenmal die Macht der Tugend. — Er schonte die Heiligkeit der Armuth — und verehrte die Unentweyhlichkeit des Elendes. — Seine Sorge war ganz die, Seminen zu trösten. Er erkundigte sich um ihren gefangenen Gemahl, — kaufte ihn

von

von den Seeräubern los, und ersetzte durch menschliche Handlungen das Unrecht, welches sein Herz gegen das Elend unternahm.

Alcindor kam zurück, und wonnevolle Tage genoß er noch lang in Seminens Armen.

* * *

Lieblich ist die Morgenröthe, aber rührender die Natur der weiblichen Unschuld. Welche verborgene Schönheit dringt durch deine Reize, Semine! die Sanftmuth regt deine Lippen, dein Geist sieht hervor, dein Auge denkt. — Ach! Semine, welche nie gefühlte Befriedigungen genoß Alcindor in der Liebe! die Tugend deines Herzens ist kostbarer, als die Schätze von Peru, der Beyfall deiner Seele schmackhafter, als der Zuruf des Volkes: — reizender das Roth deiner Lippen, als der Purpur der Königinnen.



Wahrheiten aus der Natur der Sache gezogen.

„Der frühzeitige oder allzuhäufige Genuß der Wohllust löschet die Liebe zum Schönen und zum Großen aus; er nimmt den Nerven ihre Kraft, und übergiebt uns in der Blüthe unserer Jahre den Schrecknissen eines hohen Alters. Alle Städte, wo man durch den zaumlosen Hang nach der elenden Lust von einem Augenblicke, durch ein Geräusch von Glückseligkeit, das ein Herz voll tausendfachen Kummers mühsam verbirgt, durch die Unreinigkeit der Sitten beweisen will, daß man zu leben weis — zeigen darum vorzüglich so viele verdorbene Constitutionen, so viele hagere Todesgestalten, so viele kleine Witzlinge und zu großen Unternehmungen ungeschickte Köpfe, so viele gedankenlos durch das menschliche Leben spückende Schwindelgeister, so viele in ihren besten Jahren schon entnervte Riesen mit zusammengesetzten Mienen von zweideutiger Freundlichkeit und teuflisch schleichenden Blicken.„

Welcher Verlust, das Sinnliche von dem Vernünftigen, Wohllust von der Weisheit zu trennen, welche sie adelt!

Weis-

Weisheit adelt, was wir mit den Thieren gemein haben, und macht unsere Handlungen menschlich; sie saugt aus jeder Blume das Honig, und sichert den Genuß; sie lehrt den zugleich Sterblichen und Unsterblichen — einen glücklichen Menschen seyn.

Dieß kann sie in dem dunkeln Labyrinte der Welt; aber sie kann noch mehr, sie langet noch weiter.

Geh mit mir an das Ende deines Lebens und der Anzüglichkeiten in demselben, wo dein Daseyn als ein Theil der Natur unter Zerstörung sinkt, und alles von dem Punkte deines Triebwerkes bis in das übrige allgemach in leblose Unthätigkeit, schrekbare Einöde, Finsterniß und Tod sich verkehrt, wo alle zu deiner Erhaltung und Annehmlichkeit wirkende Dinge gegen dich Kraft und Einfluß verliehren, wo dich alle Menschen verlassen, wo sich die Natur von dir ablösen muß, wo du allein mit deiner Verschwindung, mit dir selbst kämpfest! steig an den äußersten Rand des menschlichen Jammers, wo alle Mühseligkeiten an dem Damme des Lebens anschwellen, und der Tod dir den gewaltigen Stoß hinübergiebt.

Dort kannst du einsehen, was im Leben am meisten nüze, und den größten Trost verschaffe;

dort erfährst du, daß es die Wahrheit ist, die du zur Kenntniß und Besserung deiner selbst, zur Erhebung deines Geistes und zur Empfindung der Tugend angewendet hast. Diese ist des Menschen treueste Gefährtin; sonst alles in der Welt, seine eigene irdische Hälfte verläßt ihn; durch sie dehnt der Sterbende alle seine Hoffnungen in die nahe Ewigkeit hinaus. Da er alle irdischen Annehmlichkeiten nur als einen unvollkommenen Abglanz der überirdischen betrachtet, so findet seine Vernunft überall Spuren des weisen gütigen Gottes, und selbst auf der betrübten Seite der Natur, selbst in der Zerstörung der Dinge — Endzwek, Ordnung und Vorsicht! sie steigt in die Leiter der Wesen bis an die oberste Stuffe, bis an den Ursprung, zur Gottheit hinauf. Da hält sich der unsterbliche Geist, von allem, was unterhalb ist, abgelöset, fest, um sich trostvoll in das bessere Leben einer glücklichen Unsterblichkeit zu schwingen.

Diese höhere Aussicht ist's, die den Muth des empfindsamen Denkers nie ganz untersinken läßt. Wenn auch alle Bequemlichkeiten mangeln, wenn ihn das mächtigere Laster verkleinert und mißhandelt, wenn eine Welt ihn verkennt; so ist er dem mächtigsten Schöpfer und Beherrscher der Natur bewußt, und harret mit Zuversicht auf höhere Belohnungen.

Die

Die Güter einer ganzen Ewigkeit werden wohl hinreichen, unser hienieden unbefriedigtes Herz zu sättigen, und den Mangel flüchtiger Tändeleyen zu ersetzen; früh oder spät stellt der weise Gott jene Ordnung wieder her, die der Mißbrauch menschlicher Freyheit zerrüttet.

Alle schmachten nach Glückseligkeit, darinn sind sich die Menschen gleich; allein die meisten tappen nach Schatten, indem sie Wesenheiten zu erhaschen glauben; sie suchen den Stein der Weisen, und kennen ihn nicht; oft stossen sie ihn muthwillig von sich, und raufen um schimmernde Glasscherben, daß die begierigen Hände bluten. Immer nach Zeitlichem lüstern, vergessen sie sich im Genusse desselben, vergreifen sich an dem Uebel, und wissen mit dem Guten nicht hauszuhalten; sie wollen nichts, als wünschen und genießen, allein das ist ihre, das ist unsere Bestimmung nicht.

Wir sind nicht geschaffen, immer an dem Gegenwärtigen zu kleben, unser Daseyn ist nur eine kurze Erscheinung, wo wir weder alles, noch immer genießen können. In unseren zu kurzen Absichten stets irre gemacht, müßen wir endlich zur Urquelle hinaufkehren, nachdem wir aus niederen Abflüssen welche irdischer Schlamm verunreiniget, bis zum Eckel geschöpft haben. Immer in stolzen Zurüstungen unterbrochen, immer

in

in unserer blinden Anhänglichkeit an betrügerischen Gütern, immer im Genusse gestört, werden wir endlich, in unseren Kräften erschöpft, unter der aufgethürmten Last unserer eigenen Anschläge erdrücket.

Wie ein Wurm, der aus seiner Lage lange vergebens hinaustrachtet, sich gegen alle Seiten windet, endlich müde und unwillig zurückschrumpfet, und sich von der Mitte emporhebt, — so stößet der Mensch, in diese irdische Sphäre eingeschränkt, von allen Seiten an Koth; durch tausend Eitelkeiten hienieden getäuscht, sucht er endlich, was über ihm ist; jemehr er sich seiner Auflösung nahet, desto weniger kann er sich an dieses Zeitliche halten; die Erfahrung hat seine Seele erhoben, und die Zeit seinen Körper unterdrückt.

Vollständige Glückseligkeit ist unser Loos nicht, und wozu wollen wir sie innerhalb den Gränzen des Lebens, da unser Ziel in der Ewigkeit ausgesteckt ist! da wir immer reisefertig sind, da unser Aufenthalt nur eine Herberg ist — wozu so vieles Hausgeräthe?

Darum lasset die Trunkenheit der Lust nicht eure Vernunft betäuben! seyd frühzeitig zur Erkenntniß, und bereitet euch zum höheren Genusse!

Brief an Amyntor.



Mein Freund!

Du, der du einst meiner Seele so theuer warst — wie tief hat dich doch die Leidenschaft in den Abgrund hingerissen? Ich wäre dein Freund nicht — hätte nie deine Liebe verdienet, wenn ich in dem Zeitpunkte schweigen müßte, in dem du deinem Verderben so nahe bist. —

Theurer meiner Seele! Hast du die Stunden vergessen, die so sanft für uns einst im ländlichen Vergnügen vorüberflossen? — Erinnerst du dich denn nicht mehr jener Seligkeiten der Tugend, die wir fühlten, als wir der Menschheit noch nützlich waren? — Du weißt es, ich bin kein finsterer Moralist, ich liebe die Natur und das Vergnügen, aber du weißt es, daß ich auch den Menschen achte —. und daß mir Beleidigungen der Menschheit an's Herz gehen. Du wirst meine Sprache verstehen, oder soll vielleicht dein Herz so sehr verdorben seyn, daß du die Beschimpfung der Tugend nicht einmal mehr für ein Laster ansehen solltest? — Ach! Wie würde

ich

ich dich bedauern, Unglücklicher! Aber nein, soweit ist deine Seele nicht gesunken. — Sie schläft nur, gewiegt in den Armen der Wohllust — sie hat einen Freund nöthig, der sie aufweckt, — und der will ich seyn. —

Du weißt, Amyntor! Wer die Sitten einer Familie beleidigt, beleidiget den Staat: wer einem seiner Glieder den ansteckenden Gift des Lasters einflösset, der vergiftet den ganzen Körper — und du bist unter der Zahl dieser Niedrigen, verderbter Mensch! Deine Leidenschaft reißt dich hin, Unheil in der Menschheit anzustiften. — Du flössest deine bösen Sitten — einer Person ein, die Theilnehmerinn deiner Schandthaten ist. — Du schätzest dich glücklich, die Eroberung eines Weibes gemacht zu haben, die nie die deine werden kann, die bereits andere Bande verknüpfen — und diesem räuberischen Eingriff in die Eigenthumsrechte deines Nächstens legst du den Namen der Liebe bey. — Wenn das Liebe ist, so sag mir, was Hassen heißt. Du raubst dem unglücklichen Gegenstande deiner aufbrausenden Leidenschaft die Achtung des Rechtschaffenen. Du treibst die Schaamröthe an ihre Stirne, wenn sie das Aug ihres Gatten ansieht — indem ihr eine männliche Thräne Vorwürfe ihrer Untreue macht, —

und

und dieser Unglücklichen, der du die Seligkeit der Unschuld, die Ruhe des Gewissens, und die Freude der Eintracht raubtest, dieser — — getrauest du dir vorzusagen, daß du sie liebest? — Kein schädlicher Daemon hat nie eine grössere Lüge gesagt. — Liebe — was? Liebe? — Wohllust ist's, die deinen Busen entehrt. — Du liebst Irenen nicht, du liebst das Weib. — — Allein das Uebel, das du bereits unter die unglückliche Familie gebracht hast, wird nicht da seine Grenze haben. Es wird weit um sich fressen, wie giftige Geschwüre, um Verderben über den ganzen Körper auszubreiten. Deine Geliebte wird ihr böses Beyspiel ihren Gespielinnen zum Muster dienen sehen. Deine durch dich lasterhaft gemachte Freundinn (wenn ich den Namen der Freundschaft so entweihen darf) wird in Kurzem unter ihren Freundinnen wieder Nachfolgerinnen des Lasters haben, und der ganze gesellschaftliche Körper wird durch eine beständig fortlaufende Kette, deren unzähliche Glieder sich mit dem Auge gar nicht übersehen lassen, in kurzer Zeit mit den sträflichsten Gegenständen angesteckt und verderbt werden.

Denke, Amyntor, wie viel wären vielleicht ohne deinem bösen Beyspiel tugendhaft geblieben. — Nach einigen Jahrhunderten werden

viel-

vielleicht noch Menschen gebohren werden, die durch deine Verführung noch vergiftete Säfte in ihrem Körper tragen. Aber, Amyntor! Laß uns diejenigen Unglücksfälle, die du als dein Werk zu betrachten hast, nicht soweit in entfernter Zukunft aufsuchen. Ich folge dir nur in jenes Haus, wo du Verderben und Unheil verursachst.

Denke, dieses Haus war einmal eine verehrungswürdige Freystatt der Ruhe und der Tugend. Du aber, Unglücklicher! hast diese heilige Stätte zerstört, den Altar der Unschuld geschändet, und Weihrauch der Unzucht gestreuet. Hier — wohnte einst eine zärtliche Gemahlinn, angebethet von dem besten der Gatten, der sie auf das feurigste liebte. Hier war einst nur ein Herz und ein Sinn, gleiche Stärke der Liebe war in gleichgestimmten Herzen — und Freundschaft, noch kostbarer als die Liebe, adelte die seligen Empfindungen.

In diesen Ort der menschlichen Seligkeit, in diese Stätte des Glückes trat Amyntor, geführt durch den freundschaftlichen Arm seines Freundes, hinein. Ohne Argwohn stellt der Freund seiner Gemahlinn den Meuchelmörder vor.

O Amyntor! — Unter diesem heiligen Titel erlangtest du das Vertrauen einer Frau, deren Seele so rein war, daß sie gar kein Mistrauen kannte. Sie vertraute deiner verrätherischen Brust kleine Verdrießlichkeiten an, welche das Wohl einer gutverstandenen Ehe nur mehr schärfen, und im menschlichen Leben so gewöhnlich sind. — Du aber wußtest sie schändlich zu vergrössern, und enthültest die Fehler deines Freundes auf die niederträchtigste Art. Entgegengesetzte Eigenschaften heucheltest du, und machtest dich liebenswürdig durch eine Larve, um diejenige, die du hintergiengst, ins Verderben zu stürzen. Alle hinterlistige Gefälligkeiten, alle niedrige Schmeicheleyen werden von dir ersinnet, um mit stärkern Waffen die bethörte Unschuld zu bekämpfen. Du gleichest einer grausamen Schlange, die ihre Beute leckt, ehe sie selbe verschlinget. Die Unschuldige — die keine Liste kennt — fühlet die Wirkungen des Gifts, ergiebt sich, und Ruhe und Glück sind auf ewig verlohren.

Nun hast du gesiegt, Amyntor! — freue dich über deinen Sieg — und genieße die Früchte deiner Trophäen. — Zwistigkeiten, Haß und Feindschaft herrschen schon in dem Orte, wo einst Unschuld und Liebe wohnten. Zank vergiftet die

Lebenstage derjenigen, die sich einst so zärtlich liebten. Unschuldige Kinder sind das Opfer davon. — Gram zeichnet sich an der Stirne des Mannes, Verzweiflung auf den Wangen des Weibs. — Elend brütet über das Haus Tod und Verderben. — Freue dich Amyntor! Du hast diese Unglückliche ins Elend gestürzt. —

Lache! — Es war ja nichts als modische Schwachheit. — Dein Gift war ja mit Honig zubereitet, und der Stahl deines Dolches war ja vergoldet. — Meichelmörder einer ganzen Familie! nenne mich nicht mehr deinen Freund. — Du entstaltest die Schöpfung; — geh — Niedriger! — geselle dich zu der Schlange, und die Schlange selbst wird dich noch verabscheuen. Flieh! Du verdienst kein Lebe wehl mehr.



Es kam mir unlängst ein Aufsatz zu Gesicht, mit der Innschrift: Die wahre Zufriedenheit. Ich fand darinn so viel Ungezwungenes, so viel Natur, so viel Menschengefühl in der Sache, daß ich diesen Aufsatz auch meinen Freunden liefern will. Dank dem Edlen, der ihn verfaßte. Er nennt sich

Andre Schachtner.

Die

Die wahre Zufriedenheit.

Zufriedenheit, du bist der Wunsch der ganzen Welt,
Doch wird vom größten Theil der Weg zu dir verfehlt.
Man sucht dich, aber wie? Man sucht, nach Art der Blinden,
Nicht, wo du bist, nein! Dort, wo man dich wünscht zu finden.

Die Grossen suchen dich in Hoheit, Staat und Pracht,
Und in Erweiterung von ihrer Länder Macht;
Sie schauen misvergnügt von ihren goldnen Thronen
Auf die zu kleine Zahl der Knechte Millionen.
Ihr eignes Gut misfällt dem stumpfgewordnen Sinn;
Drum greift ihr Arm zum Schwert, und fodert mehr Gewinn.
Wie mancher Halbgott lebt im Himmel dieser Erden,
Und strebt durch Kriegeszwang noch mächtiger zu werden.
Allein sobald das Glück den heissen Wunsch erfüllt,
Wird erst sein Hunger mehr empöret, als gestillt;

Er sieht, wie viel, da er den Nachbar aufgerieben,
Von seinem eignen Gut im Streit zurückgeblieben,
Er fühlt zu späte Reu, statt der Zufriedenheit,
Es graut ihm beym Genuß so einer blut'gen Beut.

Die Helden suchen dich, und eilen dir auf Wegen,
Die sie mit Blut gefärbt, mit offnem Helm, entgegen.
Sie suchen dich beym Ruhm der Namensewigkeit,
Und denken, nirgends sonst bist du, Zufriedenheit!
Auf ihren Unsinn stolz erwürgen sie die Brüder,
Und beugen manches Volk zum Sklavenjoche nieder,
Verwüsten Stadt und Land, und Reich und Unterthan,
Der beste Bürger wird durch sie zum Bettelmann.
Allein ist das die Kunst, sich Glanz und Ruhm zu schaffen?
Ein Weiser und ein Christ muß ihre Thorheit strafen,
Und sagen: So ein Held (der Ruhm klingt wahrlich schlecht)
Hat schicklichern Beruf zu einem Fleischerknecht.

Nur

Nur der bleibt wahrhaft groß, der stets der Tugend frohnet,
Der Länder Glück erbaut, und seiner Brüder schonet.

Der Geizige durchschleicht die trübe Lebenszeit,
Und sucht bey seinem Gott, beym Geld, Zufriedenheit;
Allein, was findet er? nur Tage voller Sorgen,
Nur Nächte ohne Schlaf, kaum einen heitern Morgen:
Er darbt beym Ueberfluß, lebt hungrig selbst beym Brod,
Ersättigt nur sein Aug, sein Magen leidet Noth,
Verbirgt den Mammon tief, daß ihn kein Räuber siehet,
Und ist doch selbst der Dieb, der ihn sich selbst entziehet.

Der Schlemmer suchet dich bey Fraß und Füllerey,
Und fühlt mit vollem Wanst im schweren Kopfe Reu;
Statt der Zufriedenheit, die er sich vorgelogen,
Sieht er sich arm und krank, um Hab und Gut betrogen.

Der Wohllustſklav, das Bild vom unver-
nünft'gen Vieh,
Sucht auch Zufriedenheit, doch findet er ſie nie.
Von geilen Trieben blind, folgt er ſchamloſen
Thieren,
Und läßt ſich ſtets vom Fleiſch, und nie vom
Geiſte führen,
Wälzt ſich mit jedem Tag in Schlamm und Sün-
denwuſt,
Vertauſcht die alte Luſt mit immer neuer Luſt,
Und ſucht dieß Himmelskind, das nur die Seele
liebet,
Beym Leib, der ſich mit ihm in Viehgelüſten übet.
Doch, wann der wilde Tag, den er geſchändet hat,
Aus Scham ſein Licht verbirgt, wird ihm die
Liegerſtatt
Zur harten Folterbank, die Nacht zur Marterhölle,
Der Urſprung ſeiner Luſt faſt zur Verzweiflungs-
quelle;
Sein fauler Leib wird ſiech, ſein mürbes Fleiſch
verdorrt,
Nur ſein Gewiſſenswurm bleibt kräftig, frißt
und bohrt.

Der Schmeichler ſuchet dich in ſeines Fürſten
Gnaden,
Doch dieſe ſind zum Sturz der nächſte Leitungs-
faden:

Sobald

Sobald er sie erhascht, misgönnt ihm jedermann,
Der ganze Hof sieht ihn mit schiefen Augen an:
Des Fürsten Liebling seyn, beleidiget schon Alle,
Man untergräbt sein Glück, und baut ihm eine Falle.

Der Christ, des Namens werth, sucht auch Zufriedenheit,
Doch sein Bestreben kennt gar keine Schwierigkeit:
Er sucht sie nicht, mit Müh', in ausgedachten Fernen,
Von ihm, ihr Thoren kommt! müßt ihr sie finden lernen:
Er suchet sie in sich, und findet sie in sich.
Du, der du sie verlangst, geh nur um sie in dich.
Umsonst läufst du ihr nach; ihr Fessel anzulegen,
Wer sie bewirthen kann, dem kömmt sie selbst entgegen.
Ein unbeflecktes Herz, und die Gewissensruh'
Muß ihre Wohnung seyn, sonst geht sie dir nicht zu.
Sobald du dieses hast; ist sie auf allen Wegen,
Die dich dein Schicksal führt, fast sichtbarlich zugegen.

Schau, zum Beweise, nur den ächten Christen
an,
Von dem sie auf der Welt kein Zufall trennen
kann;
Wann ihn gleich manches Leid fast ganz zu Bo-
den drücket:
Erhält ihn ihre Kraft, die ihn mit Muth er-
quicket;
Ihr Finger deutet ihm auf jene sel'ge Höh',
Und zeiget ihm den Lohn für sein erlittnes Weh.
Bey jedem herben Streich, der seinem Tritt be-
gegnet,
Wird er von ihrer Hand mit Himmelstrost ge-
segnet,
Und so durchlebet er mit ihr in Einigkeit
Die von der Vorsicht ihm bestimmte Wanders-
zeit.
Auch da, wann sich der Tod zu seinem Bette
dringet,
Und der Natur Gebühr aufs schmerzlichste er-
zwinget,
Steht die Zufriedenheit ihm mit der alten Treu,
Siegspalmen in der Hand, Lob Gottes sin-
gend, bey.
Sie schwinget über ihn die weisse Friedens-
fahne,
Und jagt den schwarzen Feind von seines Zwe-
ckesbahne;

Er

Er sieht sie starrend an, sie tröstet ihn mit Gott,
Sie küßt ihn, er erblaßt, ächzt, lächelt, und ist todt.
Vereinigt mit dem Hauch, mit dem die Seel entfähret,
Erschwingt sie sich mit ihm zur Freud, die ewig währet.
O Lust voll Seligkeit! Nimm alle Menschen ein,
Und laß sie vom Gefühl' des Frommen Zeugen seyn:
So werden sie den Hang der Sinnlichkeit verfluchen,
Und die Zufriedenheit in Freud des Geistes suchen.

André Schachtner.

An Cidalisen.



Du beklagest dich, theure Freundinn! daß dir dein Gatte seine Liebe entzog, und beschuldigest ihn einer Untreu. Ich vertheidige ihn nicht, liebe Cidalise! wenn ich dir sage, daß es in dem menschlichen Leben kein Glück giebt, das nicht mit Wehmuth vermischt ist. Du kannst ruhig seyn, Freundinn! wenn es nicht durch deine Schuld geschah, und sey auch zufrieden, wenn ich dir sage, daß es in deiner Macht steht, deinen Gatten wieder zurücke zu führen.

Ich vertheidige deinen Gatten nicht, Cidalise! ich wiederhole es dir, aber denke, daß oft schon durch eine feurige Gelegenheit hingerissen, durch flüchtige Bezauberung verführt, der ehrlichste Mann die Wege der Tugend verlassen hat. Eine gereizte Einbildungskraft überläßt sich leicht dem Reize der Wohllust, ohne daß oft das Herz der Gattinn entsaget. Wohllusttrunken liegt oft der Verirrte in den Armen einer Geliebten, und gestehet doch im Herzen die kostbare Empfindung der Freundschaft nur allein seiner Gemahlinn zu. Sey auf deiner Hut, meine Theure! überlasse dich nicht eifersüchtigen Empfindungen, bringe nicht bittere Klagen und Vorwürfe vor — bleib immer die Freundinn deines Mannes, und erwarte eine zärtliche Rückkehr. Du bist vielleicht für sein Herz noch lange nicht gleichgültig, mache dich nicht verhaßt, und verschließe dir selbst das Herz deines Mannes nicht, zu dem du tausend Zugänge noch hast. Der Zeitpunkt ist mislich und entscheidend, eine kluge Frau weis davon Gebrauch zu machen. Verberge deinen Kummer, verstelle deinen Verdruß, und rufe deinen flüchtigen Ehegatten bloß durch eine liebenswürdige Sanftmuth zurücke. Glaube mir, die neuen Rechte, die du dir über seine Hochachtung erwerben wirst, werden die Bande, so ihn an dich ziehen, mit neuen Knoten befestigen.

gen. Lebe wohl, und denke, daß ich deine wahre Freundinn bin.

Die Mutter an ihr Kind in der Wiege.



Ja, das Verhängniß hat meine Wünsche gekrönet. Ich bin Mutter! dieser zärtliche Name ist so heilig für mein Herz; so rührend tönt seine Aussprache in meiner Seele. Was ist wohl der Glanz aller prächtigen Titel gegen diesen zärtlichen Namen! O du einziger Gegenstand meiner Wünsche, geliebtes Kind! wie theuer bist du meinem Herzen! Die aufgehende Morgenröthe deines Lebens wirft noch den schwächsten der Strahlen durch den grauen Nebel deines Nichts. Du bist noch kaum; o höre doch die Stimme, die dir ruft! es ist die Stimme deiner Mutter: aber nein, du hörest meine Töne noch nicht, noch schlägt dein Herz dem meinigen nicht entgegen; dicke Finsternisse umhüllen noch deinen Verstand. Dein Herz schweigt, du kennest noch nicht die Stärke des Gefühls, und den Ausdruck der Sprache; aber ich sehe dich doch, ich drücke dich an mein Herz, schließe dich in meine Arme,

me, und überhäufe dich mit meinen Küssen. Giebt wohl die Natur einen wichtigern Stoff meinen Gedanken, als dich, bestes Geschenke der Liebe? diese selige Empfindung, die mich bey deinem Anblick begeistert, verschönert mir die ganze umherliegende Natur. Nichts schmeichelt meinem Herzen mehr, an Nichts nimmt meine Seele Antheil, als an dir. — Wesen meines Wesens! sieh diese holde Waldungen, wie majestätisch breitet die schwarzgrüne Tanne langen Schatten um sich her. Sieh diese lächelnde Fluren, wie düftende Blumen sie bedecken, dort will ich dich in Schatten hintragen, und da Blumen brechen, um dich zu schmücken. Schon zähle ich mit Vergnügen die Schätze des Frühlings, ich will dich hinsetzen in die blühende Flur, mit Veilchen sollst du spielen, und mit der Schlüsselblume dich unterhalten.

Wie doch die Sonne so prächtig glänzet! sie glänzt auch für dich, gutes Kind! — Ah, wenn die Natur schon bey der ersten Kindheit deiner Tage mir so viele Freuden gönnt, — was werde ich in der Zukunft nicht alles fühlen! wird mein Schicksal nicht des Neides würdig seyn? Mich däucht schon, daß deine schwachen Arme sich zärtlich um meinen Hals schlingen, zärtlich siehst du mich an, und dein Haupt sinket langsam

an

an den Busen, der dich nährte. Bey jedem Schritt lächelst du mir entgegen, und deine unschuldigen Spiele werden die Unterhaltungen meiner Tage seyn. Alsdenn — alsdenn werden noch seligere Tage meine Wonne vergrössern. Die Vernunft wird allgemach deine Seele aufklären, du wirst die Würde deines Daseyns ganz fühlen. O eilet herbey, glückliche Jahre! Aber — was sind meine Wünsche? Vielleicht ist das Unglück deiner Tage mit diesen Zeiten verwebt. Nun schläfst du noch ruhig in deiner Wiege, kennst die Ungeheuer des menschlichen Lebens noch nicht: der schwarze Argwohn, der düstere Neid wird noch von deinen Windeln verscheuet, er lauert nur in seiner Höhle, und verschont dich, weil du noch nicht Empfindung genug hast, die Schärfe seiner vergifteten Pfeile zu fühlen. Hier in der Wiege, armes Kind! stört noch nichts deine sanfte Ruhe. — Lächelnd erwachst du, und dein Aug kennt noch nicht das menschliche Elend. Was wird aus dir werden? Welcher Gedanke! — Schon verschwindet die Schönheit der Flur. Schwarze Wolken ziehen sich am Horizont auf; Winde heulen durch den Tannenwald her, und Schrecken bemächtigt sich meiner Seele. — Wehe dir, daß du gebohren bist! Qual und Elend erwartet dich in diesem grossen Tollhaus der Welt. — Kein Bollwerk

werk ist für die Tugend errichtet, um sich wider die Bosheit zu schützen, und der Dummheit Majestät macht Verdienste zu kerkerwerthen Verbrechen. Schließe deine Augen wieder, eh du erwachest, eh du Menschen siehst, die sich in scheckigten Flecken brüsten, und Stolz in der Narrenkappe suchen. — So sprach die gute Mutter, dann weinte sie eine Thräne der Tugend, und sang:

Höre, Mädchen, meine Bitte!
Heil'ge Tugend leite dich,
Leite deines Lebens Schritte,
Liebes Mädchen, höre mich!

Denn hienieden wirst du nimmer
Ohne Tugend glücklich seyn.
Flieh des Lasters eitlen Schimmer,
Und der Thorheit falschen Schein.

Bange schwermuthsvolle Klagen,
Die das Elend oft erzwingt,
Stiller Schmerz, geheimes Zagen,
Das nach Trost vergebens ringt;

Alles kann die Tugend lindern;
Sie verkehrt in Lust das Leid,
Und giebt Wonne ihren Kindern
In der Selbstzufriedenheit.

Deines Schöpfers heil'ge Rechte,
Gutes Kind, beschütze dich!
Wandle durch des Lebensnächte
Mit der Tugend schwesterlich.

An Sophien.



Theure Gattinn!

Nach so viel vergebenen Versuchen, die ich angestellt habe, dich auf dich selbst, und auf die Folgen deines Betragens aufmerksam zu machen, wähle ich, um wenigstens alles, was an mir lag, gethan zu haben, auch noch diesen, dich bey dir selbst anzuklagen, und deine sonst so helle Vernunft zur Schiedsrichterinn zwischen uns beyden aufzufordern. Wir sind jetzt 5 Jahre verheurathet, Sophie! Du weißt es, ob ich in aller dieser Zeit dir die unveränderte, sich stets gleiche Fortdauer einer Zärtlichkeit bewiesen habe, die bey ihrer Entstehung keine Grenzen kannte. Es kömmt mir nicht zu, auf die Gerechtsame zu trotzen, die ich mir durch die Zuvorkommung deiner Wünsche, durch meine aufmerksame Achtung, und durch meine zärtliche Ergebenheit, über dein Herz, das stets dem Eindruck edler Gefühle offen zu seyn pflegte, erworben zu haben schmeichle; auch würde es mir übel anstehen, Erwiederungen zu fordern, die deine Liebe nicht von selbst zu geben bereit ist. Es steht mir aber nicht übel an, dich zu erinnern, daß du Mutter und Gat-

Gattin bist, und daß diese beyden Namen dir geheiligte Pflichten auflegen; und es kömmt mir zu, die Gerechtsame meiner Ehe, und die noch heiligern Gerechtsame meiner Kinder, geltend zu machen.

Du hast deren zwey, Sophie! zwey Wesen, die nächst dem allmächtigen Urheber ihres Lebens uns ihr Daseyn zu danken haben, und die eben daher auch ein gegründetes Recht haben, von uns zu fordern, daß wir ihnen die Glückseligkeit dieses ihres Daseyns, so weit Menschen dieß können, auf ihre ganze Zukunft sicher stellen sollen. Gott selbst, Sophie! that durch die Güte, mit der er diese ihm theuren, kleinen Geschöpfe unsern Händen anvertraute, die grose Forderung an uns, ihm in Zeit und Ewigkeit für ihr Wohl einzustehen, wenn es durch unsere Schuld vernachläßiget worden wäre. Laß uns zittern, Sophie! hier irgend etwas zu verabsäumen, oder unsere Neigungen und Leidenschaften den strengen Pflichten vorzuziehen, die diese Forderungen uns auflegen.

Du — es thut mir weh, dir diesen Vorwurf machen zu müssen — du, Sophie! kannst dich bey dir selbst nicht von der Beschuldigung freysprechen, dieß schon oft gethan zu haben.

Nehmen

Nehmen nicht, zum Beyspiel, die Befriedigung deiner Neigungen, dein Puz, deine Besuche, deine Zurüstungen zu Besuchen, und deine Vergnügungen alle die Zeit hin, die der Aufsicht über dein Hauswesen, und noch mehr, der weit wichtigern Aufsicht über deine Kinder gewidmet seyn sollte! diese bleiben unterdessen den Händen treuloser, oder ungesitteter Bedienten anvertrauet, die durch strafbare Gefälligkeit gegen ihre aufwachsenden kleinen Leidenschaften eben so sehr ihre Gesundheit zu Grunde richten, als ihre Sitten verderben, und denen man, wenn sie dieses alles thun, es noch zum Verdienst anrechnen muß, nichts ärgers, mit den armen kleinen hilflosen, ihnen überlassenen Geschöpfen, gethan zu haben. Möchte doch die Aufrichtigkeit jeder unbesonnenen Mutter, die ihr Kind fremden, gedungenen Händen überließ, dir, Sophie! hier zu deiner Warnung jede schreckliche Geschichte mittheilen, die ihr oft ihr Kind aus den Armen riß, und sie auf ihre ganze Lebenszeit mit dem nagenden Vorwurf belastete, selbst Schuld an dem Tode, oder doch dem lebenslangen Elende dieses ihrer heiligsten Aufsicht anvertrauten Geschöpfes gewesen zu seyn.

Wenn dich nun Gott den Folgen deiner Unbesonnenheiten überließe, und es seiner Gerechtigkeit gefiele, die Beyspiele bestrafter Mütter durch dein Beyspiel zu vermehren, und dich in deinen Kindern unglücklich werden zu lassen; würden deine jetzigen Zerstreuungen, deine eitlen Vergnügungen, die Putz, Spiel, und die Bewunderung deiner Anbeter — ein beleidigender Gedanke für das Herz einer rechtschaffnen Frau — dir verschaffen, würden alle diese Thorheiten dich für jenen herben Jammer schadlos halten, das Unglück, oder den Verlust deiner Kinder, als eine Folge des Genusses dieser elenden Freuden zu wissen? — In welchem Grade müßte deine Seele von deinem Abgotte der Welt schon verdorben seyn, wenn du dich getrauen könntest, mir dieses mit Ja! zu beantworten! — oder wenn dich nicht bey dieser blossen Vorstellung schon von selbst vor allen den Vergnügungen eckelte, die dir das herannahende Alter, oder, oft nur eher eine eben durch sie erzeugte Krankheit, ohnehin, früher, oder später, entreissen, und dich dann, mit einem leeren, zu elenden Beschäftigungen gewöhnten Herzen, ohne das Bewußtseyn guter, uns folgender Thaten, dir selbst, dem Eckel und dem Schmerze der Krankheit, und der Furcht des Todes, überlassen werden! oder glaubst du, Sophie! daß

ich

ich hier etwas übertreibe — daß es so arg nicht werden wird? — Wenn das ist; so wirf nur einen prüfenden Blick auf dich selbst — auf unser Hauswesen — und auf unsere Kinder! — Sieh dich an! Die jugendlichen Rosen deiner Wangen sind größtentheils verblüht; das Feuer in deinen sonst so schönen, lebenden Augen, ist erloschen.

Nachtwachen, Unruhe — verzeihe der aufrichtigen Freundschaft deines Gatten diese harte Wahrheit — niedrige Leidenschaften, Neid und Gewinnsucht, oder wenigstens gerechte Furcht, durch deinen unmäßigen Verlust im Spiel mich vollends zu verderben, nebst wildem Tanzen, und übertriebenem Sitzen am Spiel, — oder Putztische, haben deine Jugend vor der Zeit verblühen lassen, und die Farbe der Gesundheit von deinen Wangen gewischt. —

Du bist nicht mehr, die du warst, wie ich zu meiner unaussprechlichen Seligkeit mit dir verbunden ward. — Deine reizende Fröhlichkeit ist verschwunden; und deine offene Güte, unschuldsvolle Ruhe, und scherzende Laune hat sich in Unmuth, geheime Unzufriedenheit mit dir selbst, und verdrießlichen Unwillen gegen alles, was dich umgiebt, verwandelt.

Wo sind die reizenden!, frühen Morgen, die ich in unserm Gärtchen, entzückt durch den Genuß der herrlichen Natur, in der Gegenwart unserer frohen jauchzenden Kleinen mit dir zu erleben dachte? — Ha! meine Sophie schlummert sie weg im Schoose des schweren Schlafes, der nach durchwachter Mitternacht, vom späten und ungesunden Abendessen noch mehr vergiftet, sich mit äugstlichen Tränmen über sie herabsenkt, und sie erst hoch am Mittage wieder aus seinen erhitzenden Fesseln entläßt; da sie denn mit aufgedunsenem Gesichte, verdrießlicher Miene, und trübem Auge, zu den gestern verlassenen Beschäftigungen wieder zurückkehrt, um durch die Hilfe der Kunst die verlohrnen Schönheiten der Gesundheit zu ersetzen, um wieder auswärts zu siegen, und im Zirkel eitler Gesellschaften das zu seyn, oder zu scheinen, was sie in ihrem Hause zu seyn längst aufgehört hat.

Wenn du dieses Bild treu gemalt findest; — und du müßtest deine Vernunft verläugnen, wenn dem nicht so wäre — so sieh jetzt auf das noch traurigere Bild deiner Kinder. Vergleiche diese armen Kleinen mit den Kindern deiner weisern Schwester! Kleine abge-

zehrte

zehrte Gesichtgen, mit bleicher, kranker Farbe, traurigem Ansehen, und eingefallenen Augen, predigen laut die wenige Aufsicht, die ihre arme getäuschte Mutter, seit dem Anfange ihres Wesens, auf ihr Leben, und auf ihre Gesundheit gehabt hat. Und noch lauter predigen tausend schon eingerissene Ungezogenheiten, ihre kleinen tobenden Leidenschaften, und das öftere Aussprechen solcher Worte, die noch nie ihre Ohren hätten beflecken sollen, die noch wenigere Aufsicht über ihre Sitten, die unter den Händen zügelloser Bedienten nicht besser erwartet werden kann; da jene hingegen mit jugendlicher Kraft, im vollen Aufblüh'n des Lebens dastehen, und mit ihren holden, fröhlichen Gesichtgen, und mit ihren gedrungenen, festen Körperchen, jedem, der sie ansieht, nächst der Güte ihres Vaters im Himmel, die weise Sorgfalt ihrer Aeltern für den herrlichsten Schatz ihrer Kinder, für ihre Gesundheit, verkündigen, und so auch durch das sanfte, liebliche, einnehmende Betragen, und durch ihre gottgefallende, noch kindische, und doch rührende Frömmigkeit, die eben so grosse Schönheit ihrer jungen Seelen verrathen, welche nur durch eine weise und sorgfältige Erziehung diesen Grad von Güte zu erlangen pfleget.

Wenn ich dich nun noch, ohne dich zu sehr zu betrüben, bitten dürfte, nur den kleinsten, flüchtigen Blick auf unser Hauswesen, auf die Zerrüttung, die allenthalben herrschet, auf die Ausgelassenheit der Bedienten, auf die Verschwendung unsers Vermögens, und auf den, nothwendig daraus entstehenden, sich uns nähernden Mangel, nebst der Gemüthsverfassung, in die mich alle diese traurigen, schrecklichen Aussichten, versetzen müssen, zu werfen; mich, der ich Vater und Versorger seyn sollte, und auch gerne wollte, der bittern Kränkung nicht einmal zu gedenken, die es für meine Zärtlichkeit gegen dich ist, mich so von dir vergessen, und die Frau meiner Wahl so in ihrer Würde gesunken zu sehen, — wenn ich dich bitten dürfte, sage ich, auf alles dieses noch einmal ernsthaft deinen Blick zu werfen; so zweifle ich nicht, daß dieser aufmerksame Blick auf unsere ganze Verfassung dich nicht dir selbst wieder geben, dich von deinem Verderben zurückrufen, und mich nach langem Kummer, nicht wieder, wie ehemals, durch deine Liebe und durch deine Tugenden, zum glücklichsten Manne machen sollte.



Wunsch

Wunsch einer zärtlichen Gattinn,
als sie ihrem Mann eine Blume überreichte.



Gatte! nimm die Blume hin —
Sie ist jetzt, was ich noch bin,
Blühend, jung und schön:
Doch wird sie auch so, wie ich,
Glaub mir, Gatte, sicherlich,
Bald in Nichts vergeh'n.

Denk, dein Weib blüht auch für dich,
Doch der Tugend weiht sie sich
Soll die Schönheit fliehen,
So wird, wenn die Jugend weicht,
Die nur einer Blume gleicht,
Doch ihr Herz noch blühen.

An Cleis, die Gattinn.
v. Berghofer.



Seit unserer Vereinigung, Cleis! bin ich so ganz deines selenfreundlichen Umgangs, der nahen Antheilnehmung deines Herzens, deines zärtlich sorgsamen Anblicks gewohnt. Du selbst bist meiner Seele so eigenthümlich ge-

 wor-

worden, wie der innigste meiner Gedanken! Du weißt es, auch bey dem tiefsinnigen Geschäfte des Nachforschens habe ich dich gerne um mich: in einer Sphäre mit dir, kann ich die Wahrheit leichter entdecken; alles gewinnt in deiner Gegenwart eine sich öffnende Vertraulichkeit, alles wird willfähriger, geselliger. Ohne dich — öder Gedanke! wer theilt mit mir die innigsten Empfindungen, und denkt meine geheimsten Gedanken mit? wer lächelt mir so getreu, und dringt mit Wohlwollen erquickungsvoll in das Innerste meiner Seele?

Erfülle nun die Absicht deiner Reise, liebe Cleis! und sammle für dich und den jungen Weltbürger, den du unter deinem Herzen trägst, die heilsamen Gerüche der freyen Landluft! ich habe dich der Natur anvertraut; sie möge durch ihren kraftvollen Einfluß deine zarten Glieder stärken, und deine reine Seele mit den Bildern der lächelnden Unschuld ergötzen! — wandle sorgenlos, redliches Weib! auf ihrem getreuen Boden! mein Herz begleitet dich überall hin — wenn du leise an abhangenden Schatten im Thale irrst; oder längst einem Walde die unverwelklichen Blümchen lesest, damit für mich, dessen Ankunft du nun bald hoffest, dein Busen, wie dein Herz mit

häus-

häuslichen Tugenden, geschmückt ist. Ach, eine Thräne der treuen Sehnsucht fällt darauf! — mein Andenken rührt dich. Ich weis es, du liebvolles Geschöpf, wie nah ich deinem Herzen bin!

Gieb mir deinen Arm! — Du zierest die Gegend, die dein Fuß so ganz schüchtern betritt! Du liebst die bescheidene Tugend, die sich dem Auge der Welt entzieht, und suchest die Stille, — die kühlen Schatten unsrer einsammen Lauberhütte. Ich habe sie gebaut dir zu Liebe, eingeweiht deinem keuschen Herzen, und der stillen Betrachtung unsrer liebenden Seelen — nicht für einen Sommer; gleich unsrer Liebe dauerhaft schön, wie du mit Küssen betheurtest. Ich bog junge Erlen und hellgrünende Buchen unter zwo Tannen, die feyerlich vereint am Eingange hervorragen.

Diese Erinnerungen, Cleis! seyen indessen Genuß für dich, wenn du ohne mich diesen stillen Schutzort besuchest — Erinnerungen, die so heilig wie unsre Zärtlichkeit, so süß wie unsre Thränen, die aus höherer Seelenliebe und aus Liebe zur Tugend vereint flossen. Dort bist du frey genug, auf mich ausruhend zu denken, und in diesem Gedanken einzuschlummern.

mern. Wenn dich dann der süße Traumgott umschleicht — nur mit vergnügten Phantasien müsse sich deine Einbildungskraft beschäftigen — so beneide ich die vertraulichen Zephire. Hätt' ich den Zauberstab, süßes Weibchen! ich würde jede Gegend um dich her zu einem Paradieß verschönern! — Lebe wohl, möchtest du aus dem Schooße der Natur so kraftvoll wiederkehren, als du Freuden in meiner Umarmung empfängst.



Seligkeit der Tugend.



Laura war schön, blühend war sie,
wie eine entfaltete Rose, an dessen purpurnen Blättern
sich die Sonne im Morgenthau spiegelt.
Majestätisch wallte ihr nußbraunes Haar
den weißen Nacken herunter.
Grazien ordneten ihren schlanken Wuchs, und der Ton ihrer Stimmen
war Melodie der Natur.
Freudig hüpfte sie, wie ein munteres Reh,
im schattichten Thale, wo ambrosische Gerüche

von Kräutern düften.
Balsamischen Wohlgeruch von Frühlingsblumen
trugen gaukelnde Westwinde mit leichten Flügeln
der aufgehenden Sonne entgegen,
zum Geschenke des erwachenden Morgens.
Schon siebzehn wiedergekommene Mayen
feyerte Laura im Rosenmond;
denn siebzehnmal blühte die hohe Linde
an der Hütte von Laurens Aeltern,
seitdem die Gottheit dieses Geschenke der Liebe
den Redlichen gab.
Die Sonne gieng auf; und feyerlich rauchten
die Berge in der herumliegenden Gegend;
so, wie einst auf Abels Altar
das Dankopfer rauchte.
Mit dankvollem Herzen heftete Laura
ihr selenvolles Aug zum Himmel.
Wonne schlich in ihr unschuldiges Herz. —
Die blühende Wiese und das lachende Kornfeld,
mit friedvollen ländlichen Hütten vermischt,
entzückte ihren erstaunenden Blick.
Ganz fühlte sie die Herrlichkeit des Frühlingsmorgen:
mit heiligem Entzücken stund sie da, sprachlos und staunend.
Tausend zärtliche Thränen machten ihrem Gefühle Luft.
Mit emporgehobenen Händen bethete sie,

die

die Unschuldige, so zum Himmel:
Dank dir! — Dir Geber meines Lebens! —
Dank dir für das Wonnegefühl dieses Mor-
gens! —
Schön ist deine Welt, die du erschaffen:
aber noch schöner das menschliche Antlitz,
wenn noch kein Laster seine Züge entheiligt hat,
und wenn noch Friede und Tugend sich darinn
spiegeln.
In ihrem Lenze, in ihrem jugendlichen Schmuck
ist itzt noch die lachende Natur:
Und auch ich, bestimmt, einst auf den Wegen
der Tugend
zu Dir, Unsterblicher! zu kommen,
auch ich bin noch im Frühling meiner Jahre.
Aber sie, die Zeit der Wonne,
soll nicht in Tändeleyen vorübergleiten.
Ich will Früchte der Tugend tragen,
und alsdenn, wenn der Winter meiner Jahre
kömmt,
sanft in die Grube sinken.
Die welkende Hülle soll die mütterliche Erde be-
decken,
wie bey des Winters verderbender Kälte
sie die Wurzel des Baumes deckt,
der im Frühling wieder zu neuen Blüthen
erwachet.
So sprach Laura, und durch blaulichte Wolken
sah

sah ihr blaueres Aug zum Himmel auf. —
Weil sie noch so stunde, so ertönte im nahen Laube
die Stimme des schönsten der Jünglinge.
Attenor war es, — der beste der Menschen.
Rechtschaffenheit stralte in seinem heitern Auge,
und Bescheidenheit war auf seiner männlichen Stirne.
Längst liebte er Lauren: — gut und unschuldig liebte er sie,
so wie in Edens Gründen
unsere ersten Aeltern sich liebten,
ehe die Sünde die Erde schröckte.
Da stund er, der gute Jüngling.
Heilige Treue und Liebe schwur er dem Mädchen zu.
Namlose Wonne strömte durch den Busen
der Liebenden.
Schon wandelten sie Arm in Arm
durch die blühenden Fluren,
als Laurens Mutter sie belauschte.
Unter dem schützenden Schatten
einer alten Linde
bereitete die gute Mutter ein Frühstück.
Hänflinge und Meisen waren auf dem hohen Gipfel des Baumes
und stimmten ihre Kehlen zu ländlichen Konzerten.
Auch Laurens alter Vater kam herbey,

gelehnt

gelehnt auf seinen Stab, und freute sich,
daß Attenor sein Mädchen liebte.
Du, so sprach er: Du Attenor, meines verstorbenen
Freundes Sohn,
du, der frömmste unter den Jünglingen dieser Gegend! —
Stets fielen meine Wünsche auf dich:
Nimm meine Einwilligung, — und die Gottheit gebe
Euch Segen und Glück! —
Die Gottheit hörte das Gebet dieses Frommen,
und Segen strömte vom Himmel herab,
wie wohlthätiges Thau auf die Blume strömt.
Selig lebten sie viele Jahre dahin.
Endlich rufte die Stimme des Ewigen
Attenors Freundinn zu sich.
Sie starb, und ihre letzte Umarmung
heiligte der Freundschafts Kuß. —
Ich sterbe nicht, Attenor! so sagte Laura:
nur entkleidet sich meine Seele,
um dich in den Gegenden ewiger Wonne
mit neuen Reizen zu empfangen.
Näher werden wir uns dort in der Ewigkeit umschließen,
wenn nichts mehr die Liebenden trennt,
und gleich gestimmte Seelen nur Eins werden.

So

So sprach sie; — und lächelnd schlos sie ihr
Aug.
Todtenblässe überzog ihr Gesicht,
und die Röthe ihrer Wangen wich, wie die
Röthe der Rose
beym Dampf des Schwefels.
Sie entschlief, und Attenor sammelte
die Asche der Entselten in eine marmorne Urne.
Die setzte er im Schatten dunkler Zypressen,
und pflanzte hohe Pappelbäume umher,
und schrieb in den Marmor
diese Grabschrift:
Meine Gefährtinn war sie,
und ist weg gewandelt
hin in eine seligere Gegend,
wo Ruh und Zufriedenheit thronen. —
Sie war im Frühling ihrer Tage,
und ich begann meinen Morgen;
da fand ich sie — sie mich, und liebvolles
Gefühle
goß segnend des Lebens Wonne auf uns.
Froh, vereint mit Unschuld und Tugend,
entflohen unsere Tage,
sanft und schnell, wie die Baumblüthe im
Frühling,
eh sie ein Sturmwind entblättert.
Doch ach! die Blüthe fiel ab — geschüttelt,
durch die räuberische Hände des Todes
ward

ward mir die Rose geraubt, die ich pflegte.
Langsam sank sie dahin; an meinem fühlenden Busen
welkte sie, die Gute! zur Verwesung hin.
Ruhe sanft, beste der Sterblichen! nie schlug ein edleres Herz
im Busen des Weibes —
Ruhe selig! — sanft beleuchte der Mond deine Asche,
täglich durch Attenors Thränen geheiligt.

Vom Frauenzimmer.



Der Charakter des Frauenzimmers unsers Zeitalters ist so sonderbar, daß man schier keine Benennung findet, sich über selben auszudrücken. Es waren einst Zeiten, in welchen sich die Merkmale weiblicher Güte leicht bezeichneten! aber nun sind sie die schwankendsten, undeutlichsten, und trüglichsten. Mode, große Welt, Ziererey, Empfindeley rauben alle jene Merkmale der innerlichen Herzensgüte, und nehmen verfälschte Außenseiten an, die bey unsern Voráltern keine weibliche Kunst, kein Firniß der

der Erziehung, keine, nur in der großen Welt erlernte, Miene der Theilnehmung nachzumachen wußte. Wie angenehm mußte es damals nicht gewesen seyn, da man noch Schönheit und Unschuld auf ungeschminkten Stirnen erblickte. — Engelsseelen stralten noch aus dem unverstelltem Auge des Mädchen, und Durst nach Bewunderung und Affektation künstelten noch nicht die Lüge auf ihre Wangen.

Dort schleicht Rosette im leichten Gewande.— Scheinbare Reize locken den Jüngling nach ihren flüchtigen Schritten. Eine Seele voll Güte verräth ihr heuchelndes Aug, und bezaubert die leichtgläubige Einfalt. Der Jüngling lernt Rosetten kennen, und findet an ihr nicht das Ideal seiner Schwärmerey. Seine erhitzte Fantasie betrog sich; Rosette war nicht das, was sie schien.

Hier sitzt Selinde im Zirkel feiner Gesellschaft. Sanfte, biegsame Höflichkeit ist zu ihrer Seite. Der holde Ton jungfräulicher Sanftmuth auf ihren Lippen, und holde Gefälligkeit in ihrem Auge; aber eben diese holde Selinde spottet ihrer ärmern Gespielinn: behandelt mit Härte ihre Freundinn, und gießt den bittersten Spott, und lieblosesten Tadel über die Abwesenden aus.

So, wie die Mädchen, sind auch die meisten unserer Weiber. Sie machen das Entzücken der Beau monde, in der sie leben. Cidalise hat den stärksten Anspruch auf eine fühlbare Seele. Sie ist Schiedsrichterinn des Geschmacks, sie beurtheilt jede Schönheit eines dichterischen Ausdrucks, der das Gefühl mit wahren Farben entwirft. Jede rührende Stelle in einem Buch, das sie las; jede thränenauspressende Schönheit eines affecktvollen Trauerspieles fühlt sie mit Wärme der Seele, und alles dieses preißt sie, bewundert sie und beweint sie.

Doch eben diese Cidalise ist in ihrem häuslichen Leben kalt; kalt für das wahre Gefühl des Guten; für jede im Stillen ausgeübte Handlung der Pflicht, die Gott nur zum Zeugen hat, — kalt. Cidalise ist die Geisel ihres Mannes, die Plage ihrer Diener, und der Schrecken für ihre Kinder, die sie mit modischer Kälte und Zurückhaltung empfängt, und sie österts zurück stößt, als wenn sie ihr nicht angehörten.

Themire lebt in allen Schwelgereyen des Glücks. Sie vertändelt ihre Tage in den ausgesuchtesten, üppigsten Freuden der verfeinerten Wollust. Vor der Welt hat sie die Miene der Güte; die Maske der Mildthätigkeit deckt ihre

harte

harte Seele. Pralerisch großmüthig legt sie angestellten öffentlichen Sammlungen für die Armuth das Ihrige bey, und verstelltes Mitleiden erkünstelt eine Thräne in ihrem Auge.

Da, wo man sie bewundert, ist sie ganz Mitleid, ganz Menschenliebe; aber nicht so ist Themire auf ihrem Zimmer. Da seufzet vergebens der Unglückliche an ihrer Thüre.

Glycere vernichtet ihren Mann, oder beerdigt ihn; just, wenn man in der Welt gar nicht auf sie gedenkt. Er ist, sagt sie, in seiner Familie zu gar nichts nütze, als ein Beyspiel seiner vollkommenen Unterwürfigkeit gegen mich zu seyn. Ich bin die Frau, und er ist der Mann, obwol wir uns, wenn wir auch gleich ein Haus bewohnen, oft halbe Jahre lang nicht sprechen. Mein Herr bezalt die Diener und den Koch, und ich bin die, die die Gastereyen giebt. Wir leben übrigens, sagt Glycere, ganz gut, und mein Mann hat im Geringsten nichts einzuwenden, wenn man auch in der halben Stadt Herrn Gleimour, der unser Hausfreund ist, für meinen Mann hält. Aber, Glycere, erwiedert einer aus der Gesellschaft, ich könnte ihre Handlung gegen ihren Gatten nicht billigen. Nicht, sagt Glycere, und meine Lebensart ist doch nach

 der

der Mode — — — Bravo! Bravo! — Hier klatschte die ganze Gesellschaft und der Fragende ward wegen seiner Einfalt verlacht.

Gespräch.



Timant. Aber Schwester! du sollst doch mehr Achtung für das Publikum haben. Die halbe Welt glaubt ja, daß Raymund dein Mann sey. Man sieht dich immer mit ihm. — Schwester! du bist doch dem gemeinen Ruf Ehrfurcht schuldig. —

Philinde. Raymund ist mein Freund. Ich bin ihm viele Verbindungen schuldig.

Timant. O ja! ist aber dein Mann minder dein Freund? Hast du weniger Verbindungen gegen ihn?

Philinde. Ich weis wohl, was ich ihm schuldig bin.

Timant. Das weißt du, Philinde? — O ich bedaure dich! du machst zween Menschen unglücklich. Zu Raymunds Glück fehlt nichts, als der Ehekontrakt, und zum Glücke deines Gatten

ten nichts, als dein Herz. — Aber das sind bey euch Kleinigkeiten.

Ein eingesandtes Stück.

Wünsche eines Knaben am Namenstage seines Vaters.

Eine häusliche Scene.



Knabe. Ja, beßter Vater! — Es ist wirklich so! — Mein Herz sagt es mir. —

Vater. Was sagt es dir, lieber Knabe? —

Kn. Daß es nur Wünsche sind, was ich sprach, — daß Wünsche meistens das bleiben, was sie sind, — und daß es schmerze, Dinge zu fühlen, die man zu thun außer Stande ist. — Dieser Gedanke macht mich unruhig, untermischt mir die Freuden des heutigen Tages mit Traurigkeit.

Vat. So eine Traurigkeit ist edel, mein Kind! — Und eben diese Unruhe ist ein Beweis deiner ruhigen Seele. — — Du bist deinen Aeltern Trost! — Der Himmel segne dich dafür — durch den Segen deines Vaters! — Der herrlichste Lohn sey dir meine Liebe und Sorge. —

Kn. Aber, ich wünschte alles — alles für Sie zu thun, und kann es nicht — und liebe Sie zärtlich! —

Vat. So thust du Pflicht, — und das heißt genug, — heißt alles thun. — Ich bins zufrieden. — Wahr ist es, Knabe, Wünsche sind Wünsche, bleiben es oft. — Aber der Herr kann sie erfüllen: — erfüllet wirklich, was seiner heiligen Vorsicht gemäß: ist mein Vater, wie der eurige. — — Und ich! — o ich lebe den heutigen Tag für mich, so wie ich jeden Tag meines Leben für den hinlebe, der sich seines Vaters würdig machet.

Kn. Gewiß, Ihre Wohlthaten sind zu groß, sind zu viele, als daß sie der Dank und das Wohlverhalten Ihres Sohnes verlieren könnte. — Sie sind mir alles — alles auf der Welt. Ihre Hand ist meine Veste, — Ihr Auge mein Licht, — Ihre Rede mein Trost, — Ihre Vatersorge meine Erhaltung, und jeder Schlag Ihres Herzens ist mein Leben. — O, wie dauern mich Kinder, die keine gute Aeltern haben!

Vat. Guter Knabe! Ein Vater, der seine Kinder liebet, wird nie müde ihnen wohl zu thun, um sie einst glücklich zu sehen: er

ver-

verwendet alles darauf, dem Staate einst nützliche Mitglieder zu verschaffen. — Was würde es sonst mit uns seyn? — Religion und Thätigkeit müßen euch glücklich machen, und Verstand und ein gutes Herz müssen euere Vorzüge seyn. — — —

Kn. Ja, theuerster Vater! zum heiligsten Gesetze will ich es mir machen, Ihrer Leitung zu folgen, Ihre Absichten zu erfüllen. — Sollte ich auch nur eine Stunde in meinem Leben undankbar, unfolgsam, die Quelle eines väterlichen Schmerzen seyn, — o so müßte diese Stunde mit Schande gebrandmarkt unter den verworfenen stehen! — Ich sehe es mit ruhiger Seele, daß uns gute Erziehung glücklich mache. — Die Zukunft meines Lebens, noch in Dunkel verhüllet, läßt mich Freude hoffen, so wie sich sanfte Lämmer im stillen Thale freuen, wenn die Sonne am schönen Abende über sie niedergeht.

Vat. Ja, mein Kind! Wir thun wol, was wir können, werden es ferner thun. — Aber, — — gieb Acht, — ich will dich nun etwas lehren. — Sieh einmal mit der gleichgültigsten Miene über das Getümmel der Menschen hin, oder — — —

Kn. Aber das ist mir ja unmöglich? —

Vat. Stelle dich wenigst, als wenn du darüber hinsähest, gleichgültiger darüber hinsähest, als über den Haufe der Ameisen, die dich zum Lobe des Schöpfers, und zur Thätigkeit reizen. — Und was siehst du? Siehst ein Schauspiel, wo der seine Rolle gut zu spielen scheint, der es oft nicht einsieht, daß es eitel Schauspiel ist. Siehst eine Menge Geschöpfe, die sich alle aus ihrer Niedrigkeit herauswinden, und groß scheinen wollen, da sie klein sind. — Siehst Menschen, die ganz vergöldet sind, und doch niederträchtig handeln: — hier eine Klasse, die das Metall zur Philosophie führen soll: — dort eine Gesellschaft, der, um glücklich zu seyn — gesunder Menschenverstand fehlet. Wirst unter zwanzig vernünftigen Thieren jedesmal etwa drey finden, die Verstand im Kopfe, und ein ehrlich Herz haben. — — Doch — laß uns aufhören, über Menschen zu klagen; sie bleiben, wie sie sind, werden niemal, wie sie seyn sollen.

Kn. Aber wie hart muß es seyn, liebster Vater, unter diesen Menschen zu leben? —

Vat. Und doch leicht für den, der sich nicht schämet, fromm zu leben, nicht fürchtet,

ehr-

ehrlich zu seyn. — Der Herr hilft uns, mein Kind, — er führt uns den Weg der Weisheit und seiner endlosen Güte, führt uns diesen Weg mitten unter dem Getöse der Laster, die sich, wie ein aufschwellender Strom, fürchterlich um uns her thürmen.

Kn. Dank sey Ihnen für diese Lehren, und für jedes Wort soll der Himmel eine Reihe der Jahre in der Dauer Ihres Lebens ansetzen. — Mein Gebeth soll immer zum Ewigen steigen, und er soll es hören, da ich für meinen Vater bitte, soll das Ruffen der Kindesliebe und Zärtlichkeit hören. Er wird Sie uns erhalten, — wird uns noch lange das Glück, das unschätzbare Glück schenken. Ihre Vaterhand zu küssen, Ihren Segen zu empfangen.

Vat. Gut, lieber Sohn! Diesen sollst du allezeit haben, sollst ihn, — wenn ich jenseits des Grabes bin, noch haben. — Danke dem Himmel, daß er dir ein gutes Herz gab, und mißbrauche es nie. —

Kn. Wie vergnügt, wie zufrieden werde ich den heutigen Tag zubringen! — Ich würde ihn mit Fürstenkindern nicht vertauschen. — O möchte er uns noch hundertmal wiederkehren: möchte mir oft so eine Freudenthräne aus

den Augen rollen. — Unglücklich das Kind, das die Aelternliebe in seinem Herzen erstickt! — Nicht wahr, lieber Vater? —

Vat. O ja, Knabe, eben so unglücklich, als Aeltern, die für ihre dumme oder böse Erziehung nichts anders als den Fluch ihrer Kinder einärndten.

Kn. Lassen Sie mich also den freudigen Wunsch aufruffen, und alle guten Kinder sollen ihn auch ihren Aeltern mit mir zuruffen: Es lebe mein guter, mein rechtschaffner Vater! — — —

Hofmann.



Gefühle der Schwermuth bey der Leiche einer geliebten Gattin.



Nächtliche Stille herrscht in dieser öden Gegend,
wie die Stille der einsamen Stunden der Mitternacht.
Traurig verbreitet die Todtenlampe ihren düsteren Schein
in diesem dunkeln Gewölbe.
Kalter Schauder strömt durch jedes meiner Glieder:

meine

meine Schritte wanken, und gräßliche Furcht
bemächtigt sich meines Herzens.
Doch warum zittert mein Fuß auf dem Pfad,
wo er gleitet?
Warum träufelt der Schweis von meiner Stirne?
Bin ich denn nicht hier — hier, wo das Ende alles
Elendes ist? —
Fort mit euch, ihr Schröckenbilder! —
Tyrannen schufen euch. — Freundlich lächelt der Tod,
nicht gräßlich für den, der längst schon seine Freundschaft suchte.
Komm! reiche mir deine Hand, letzter Gefährte des Sterblichen! —
und nimm von mir den Dank des Leidenden,
den du mit Güte aus dem Kerker dieses Lebens führtest.
Dein Blick scheint mir schon holder zu seyn,
schon sanfter dein Aug. —
Warum sollte ich denn vor dir zittern?
Bist du nicht der Menschenfreund?
Wer, als du, bringt die Tugend zu ihrer Belohnung?
Wer, als du, vereinigt uns mit unsern Freunden?
Wer, als du, führt den Menschen zu seiner Bestimmung

Ja,

Ja, gleich seinem Bruder, dem holden Schlaf,
bringt der Tod den mit Jammer beladenen Sterblichen
in die Arme der Ruhe.
Den kalten Lippen des Sterbenden
entzieht er sanft den erschöpften Kelch des menschlichen Leides.
Doch — was zeigt sich hier meinem Auge? —
Elmire! — Gehüllt im Todenkleid! — —
Elmire — bist du es? — Du geliebteste der Sterblichen!
Wie! — Die bist du! — Diesen unfühlbaren Körper
bewohnte einst die zärtlichste der Seelen.
Wer hat die Rosen von deinen Wangen gepflückt?
Wer mit Eis deine heißen Lippen gefesselt? —
Dein seelenvolles Aug deckt dunkle Nacht.
Kein Kuß, der dich einst beseelte,
weckt deine Blicke mehr zum Leben.
Elmire! — Dein Ohr ist taub zu der Stimme deines Gatten!
Elmire! — Dein Herz schlägt nicht mehr dem meinen entgegen,
kein Trost fließt mehr von deiner Zunge in meine Seele;
vergebens streckt sich meine Hand nach der deinen.
Ach! warum mußtest du mich verlassen! —

Wie

Wie! dieser unfühlbare Körper war einst Elmirens,
die so zärtlich fühlte? —
Nein, nein! Das ist Täuschung. — Elmire! Das bist du nicht.
Doch, unsterbliches Wesen! ist es Traum, oder Wahrheit, was ich sehe? —
Hier sind doch Elmirens Züge — hier ihre Hand, die mir Treue schwur,
hier ihre Lippen, die Balsam auf meinen Kummer gossen,
hier ihr ganzes Wesen; — und unfühlbar zu meinen Schmerzen.
Nein, nein! das ist Täuschung. — Das ist Elmire nicht.
Ja, wollte Gott — daß sie es nicht wäre! —
Erwache doch, erwache, theuerste der Freundinnen! —
Wohl! — wenn du unfühlbar zu meinem Rufen bist,
so höre das Gewinsel deiner Kinder.
Kannst du, Natur! die Thränen der Unschuldigen sehen? —
Kannst du sie sehen, ohne Elmiren aus dem Schlummer
des Todes zu wecken? — — —
Ist es darum, daß du ihnen das Leben gabst,
um Unglücklichen alles wieder zu entreißen,

was

was dem Herzen heilig ist? —
O himmlische Philantropie! beßte aller Tugenden!
lohnst du meinem Leben so, wie eine Busen-Verrätherinn!,
mit Qualen?
Du pfropfest grausam auch fremdes Elend auf Herzen,
schon genug beladen mit eigenem.
Warum mußte unsere Seligkeit in fremden Gütern hangen! —
Unglückliche Kinder! warum habt ihr einst von Elmirens Busen
die Milch des Elendes getrunken?
Hättet ihr doch nie den Tag gesehen,
nie gefühlt, was Sterben ist! —
O ewig Geliebte! wie theuer hab' ich die Seligkeit bezahlt,
die ich einst in deinen Armen kostete! —
Alle meine Hoffnungen hiengen an dir,
an dir, die Menschen ehrten, und verschwiesterte Engel liebten. —
Ach! seitdem ich getrennt bin von deinem
belebenden Blick,
seitdem sind meine Tage mir Quaal,
Hölle, des Lebens Nächte. —
O hätte ich nie den Werth der Liebe gefühlt! —
Ach! hätte nie meine schmachtende Seele
schmel-

schmelzend in deinem Arm der Erde Trotz gebo-
then!
Trunken von Engelsfreuden lebte ich
die Tage dahin, die stets heilig
dem Vergnügen waren. —
In balsamischen Thälern pflückten wir des
Frühlings Blumen,
und jugendliche Lieder der Vögel weckten uns
mit jedem Morgen zur Freude auf.
Schäumend aus dem Becher unsers Herzens
tranken wir Wonne in großen Zügen.
Und nun verfinstert sich die Sonne meiner
Freuden,
und meine Thränen löschen alle Spuren
vom Glücke auf ewig aus. —
Wer bist du, du! — der du es wagtest
die Züge der Schönheit so zu verstellen,
und mir das edelste aller Geschöpfe zu entreißen?
Gieb sie mir zurück! — zurück — Engel des
Todes!
Sag! wer du immer bist, grausames Wesen!
was berechtigt dich, Herzen zu trennen, die sich
liebten,
und die die Gottheit vereinte? —
Schrecklich wird die Nacht: — der heulende
Sturmwind
brauset über den Gräbern daher. — Der pras-
selnde Hagel

strömt

strömt von den hohen Zinnen des Tempels.
Wetterwolken decken den Mond, und nur bey leuchtenden Blitzen
leitet die Furcht den zitternden Schritt des Wanderers.
Fürchterlich rasselt der Ziegel vom Dach
des kämpfenden Thurms,
als eine vom Sturmwind erfochtene Beute.
Doch soll meine Seele nicht mehr bey diesen Schröcknissen zittern.
Keine Furcht entfernt mich von deiner fürchterlichen Stätte.
Durch Moder und Verwesung will ich hindringen
bis in das Innerste deines scheußlichen Tempels,
um dir zu zeigen, was die Liebe vermag —
Hier, in den Wohnort des Schreckens,
wo das Todesröcheln der Menschen
und das Gewinsel der leidenden Sterbenden
die Musick deiner Hallen sind:
hier, wo Mord und Krankheit mit Gift und Dolchen
sich fürchterlich zu deinen Befehlen rüsten,
und auf die ährenen Gewölbe in sterbenden Gesichtern
die Siege ihrer Grausamkeit zeichnen.
hier, wo statt Ambra, faulende Dünste
den Wohnort der Zerstörung durchdämpfen:
hier,

hier, wohin noch niemals ein Sterblicher seine Schritte wagte,
hier bin ich, und fodere aus deinen Armen Elmiren zurück.
Du, der du hier thronst in den Krüften der Verwesung,
und mit Menschenknochen deinen Pallast umschanzest,
um dich vor dem Zutritt der furchtsamen Sterblichen zu schützen,
Höre mich, Cherub des Todes!
Oder, wie dich sonst elende Sterbliche nennen,
die, wie Grasblumen im Heumond,
unter deiner Sense fallen.
Und wenn dein Wesen fühlbar zu Thränen ist,
die arme Sterbliche vergießen,
so gieb mir Elmiren zurück.
Gieb sie mir! — meine Thränen sollen ihre kalten Glieder erwärmen,
wie der Westwind im Frühling
durch seinen wärmenden Hauch
das Eis von den Feldern thauet.
Gieb sie mir! — wo nicht — so will ich — —
Doch was will ich, armer Sterblicher!)
gegen Engel wagen? —
Wer weis es? — Aber kann ich nicht auch diese Hülle von mir werfen?
Dann bin ich Geist, wie du,

und

und mit gleichen Kräften will ich mich dann an
dich wagen,
und die Wunde rächen, die du mir versetztest. —
Doch, Thörichter! wohin verleiten mich meine
Gedanken! —
Wohin mein Gram! — —
Verzeihung, — Todesengel! — Verzeihung meiner Schwärmerey!
Bitten will ich dich, wie sterbliche Engel bitten
können,
mit mir Mitleiden zu haben.
Sieh, dort am einsamen Bach saß ich oft mit
Elmiren,
und schwur dort der Menschheit Liebe, und den
Göttern Treu.
Ist dieses der Lohn unserer Tugend?
Weißt du nicht mehr den Altar, den unsere
Hände dir bauten,
und wo ich dir das schönste meiner Lämmer
schlachtete,
um dich zu bitten,
mich nie von Elmiren zu trennen.
Grausamer! nimmst du Opfer von Sterblichen
an,
um ihrer zu spotten?
Gut! so will ich mit eigenen Händen
den Opferheerd zusammenreißen.
Epheu und Moos soll die Erde bedecken,

wo

wo ich dir, grausamer Engel! einst Opfer gab.
Doch bey dir ist mein Flehen vergebens.
Gut! doch sollst du mich von Elmiren nicht trennen.
Hier, wo den Sterblichen schaudert;
wo die Menschheit von erblaßten Leichen zurück bebt,
hier bey Elmiren will ich wohnen.
Arm in Arm will ich die Leiche umschließen,
und keine Gottheit soll mich von der Geliebten trennen.
Und wenn mit Motten und Würmern
die Verwesung kömmt,
so will ich Motten und Würmer bitten,
Elmirens Leichnam zu schonen, —
und Motten und Würmer werden meine Bitte hören,
um dich Todesengel zu beschämen.
Aber! — wie lächelt Elmirens Mund — welche Zauberstimme
ertönt in diesen unterirrdischen Krüften? —
„Was beneidest du mir, Grausamer! die Ruh?
„Warum lästerst du meinen Freund, den Tod? —
„Er hat mich zwar aus deinen Armen genommen:
„aber kurz ist die Zeit unserer Trennung:
„bald wird er uns wieder in Gegenden vereinen,
„wo keine Trennung mehr ist.

„Sohn der Zeit! erinnere dich der Ungewißheit
deiner Stunden.
„Die Geburt giebt schon dem Tode sein Recht.
„Leben heißt anfangen zu sterben.
„Ueber alles streckt die Verwesung ihre mächtige
Hand.
„Die Schöpfung ist ein weites Gebiete voll
Sterbender,
„Zufall, Alter und Krankheit, die Brüder des
Todes,
„theilen die Herrschaft über die Erde.
„Das Alter weiht das silberne Haupt des Greises
„des Todes Sichel.
„Sieh umher, was für Gefilde voll Leichen! —
„Schaarenweis reißt sie hier Seuche
„glühender Jünglinge hin.
„Dort die zerstörende Schlacht —
„Wasser und Feuer, Mangel und Ueberfluß,
Verzweiflung und Freude —
„wer zählt die namenlosen Feinde
„des menschlichen Lebens? —
„Dunkel deckt die verödeten Welten,
„und verlöschte Sonnen trauren im weiten Raum
„der Schöpfung.
„Und du weinst über die Verwandlung
„einer Sterblichen, die aus der verweslichen
Schalle
„die Gottheit zur Unsterblichkeit ruft? —
„Siehst

„Siehst du nicht, wie der Wurm, der einst im Staube kroch,
„nun prächtig sein Grab verläßt, und sich in einer höheren
„Gegend empor schwingt? —
„Nenne, geliebter Gatte! meine Befreyung
„aus dem Gefängnis der Erde nicht Tod. —
„Die Schuppe fiel vom verblendeten Aug:
„Ich sehe heller die Werke der Liebe.
„Weine nicht! — du verlohrst mich nicht,
„für mich geschaffene Seele!
„Nach kurzen Stunden
„werden wir uns jenseits umfassen.'
„Denke nicht, einsam zu seyn, mein Geliebter!
„Dein wachender Schutzgeist
„wird deine Elmire seyn.
„Wenn du, mit Thränen im Auge,
„um mich seufzest,
„so will ich unsichtbar neben dir stehen,
„und süßer Schauder soll dir meine Gegenwart melden;
„wenn du im Frühlingsabend
„unter dem Schatten der Linde sitzest.
„So wird dich Elmire dein Leben durch begleiten,
„und im Tod deine letzten Seufzer empfangen,
„um dich in das sturmlose Reich
„der Ewigkeit zu überbringen." —

So tönte Elmirens Stimme, und heilige Unterwerfung
gegen die ewigen Rathschlüsse der Gottheit
bemächtigte sich meines Geistes.
Mit gebeugtem Knie verehre ich die Wege der Vorsicht,
und mein Auge soll nur Thränen der Liebe weinen.
Verzeih, Unsterblicher! der Schwäche unserer Seele! —
Heilig sind dir die Thränen der Freundschaft:
in deinen Schooß will ich sie weinen,
und mit Gedult in diesem Leben den Zeitpunkt erwarten
in dem es dir gefällt, diese Thränen
zu trocknen. —

Das Glück eines Mannes.



Die gröste der Schönheiten des Weibes will ich besingen. Sie ist Tugend und holdselige Sanftmuth verschwistert im weiblichen Busen. Rosa ist der Engel, den Selmont besitzt. Ihr Blick macht die Gegend zum Eden, wo er wohnt. Veilchen und Rosen blühen unter ihren Tritten. Wo sie hinkömmt, entflieht lärmende Unruhe, und zankender Zorn und boshafte Schwazhaftigkeit.

Die

Die giftige Verläumdung verbirgt sich vor ihrem forschenden Blick. Der bittere Tadel verliert seine richterliche Strenge durch ihrer himmlischen Liebe sanften Entschuldigungen. Groß in sich selbst, ohne dem Zoll bemerkender Bewunderung, lebt sie ungesehen in ihrem häuslichen Zirkel; blüht, wie eine einsame Feldrose, nur für ihren Mann, und für ihre liebende Kinder. Ihr segnendes Daseyn äußert sich durch Früchte der himmlischen Tugend. Freude und Erquickung breitet sich um sie her. Unermüdete Geduld und sanfter Eifer zeichnen sie aus durch Erfüllung der Pflichten mütterlicher Treue. Sie beseelet den Gatten mit nachgebender Liebe, und füllt die Seele der Kinder mit lächelnder Sanftmuth. Der abgemattete Blick des abgehärmten Elendes findet lindernden Balsam in ihren Lippen. Sie reicht der beschämten Armuth ihre hülfliche Hand, und lächelt dem zaghaften Kummer Muth in die Seele. Gegen die Forderungen der Menschheit gerecht, ist sie selbst gegen Fehler noch gütig, und ihre bey irrender Leidenschaft nachsichtige Huld läßt ihr immer das Gute bey ihrem Nächsten finden. Wilden Unmuth und drückenden Gram athmet sie mit sanften Hauch von dem Herzen des Gatten weg, und seliget die Tage des Liebenden.

Anekdote.



Eine galante Frau verlangt wirklich geliebt zu werden. Einer Kokette aber ist es schon genug, wenn man sie nur für liebenswürdig und schön hält. Jene sucht Eroberungen zu machen, diese aber begnügt sich zu gefallen. Die erstere geht von einem Verständnis zum andern; die zweyte aber macht sich vielerley Zeitvertreib zugleich. Bey der Einen herrscht die Leidenschaft und das Vergnügen, und bey der andern die Eitelkeit und der Leichtsinn. Die Galanterie ist eine Schwachheit des Herzens, oder vielleicht ein natürlicher Fehler: die Koketterie hingegen ist eine Unordnung im Verstand. Die galante Frau macht sich fürchterlich; die Kokette verhaßt. Man verbinde diese zween Karaktere, und man wird einen dritten finden, der der schlimmste unter allen ist. Willst du, Bruder! — eine Galante zum Weib, oder eine Kokette? oder eine Galante und Kokette zugleich? —

Antwort. Ich begnüge mich mit einer ehrlichen, und wenn sie auch nur Alltagstugenden besäße.

Die

Die Armuth.

Ein Gemälde.

Mit Moos dicht bewachsen
ist das vermoderte Brett,
das das Obdach dieser Hütte bildet.
Morsche Pfeiler sind die schwachen Stützen
gerätloser Wände,
durch die die Winde gräßlich sausen. —
Kalte Nässe deckt den schlammigten Boden,
und füllet mit Insekten und Koth den elenden Wohnort
des leidenden Armen.
Hier, wo der Regen seine schlechten Lumpen
durchweichet, die seine elende Glieder decken,
und die brennende Sonne seine blosse Scheitel röstet;
hier, wo kein gutthätiger Baum seinen Schatten verbreitet,
kein trockener Rasen den Müden zur Ruhe ladet;
hier, wo vielleicht keine Schlange wohnen möchte,
hier wohnt ein Mensch. —
Wer bist du, armes Geschöpf? — wer hat dich so aus der Menschheit verwiesen? —
Komm her, Bruder und Mitmensch,
und stelle dich auf diesen Hügel! —

Ich will dich deinen Brüdern zeigen.
Todtenblässe verwüstet deine Züge,
und der Gram, der deine Stirne entfaltet,
verkündigt das Leiden deiner Seele
im schrecklichsten Ausdruck.
Du! — du bist es also, der verlassen von seinen Brüdern,
einsam in diesem Weltthale lebt! —
Lebt, als hätte dich die Natur von den Rechten
der Menschheit ausgeschlossen.
Bruder! o sag mir, was häufte das Elend über
dein edles Haupt? —
Wer entriß dir deine Nahrung,
wer dein Kleid, das deine Glieder deckte?
Gab nicht Gott und die Natur jedem Menschen
gleiche Rechte? —
Warum bist du so von selben ausgeschlossen? —
Ist nicht der weite Umfang dieser Erde
fruchtbar genug, um uns alle zu nähren?
Wer ist es, der es wagte, dein Antheil
dir zu entreißen? —
Sieh umher! hier hängt erquickende Frucht
an dicht beladenen Bäumen,
und winkt dir zur Erquickung.
Warum zauderst du, die Frucht zu pflücken,
die deinen Lippen entgegen lächelt?
Aber nein! pflücke sie nicht! es zeichnet ja diese umherstehende Wand

das Recht des Eigenthums eines andern.
Verbrechen wäre es für dich, sie zu pflücken,
Die Gesellschaft würde deine Hände strafen:
ein Verbrecher würdest du seyn.
Geh hin, und mit demüthigem Blicke
krieche im Staub vor dem Reichern;
bettle an der Thüre deines Bruders
um Labsal für deine dürstende Zunge.
Hier, — so sprich — an deinem Baum
hangt eine Frucht, die meine Seele stärken könnte;
aber sie ist dein — gieb sie mir — du hast noch
tausende der Früchten,
und ich nicht eine. —
Aber, — was willst du jetzt, kühner Bettler? —
so spricht der Reiche —
Glaubst du wohl, daß meine Gärtner
die Bäume für dich, Elenden, pflanzen? —
Geh, und störe mich nicht in meinen Geschäften.
Siehst du nicht die hunderte meiner Diener,
die geschäftig hin und wieder eilen,
um die Tafel mit köstlichen Speisen zu besetzen,
weil ich Freunde zum Mittagmale bath? —
Geh, packe dich! — was arme Mönche
von ihren Tellern waschen,
das magst du dir zur Erquickung holen.
So spricht er, und keine Thräne entfällt seinem
Bimsenauge.
Gramvoll stehst du da, armer Bruder!

und siehst mit neidischem Blicke
auf den Brocken hin, an dem die Hunde des Reichen nagen.
O hätte ich — so seufzest du, und Thränen netzen deine Wangen —
o hätte ich doch auch so ein Bein!
ich wollte es meinen armen Kindern bringen,
ich wollte — o schweige, elender Mitmensch, schweige!
deine Stimme empört mein Herz.
Ist es so weit auf dieser Erde gekommen,
daß Hunde bessere Tage genießen,
als arme Menschen? —
Wie du fragst? — wie kannst du fragen! —
Siehst du denn nicht, daß die Schätze der Natur
zum Raub einiger Wenigern geworden,
die stärker als andere sind? —
Sag mir, wo ist wohl noch ein Ort,
wo ein Elender ruhen kann,
ohne von seinen Brüdern gestört zu werden?
Wenn Entkräftung deine matten Glieder streckt,
und wenn dein sinkendes Haupt den härtesten der Steine
zum Polster wählt,
so kann man dir diesen noch entreissen,
wenn der Eigenthümer, der ihn besitzet,
keine Seele hat.
Flüsse werden in Fesseln gelegt,
und Quellen versiegelt. —

Wo

Wo suchst du Labung, wenn Durst deine
vertrocknete Seele smartert?
Unter Menschen suche sie nicht.
Nur der gutthätige Himmel wird deine schmachtende
Zunge
ohnentgeldlich laben,
wenn Regen von seinen Wolken strömt,
oder wohlthätiges Thau die Fluren tränket,
dann strecke deine heiße Zunge zum Himmel,
und Labsal wird auf deine Lippen fließen.
O Schande der Natur! — wie entstellte der Mensch
die Schöpfung,
wo die Gottheit mit Güte
das kleinst' der Insekten speiset. —
Noch nie fiel es der Raupe ein,
auf dem Blatt, wo sie lebt, einen Umraum zu
ziehen,
und zu sagen: — das ist mein.
Aber auch die niedrige Raupe
kennt keine andere Bedürfnisse,
als die der Natur:
und unerschöpfliche Quellen
liegen in den Werken der Schöpfung.
Hätten wir nie die Wege der Natur verlassen,
nie Bedürfnisse erdacht, die die Menschheit nicht
kannte,
so würden so viele unserer Brüder nicht elend seyn.
Aber so verließen wir die Schätze der Schöpfung,
und

und suchten Gold in unterirrdischen Krüften,
um uns Fesseln des Elendes zu schmieden.
Wie schauderts meinem Blick vor den schrecklichen Höhlen,
wo ewige Finsternisse thronen,
wie in den Vorhöfen des Orkus.
Hier in diese fürchterlichen Abgründe
steigen besoldete Sklaven
zur Schande der Menschheit hinab,
und entsagen dem Licht der Sonne,
um Metallen zu suchen,
und graben Unglück und Armuth
mit selben aus.
Geld ist der Götze der Erde;
diesem opfert man Unschuld und Glücke.
Wo sind sie nun die Tage der Fröhlichkeit und des Friedens,
die einst in Edens Gegend so herrlich blühten! —
Sie sind nicht mehr! — nur wie ein schöner Traum
sind sie verschwunden, und liegen begraben
unter den unermeßlichen Trümmern
hinweggerollter Jahrhunderte.
Die finstern Wolken der Vorurtheile und des Lasters
haben der Unschuld heiliges Bild in dem
Herzen der Menschen verdunkelt.
Unablässig seufzen wir nach Glücke;

aber

aber vergebens.
Dem Sohne des Unglücks gleich, der, entfernt
von seinem trauten Vaterlande,
auf dem fremden Boden
unter dem Joche als Sklave
schmachtet:
vergebens wirft er thränenvolle Blicke
über das unermeßliche Gefülde
des Meeres hin:
Unsichtbare Ufer scheiden ihn
von seinem trauten Heimath.
Die Bilder des Vergnügens
verschwinden in seiner Fantasie,
der Traum zerstiebt, und nichts bleibt,
als Elend ihm übrig.
Hier, wo hohe Palläste sich dem Auge zeigen,
hier wird selten Weihrauch der Tugend gestreut:
das zärtliche Gefühl verbirgt sich selten
unter das vergoldete Getäfel,
wo der Stolz frostig in den Armen der
Weichlichkeit
seine mühevollen Genüße berechnet.
Ach! wie schauderts mir, wenn ich da den Elenden sehe,
wie er an euren Schwellen leidet,
wo ihr in Wohllüsten prasset.
O, verkennt ihr denn, ihr Reiche!
eure Bestimmung,

durch

durch Geschenke des Zufalls euch Schätze der
Ewigkeit zu sammeln,
und Menschen glücklich zu machen!
Hat nicht die Vorsicht den Armen
eurer Pflege anvertraut? —
und warum laßt ihr ihn im Elende schmachten?
Aber ich Thörichter,
was klage ich!
Muß man nicht eine Seele haben,
wenn man fühlen will? —
Und wo ist sie, diese fühlbare Seele;
bey euch, die ihr in Küsten
eure Herzen versperrt,
die unfühlbar, wie eure Metallen sind?
O Menschheit! führe mich doch aus den
Kerkern der Städte
auf das wonnevolle Land,
wo noch der arme Hirt
sein schwarzes Brod
mit dem Aermern theilet,
und wo noch Menschen mit freundschaftlicher Wonne
unter dem Schatten einer Eiche
erfrischende Milch brüderlich verzehren.
Da, o Gottheit! lasse mich wohnen,
und die Freude unserer Bestimmung genießen —
genießen die Wonne,
Mensch und Bruder zu seyn.



Brief einer Gattinn an ihren leichtsinnigen Ehemann.



Mit einem Herzen voll von einer Liebe, wovon vielleicht niemand, wie ich, einen Begriff hat, und mit einer Unruhe um dein Wohl, die dieser Zärtlichkeit gleich ist, wage ich es, über eine Sache an dich zu schreiben, von der ich mit dir zu reden nicht das Herz haben würde. Diese Sache, mein theuerster Lindor! betrift nichts geringers, wie mein, und dein, und unsers Kindes ganzes Wohl in Zeit und Ewigkeit vielleicht. Denn was wäre wohl, das in den engen, und doch so lieben Bezirk einer kleinen Familie einen wichtigern und ausgedehntern Einfluß hätte, als das Betragen und die Sitten desjenigen, der diese Familie regieren, die Aufführung der Hausmutter leiten, das Gesinde beherrschen, die Kinder bilden, und ihrer aller Bestes besorgen soll? — Können, mein geliebter Lindor! diese Pflichten; kann ihre Ausübung und ihre Werthhaltung, mit einem zügellosen, leichtsinnigen, oder ausschweifenden Leben bestehen? Und kann derjenige, welcher schwach genug ist,

sich nicht selbst beherrschen zu können — und nicht weise genug, sich den Gesetzen der Rechtschaffenheit, der Arbeitsamkeit und der Mäßigkeit zu unterwerfen, um sich selbst glücklich zu machen, kann der sein Weib, seine Hausgenossen, seine Kinder beherrschen, ihren Sitten die Gesetze der Tugend, und der strengen Pflicht vorschreiben, oder für ihre Glückseligkeit sorgen? Und doch Lindor ist es nicht ohne. Ein Mann, der den Muth hatte, diese heiligen Verbindungen anzutreten, der sichs wählte, Gatte, und Vater zu werden, muß entweder ein so rechtschaffner Mann, der sein ganzes Daseyn nur anwendet, diejenigen alle wahrhaftig glücklich zu machen, die Gott seiner Aufsicht anvertrauete — oder ein Bösewicht, ein Nichtswürdiger seyn.

Glaube mir, es giebt hier keine Mittelstrasse, und das hauptsächlich deswegen, weil alles seinem Beyspiel folgt — von seinen Lastern angesteckt wird, oder mindestens unter seinen Unordnungen leidet und vergeht. Denn wird nicht zum Beyspiel das Weib desjenigen, der sich dem Trunk, dem Spiel, oder irgend einer andern unordentlichen Leidenschaft ergeben hat, in Gefahr seyn, wenn sie mit schwacher, weicher Seele, mit schwachen Verstandskräften nur von Gott begabt, und ihre Tugend nicht über jede Versu-

chung

chung erhaben ist, wird sie nicht in Gefahr seyn, durch das Gefühl des ihr angethanen Unrechts, durch den Kummer über die, ihr wiederfahrende, Vernachläßigung, und über das, über ihr ganzes Haus kommende Unglück, irgend auch einer ähnlichen, strafbaren Leidenschaft, oder vielleicht einer noch schlimmern, noch schändlichern, überliefert zu werden? Werden nicht dann die unglücklichen Kinder, die dann ohne Stütze, ohne Führer, die sie zum Guten leiten, und sie mit der so süßen, belohnenden Ausübung ihrer Pflichten bekannt machen könnten, elend und verlassen herumwandeln, ohne sich der segnenden väter- oder mütterlichen Aufsicht auf die Gesundheit ihrer Seele, oder ihres Leibes, getrösten zu können? Werden nicht diese armen Kinder dem schrecklichen Beyspiel ihrer Aeltern folgen, und eben so elend, eben so lasterhaft werden müssen? Und wird dann nicht dereinst, wenn sie, wegen ihrer elenden Lebensart, die verdiente Verachtung der Welt, und dort den Zorn des Richters dieser Welt tragen, wird dann nicht ihre Beschämung, das Gefühl ihres Elendes, ihre Angst, denjenigen fluchen, welchen Gott das heilige Vater- und Mutterrecht über sie anvertrauete, und von ihren Händen ihr Wohl forderte? — Und wenn denn nun auch die Tugend der armen, leidenden Gattin, zu groß, zu

 bewährt

bewährt ist, und himmlische Mächte ihrer Seele rein erhalten, um von dieser, doch so schweren Versuchung nicht überwunden zu werden, wird dann nicht eben erst alles mögliche Elend ihr um desto mehr folgen, und durch die Ausschweifungen ihres Mannes auf sie zustürzen, je weniger sie es verdient, und je lebhafter und inniger die Güte ihrer Seele, und die Feinheit ihrer Empfindungen, ihre Liebe für ihren Mann, und das Gefühl ihres Unglücks seyn läßt?

Werden nicht dann alle Freuden auf ewig aus dem Herzen derjenigen weichen, der er doch vor dem Angesichte Gottes schwur, ihr, soviel an ihm läge, Glück und Freuden zu verschaffen? Oder, was heißt anders in Lieb und Leid beysammenhalten, und sich treu bis in den Tod zu seyn? — Wird nicht der Kummer über den treulosen Gatten, über das Elend, das er sich selbst bereitet, ihre Glückseligkeit zerstören, ihre Gesundheit, wenn sie auch die vesteste und blühendste wäre, zernichten, und sie einem frühzeitigen, schmerzhaften Tode überliefern? Und werden nicht dann erst die Kinder jedem Elende überliefert werden, das aus der Härte und Vernachläßigung anderer entsteht, und dem mutterlose Waisen so sehr und schrecklich ausgesetzt zu seyn pflegen? Und bis dahin, bis diese entsetzliche Folge

kömmt,

kömmt, wird nicht schon bis dahin aller möglicher Jammer jene unglückliche Familie treffen, von der das Haupt, der Hausvater und Versorger, nicht seinen Pflichten gehörig vorsteht, sondern die Anwendung seiner Zeit, seiner Kräfte, seines Vermögens und seines Lebens, den Ausschweifungen, der Unmäßigkeit, und dem Müßiggange aufopfert?

Werden nicht Unordnungen, Schande, Trotz, und Zügellosigkeit der Bedienten, Mangel, Beschimpfung, drückende Armuth, nebst so oft daraus entstehendem Verderben des Leibes und der Seele, jedes Glied derselben folgen, die Gattinn in Verzagtheit stürzen, und die Fähigkeit der Kinder vernachläßiget bleiben müssen? — Und wird von diesem allen nicht er der strafbare Urheber seyn, dem jede ihrer Verschuldung, und jeder ihrer Seufzer zu Schulden kömmt und der, bey bessern Sitten, und rechtschaffenerer Frömmigkeit, ihrer aller Glück, ihrer aller Ehre, und ihrer aller Tugenden, hätte sichern können? Dieß Lindor, dieß heiß ich dir deine Vergehungen nur blos von der Seite der kalten Pflicht vorgestellt.

Wenn ich aber nun noch jetzt mein Herz, jene innige, mächtige Zärtlichkeit, die unaufhörlich

für dich in mir herrschet, wenn ich diese dürfte reden lassen, und dir jene Unruhe, jene zärtlichen und ängstlichen Besorgnisse um dein Wohl, die mich Tag und Nacht foltern, vor Augen legen, wenn ich dir zeigen dürfte, wie mich bald die grausamste Angst, dich auf ewig verlohren zu haben, unserer künftigen Vereinigung vor dem Angesichte Gottes, worauf ich mich so sehr erfreue, durch deine strafbaren Vergehungen auf ewig unüberwindliche Hindernisse in dem Weg gelegt zu sehen — wie mich bald die herzfressende Furcht, dich mindestens durch einen frühen, durch deine Ausschweifungen über dich gebrachten Tod, hier zu verlieren — oder doch dich in Elend, Krankheit, Mangel und Schande gerathen zu sehen, ohne dich dafür zu bewahren, oder dich daraus erretten zu können, wie mich alles dieß wechselweise nagt, und mir Freude, Thätigkeit und Gesundheit raubt, meinen Tagen am Morgen schon ihr Ziel setzt, und mich der Verzweiflung, einem Kummer ohne Grenzen, und dem Tode überliefert; ach, würde dieß nicht deine Seele zum Mitleiden bewegen?

Und würde die ehmals für mich gefühlte Liebe dir nicht den Entschluß abnöthigen, gegen dich selbst zu kämpfen, um dein Weib zu sichern,

und deine Seele zu erretten, indem du nur meine Ruhe zu sichern dächtest?



Ein Gemälde
nach Natur.



Bruderliebe! Du, der Gottheit Kind!
wo soll ich dich suchen?
Ach! wie glücklich war nicht die Erde,
als du noch in freundschaftlicher Wonne
bey uns wohntest!
Sanft lächelte des Menschen Aug,
und selige Ruhe
floß aus sprechenden Blicken.
Des Freundes Arm schlang sich noch
um den Nacken des Bruders,
an dem der Bruder hieng.
Den Schweiß der Wehmuth trocknete der Liebende
von der Stirne des Leidenden.
Und die Thränen des Kummers
wurden aus dem trüben Auge
des weinenden Bruders
geküsset.

Eine Seele versammelte noch
die Empfindungen aller
in einen Busen.
Göttliche Harmonien, nur hörbar
zarteren Seelen,
lispelten leise Freudentöne
in gleich gestimmte Herzen.
O, welche Wonne erschuf sich dort
der menschliche Geist!
welche Gefilde der Ruhe verbreiteten sich
um den Sterblichen,
als noch Blicke voll von Seele
mit schlagendem Herzen
Empfindungen der Liebe verriethen!
Rein, wie die Unschuld, war der Mensch;
kein Schmerz deckte mit seinem
mitternächtlichen Flügel
des Bedrängten Haupt.
Süsser Gedanke! Darf ich dich noch denken?
Denken! und wird dich mein Schmerz
nicht entweih'n?
Ach! in den einsamsten der Höhlen,
von keinem Geschöpfe behorchet,
will ich klagen im leidenden Tone,
wie die Nachtigall um ihre verlohrnen Jungen
mütterlich jammert.
O! sagt doch, ihr Menschen,
in welche verödete Wüste

habt

habt ihr sie, die Bruderliebe, verwiesen?
Ach! daß mein leidendes Herz doch nicht
schlüge, und das mein Geist,
geschaffen zur Angst,
wie dort das Gewölke vom Himmel,
in die Nacht des Todes entflöh' —
wenn ich an dich, Verwiesene, denke.
Verfolgungsgeist herrscht auf diesem Umraum
der Erde;
Brüder rüsten sich gegen Brüder,
und Dolch und Gift waffnet die Hände
boshafter Sterblichen.
Hier verwüsten räuberische Armeen
die blühende Saat — und die Hoffnung des
Landmanns.
Blut röthet die entweihte Bäche,
die einst wonnevoll durch die Fluren flossen.
Gleich dem Donner fährt
ein verwüstendes Bley
aus ehernen Schlünden,
und raubt Hunderten das Leben;
das Leben — das die Grösten der Könige
keiner Mücke geben können.
Hier schwingt sich in ungeheurer Verwüstung
eine glühende Bombe
bis zum Olympus empor.
Zertrümmert speit sie Zerstörung um sich
aus feurigen Rachen;

stürzt Tempel und Palläste in Staub,
und vergräbt redliche Bürger
unter den Ruinen
ihres freundschaftlichen Heerdes.
Dort blutet in den Armen seiner zärtlichen Gattinn
an dem Opferheerd der falschen Ehre
der geharnischte Mann in voller Rüstung;
noch röthet sein Schwerd vom Blut seiner Brüder,
die ihm niemal Leids gethan.
Röchelnd stirbt er — und sein erloschenes Aug
schielt noch neidisch hin auf den feindseligen Lorbeer,
der seine bleiche Schläfe umzingelt.
Er vergißt die Bande der Freundschaft,
zerreißt die Ketten der Liebe,
vertygert sein Herz, und verwölft seine Seele,
um ganz Krieger zu seyn. —
Tod ist also euer Ruhm — Tod eure Ehre,
ihr Helden! —
Ah, wie eure Lorbeer — doch schön an eurer Stirne glänzen,
befleckt mit Menschenblut,
erworben um Gold, und verabscheut
von geplünderten Ländern,
O unglückliche Ehre! — abscheuliches Vorurtheil
von Jahrhunderten!

Nie

Nie adelte dich eine menschliche That;
nichts rettet dich vor der Verachtung
des Weisen. —
Ist der Held glücklicher am Ende des Lebens,
der tausend mordet und sich doch vor dem Stachel
des Todes nicht schützen kann.
O laßt euch, ihr Krieger, von dem Mittagsstrahl
eurer Tage nicht blenden;
rechnet auch den Morgen und Abend
zum Tage.
Die ganze Summe eures gränzlosen Rufes
ist ein Märchen,
zusammgesetzt aus Ruhm und Schande. —
Aber vergebens ist die Stimme der Menschheit,
sie dringt nicht durch gepanzerte Herzen,
und der sanfte Strahl der Vernunft
gleitet ab von den Häuptern,
die mit eisernen Helmen bedeckt sind.
Erst, wenn ihr, im Staube gewelzt,
bluten und sterben werdet,
werd't ihr die falsche Leiter eurer Glückseligkeit kennen —
auf der ihr stehet;
kennen; daß alles, was den Helden erhebt,
den Menschen erniedrigt. —
Doch wie — schwingt nicht hier ein eben so gräßlicher Dämon,

als

als der des Krieges,
in den Zeiten des Friedens
seinen schwarzen Fittig
über unglückliche Städte.
Ja — er bildet, zur Quale der Menschheit,
unfühlbare Juristen,
und im geheimsten Aufenthalt verurtheilter Geister,
wo ewige Nacht und Finsterniß thronen,
wird List und Chikane
auf Satans Ambos geschmiedet.
List zerstört dein demüthiges Haus,
und deine wirthschaftliche Schwelle
wird von der Chikane verschlungen.
Vergebens streckest du deine Hände
zum Himmel auf.
Zänkereyen verdrängen die Stimme der Unschuld
im gesetzmäßigen Lärm
vor dem geblendeten Richter.
Erkaufte Knechte des Goldes untergraben
mit schändlichen Kniffen
den Pfad, auf dem der Ehrliche
sicher zu wandeln glaubet.
Glänzenden Staub streuen die Feinste der Betrüger
in die Augen der Wahrheit.
Vergebens ruft die gedrückte Waise
den Beystand der Themis an.

Der

Der Ausspruch verweht sich oft,
wie die Seifenblase des spielenden Knabens,
wenn sie den schöpferischen Strohhalm verläßt,
und sich in tausend Theilchen zerstäubet.
So stählet dreyfaches Erz ein schwarzer Dämon
auf das Herz mancher Reichen,
und setzt sie gefühllos hin in Marmorpalläste.
Da mästen sie ihren Bauch mit Seufzern der Armen,
und trinken Thränen des Elendes
aus goldenen Bechern.
Lachen, schlafen und tanzen,
und bilden sich zuverläßig ein,
daß, weil ihre Wänste
von Speisen strotzen,
daß auf diesem weiten Umraum der Erde
keinen Menschen mehr hungere.
O gütiger Schöpfer! hast du denn
keine pfadlose Wüste,
kein unentdecktes Ufer dem redlichen Sterblichen
auf diesem gränzlosen Meere
zur Zuflucht aufgehoben?
Ich will meine Stirn, gebeugt zur Erde,
verstecken im Schilf,
und mit Riedgras meine Augen verdecken,
und meine erschrockene Blicke
sollen nicht mehr zurückebeben
vor den schaudernden Scenen

des menschlichen Elendes.
O du, wer du bist, dessen schändlicher Hochmuth
zu deinen Füssen den Bruder wälzt,
dessen leidenden Vater
deine stolzen Ferse zu Boden drücken,
erhebe dein Haupt zur glänzenden Sonne!
Prächtig bescheint sie die niedere Hütte,
prächtig, so, wie sie Palläste bescheinet,
um dich zu erinnern,
daß der geringste der Sklaven
Mensch ist — wie du. —
Aber vergebens spricht mein Mund von Gefühle.
Dein seelenloser Busen
empfängt nicht mehr den sanften Eindruck
unschuldiger Freuden.
Deine Seele gleicht jenen Flüssen,
die von unlautern Bächen geschwellt sind.
Vergebens sucht man das glänzende Bild
des lazurnen Himmels in ihnen.
Trübe sind die Fluthen, und Schlamm
verdunkelt den entstalteten Spiegel,
in dem sich einst die Allmacht besah.
Menschen sind immer gegen Menschen gerüstet;
gleich sterbliche Wesen
verfolgen sich gegenseitig zum Tod,
und tödten noch sterbend.
Eigennutz nährt in ihrem thierischen Busen
immer den thörichten Stolz.

Ich bin besser, als andere;
ist die Sprache des Hochmuths,
und daher jener Geist der Verfolgung,
jene unglückliche Wuthsucht,
mit neidischem Auge im Herzen des Nächstens
immer Fehler zu suchen.
Wenn Unglück dem Bruder droht;
oder wenn aus donnernden Wolken
der Wetterstrahl fährt,
und seine Scheunen in Feuer setzt;
so netzt keine Thräne das Aug.
Die menschenfeindliche Schmähsucht
dichtet Laster dem Unglücklichen an,
und unser Herz sagt uns:
er hat es verdienet — es war Strafe,
und wir sind oft zehnmal
mehr strafbar. — —
O! so dachtest du nicht, menschenfreundlicher
Silvan;
deine Lippen waren immer die Schützer
des menschlichen Elendes,
nie hast du einen unglücklichen Bruder
mit neuen Bürden beschwert;
nie Wermuth mit Bosheit gestreuet
in den Becher des Unglücks.
Ach! lebtest du noch —
doch nein — wohl dir, daß du starbst.
Dein Herz, o Silvan! wie würde es bluten,
täglich

täglich so viel lebende Geschöpfe
mit Menschengesichtern zu sehen,
und so wenig Menschen
zu finden.

✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱

Von der übeln Nachrede.



Ausgeartete Selbstliebe, und niedriger Stolz sind die Ursache der üblen Nachrede. — Dieses Laster ist so gewöhnlich, so allgemein, daß man es bald in jeder Gesellschaft mit Vergnügen empfängt.

Willst du Menschen kennen lernen, wie weit sie in ihrer Seelenbildung gekommen sind; — so behorche ihre Worte und ihre Urtheile über andere. Weis der Mensch seine Zunge zu regieren, so hat er es weit in einer der nützlichsten Wissenschaften gebracht: denn die Zunge ist der Dollmetscher des Herzens. Es giebt Empfindungen, die für sich unschuldig sind, die aber strafbar werden, sobald sie der Mund dem andern verkündigt.

Ich kann ohne Verletzung meines Gewissens erfahren, was Laura für Liebshändel hat; ich über-

übertrete aber die Gesetze der Religion, — und thue unrecht, so bald ich sie ausschwätze.

Es ist mir erlaubt zu wissen, daß Jemand ein abgeschmackter Thor ist; ich beleidige aber die Menschheit, wenn ich beissende Ausdrücke wider ihn gebrauche. Es ist ein schrecklicher Gedanke, wenn man denkt, daß Menschen noch keine Stunde lang in Gesellschaft beyeinander seyn können, ohne Zuflucht zum Spiel, oder zum übel Nachreden zu nehmen.

Der Menschenfeind, Crast, spricht mit vieler Ungezwungenheit übel. Man nennt sobald nicht Jemanden in seiner Gegenwart, so erzählt er sogleich mit der genauesten Sorgfalt alles Uebel, das er von ihm weis, er verheelt dabey mit aller Vorsicht alles Gute, was man von ihm sagen kann, und betrachtet sein Original nur von der bösen Seite, wenn ers schildern will.

Die buhlerische Irene hält sich weniger bey meinem Vorwurfe auf. Ihre reiche Einbildungskraft verschaft ihr eine größere Anzahl von Menschen, von denen sie den Abriß nur aus Nachsicht entwirft. In einer Viertelstunde hat sie mehr als zwanzig Originalien fertig — wovon jedes ihr blos ein Wort, einen Zug, ein leichtes Wort, einen Scherz kostet.

Die andächtige Mirmitene ist aber noch weit behutsamer, als Irene; sie weis, daß es Sünde ist, ihrem Nächsten übel nachzureden, sie thut es auch sehr selten, und wünschet auch, die ganze Welt eher loben zu können. Spricht sie von Jemanden, so schildert sie anfänglich alle guten Leidenschaften; dann hört sie auf einmal auf: Mein Gott! es ist freilich kein Mensch ohne Fehler, sagt sie; — freilich sagt man, es solle der — aber ich will und möchte es nicht nachsagen. — Dorothea ist eine liebenswürdige, vernünftige Frau — aber — nur Schade — aber was, Frau Mirmitene — — Mirmitene schweigt — man fragt sie, man bittet sie, aber vergebens. — Dieses aber ist Dorotheen schädlicher, als hätte Mirmitene das Aergste der Verbrechen von ihr entdecket. — —

Der Abend.

Aus dem Englischen.



Sie flieht, die lächelnde Göttinn des Tages; sie flieht unwillig von der mit Thorheit beschäftigten Erde hinweg, und überläßt ihrem beschei-

deneren

deneren Bruder, der manche Scenen des Unsinns gütig unter den deckenden Schleyer kommender Dunkelheit verbirgt, willig und gerne die Bühne. Itzt herrscht er auf Erden — jedes Tagewerk ist geendiget. Milde Kühle, besänftigende Stille, und die, das Auge stärkende Dunkelheit, schwebt über die ermattete Natur, und gießt neue Ströme des Lebens zum künftigen Tagewerk über sie aus. Billig und gerecht sind diese Wohlthaten der Nacht — sind der müden Natur verdiente Belohnung, für die ihr vom Schöpfer angewiesenen, ausgerichteten Geschäften. Aber der Mensch! — und ich unter den Menschen — Auch mein Tag ist geendiget; auch mir giebt der mildere Abend, und die wohlthätige Nacht ungefordert ihre erquickenden Wohlthaten. Aber beschämt nicht die würkende Natur, meine träge Unwirksamkeit? und ihr heiliger Gehorsam gegen die Gesetze ihres Schöpfers, den Ungehorsam meiner Sünden? Wie Vieles ist nicht versäumt, an wie Vieles ist nicht gedacht! und wie noch weit mehreres nahm sich der frömmere Vorsatz vor, was die verdorbene Leidenschaft hinderte, und die faule Trägheit in Nichts verwandelte — Ha! wie ist der Mensch so müde, so matt, so leicht erschöpft im Guten, und doch so lebendig, so thätig, so stark, so geschäftig in Thorheiten,

in Spielwerken — oder — o der Schande — gar in Lastern. Gleich, als wenn das Böse höhern Sold gäbe, wie die Tugend, oder sein Einfluß mächtiger würkte, wie der Einfluß der Frömmigkeit, da es doch — wissen wir Thoren es denn nicht? nahes Verderben im Hinterhalte hat, mir mit Strafen lohnet, und sein Einfluß giftiger, wie der Einfluß der Pestilenz ist. Und doch — wie der Tag entflieht, so entflieht das Leben. Nichts wird gethan, was gethan werden sollte, und in keinem Dienst sind wir treuer, wie im Dienste der Sünden. Die Tugend, die heilige Verbesserung unserer selbst, bleibt ewiger Vorsatz, und unterdessen wächst Irrthum, Thorheit und Laster fruchtbar empor mit unserm geheimen Willen, und wird mit den besten Säften unserer Jugend gepflegt und gedünget, bis wir — ach nur zu oft, an der giftigen Frucht, die die geile Pflanze trägt, unvermuthet ersticken. Doch nicht immer giebt uns der Abend des Tages, und des Lebens, zu solchen beschämenden Betrachtungen Anlaß. Theontes kam jeder Abend seiner Tage lachend herab. Segnende Ruhe lohnte den edel Geschäftigen für die treue Arbeit im Guten, balsamische Kühlung erfrischte den müden Kämpfer, der des Tages Last und Hitze getragen hatte, und sein letzter Abend war wie der Abend des ersten Tages der vollen-

deten

beten Schöpfung, den die anbetende Natur, und Adam in seiner Unschuld, zur Ehre des Schöpfers feyerten — und Adam mit frohem Ahnden, in der Hoheit der Unsterblichkeit, die Seligkeit des künftigen Tages erwartete. So auch waren die wenigen Abende der jungen Narcissa. Jeder von ihnen beschloß eine Reihe schöner Thaten, die jeden Augenblick ihres Tages bezeichnet hatten — und die sich itzt dicht an einander gekettet, vor das allsehende Auge Gottes drängten, um sich in herrliche Perlen zu verwandeln, die unverwelkliche Krone der edlen Siegerinn über Sünde und Welt zu schmücken, und der Abend ihres kurzen, schönen, blühenden Lebens, war ein sanfter Frühlingshauch, der die reinste Lilie entblätterte, um sie auf Schwingen himmlischer Lüfte zum neuen Blühen im mildern Clima emporzutragen.

Das Land und die Stadt.
Ein Gemälde.



Dort im öden Thale,
wo die einsame Hütte
verlassen steht:

dort, wo die Fichte fürchterlich sich über Abgründe
neiget, und rauschende Fluten
mit schrecklichem Brausen
schäumend sich über Felsen
stürzen:
dort sitzet bey einer majestätischen Eiche,
die Jahrhunderte zählt,
am Fuß der dunklen Gebirge
ein armes Kind.
Verlassen von allen Menschen,
spielt dieses unschuldige Geschöpf
am Bach mit Steinen,
und bauet im Sand am Ufer der Bäche
mit unschuldigen Händen
kleine Gebirge.
Tändelnd verlebt es mit Wonne
der Kindheit Tage.
Immer neue Gegenstände der Natur
reizen seine begierige Blicke.
Bald bewundert es die Hunderten der Sonnen,
die in den Bächen glänzen;
bald eilet sein begieriges Aug
nach den silbernen Schuppen
des spielenden Fisches.
Nun eilt es den Schmetterlingen nach,
die mit tausendfärbigen Flügeln
im Thale auf den Blumen flattern.

Jetzt

Jetzt erhaschet es einen der Schönsten
aus den Sommervögeln,
und was ist wohl seiner Freude gleich?
Schon eilet es seinem Vater entgegen,
der mit Schweis bedeckten Gesicht
bey sinkender Sonne,
vom Feldbau ermüdet,
sich in die Arme seiner Gattinn
sehnet
Hier, Vater! so ruft der Knabe, hier sehet,
welch einen schönen Vogel
hab ich euch nicht gefangen!
Nun soll er immer bey uns wohnen,
am Abend will ich mein Brod
mit ihm theilen,
und die Nacht über soll er in meinem Lager
mit mir schlafen.
Von Moos und Blumen will ich ihm,
dem schönen Vogel,
ein Lager bauen.
Auch täglich soll er mit mir
die Fluren besuchen,
und lustig im Thale
mit den Blumen seyn.
O Vater! ihr erlaubet ja,
ihn zu behalten?
So spricht der Knabe,
und eine Thräne fließt auf die braune Wange
des Vaters.

Er sieht seine Gattinn an, und ein Kuß,
so, wie die ersten Menschen sich küßten,
rauscht auf unschuldsvollen Lippen.
Arm in Arm setzen sie sich, die Redlichen,
unter die Schwelle
ihres kleinen Hauses,
und auf der Mutterschoos sitzt der Knabe,
der die Freude ihrer Tage ist.
Gähling entreisset sich der Sommervogel
seinem Gefängniß.
Aus der unachtsamen Hand des Kindes
ist er schon weit in der Ebne fort. —
Halte! schreit der Knabe vergebens,
halte, du loser Vogel!
warum bist du jetzt fort? — und ich wollte
dir nun Milch und Butter geben.
Auch wirst du im offenen Feld
kein solches Lager finden,
als ich dir schon in Gedanken
bereitet hab.
Wenn Winde und Hagel stürmen,
wo wirst du dich, armer Vogel,
wohl schützen können?
Armer Vogel! so spricht der Knab, und Thränen
rollen aus seinem Aug.
Allein der gute Vater tröstet ihn mit Küssen
über den verlohrnen Vogel,
und die Mutter eilt geschäftig um Aepfel und Pflaumen,

und

und sucht den Verlust zu ersetzen.
Ach! welch eine herrliche Szene,
Mann, Vater und Gatte zu seyn!
O könnte ich dieses Bild, das ich einst sah,
immer in meiner Seele erneuen!
o, wie mächtig fühle ich noch den
Eindruck in meinem Herzen! —
Mann der Natur — unschuldig und rein, wie sie,
lasse dich in meine Arme schließen!
Dein schlanker Wuchs, der Bau deiner Nerven,
und dein männliches Gesicht
verkündigt mir das Glück deiner Gegend.
Da hat der Weichling noch nicht die Natur ge-
schändet,
und Kinder des Elendes gepflanzt.
An dem Busen deiner gesunden Gattinn
hängt der Säugling, wie das Bild des Lebens,
und sein Adleraug — und die Röthe der Wangen
der Mutter — sagt uns, Unschuld, und Ge-
sundheit
sind auf dem Boden,
wo wir wohnen.
O glückliche Menschen! euer Genuß
ist Reichthum der Natur.
Die Menschheit kennt auch keine andere Schätze,
kein anders Glück.
O Brüder! euere Tugend verdient es,
daß euch unwandelbare Gebirge

vor Menschen schützen,
die die Städte bewohnen,
und die Gegend vergiften.
Ihr habt wenig, ihr Brüder! aber ihr seyd reich;
denn der ist reich, der wenig Bedürfnisse hat.
Ach! könnte ich bey euch wohnen,
ich wollte gern diese Fetzen von mir werfen,
auf die der Schneider mein Ansehen nähet.
Bräme schwer von Seiden,
aber für Gold bezahlt macht hie den
Werth des Mannes.
Bist du nicht verkleidet, wie der Aff des Arztes,
so wird dich jeder Diener spotten,
und von weitem dich schon
von den Thüren weisen.
Verhunze dein Gesicht, lächle,
wenn du weinen möchtest,
beuge dich, und krieche — dieses ist die Sprache
der Stadt.
Frühe am Morgen muß ich mir schon
meine Haare zausen lassen,
nach Krümmungen, die Paris erfand,
müssen sich meine Locken schmiegen,
und wie ein Nebel fliegt Mehlstaub,
und bereifet ungepuderte Köpfe.
So muß ich denn, ich Gottes Geschöpf,
verhunzt, wie ein Narr, nach Mode handeln.
O hätte die Gewohnheit nicht das Recht
diesen

diesen Thorheiten gegeben,
was würden Menschen wohl denken,
wenn sie Menschen so sähen?
Da muß ich meine friedsamen Lenden
aus Mode täglich mit langen Schwertern um-
gürten,
und lange Degen, verdammt zum ewigen Frie-
den,
an meinen Hüften schleppen.
Da muß ich Hüte, unbrauchbar zum bedecken,
in meinen Händen tragen,
und mechanisch, wie ein Otomat mich krümmen,
und wie ein Papagey sprechen:
Guten Morgen, gute Nacht, wie befinden
sie sich?
Ohne Empfindung, ohne Gefühl
antwortet mir der Gefragte:
Recht wohl, und ihre Gesundheit? —
Und dieses alles so mechanisch,
als eine Maschiene,
mechanisch nur immer seyn kann.
Denn kömmt die Zeit, daß ich geputzt
in Vorzimmern der Reichen,
die entsetzlichste der Lügen höre,
die Schmeichler sagen.
Da kommen erhungerte Dichter
mit ellenlangen Gedichten,
und schaffen manchen Satyr zum Jupiter um.

Die Stunde ernsthafterer Geschäfte
naht sich endlich, und in Carossen
und Senften
eilen Justitz und Finanz
zu ihrer Bestimmung,
verfolgt von einem Haufen
jammernder Menschen.
Thränen des Elendes
der ärmsten der Streitenden
waschen das Blut von dem Tempel der Themis,
das noch an ihrer Schwelle klebt,
von gemetzelten Menschen.
Dick gemästete Männer,
ohne Gefühl, ohne Empfindung,
beweisen aus zentnerschweren Authoren,
daß Gold schwerer wiegt,
als der Flügel einer Mücke.
Der erschrockene Landmann
hört erstaunend die Zaubersprüche,
und bezahlt um theures Geld
unverständliche Worte. —
Doch still! — Welch ein entsetzlicher Lärmen
lockt mein begieriges Aug zu anderen Szenen?
Was ist hier, und was sind diese Männer in Masken,
die, wie rasende Thoren
Sätze auf Sätze häufen,
wie Geier schreien, und sich wie Krähen gegenseitig verfolgen? —

Sie sind Gelehrte, sagt man mir,
sie sind Doktores.
Doktores? — und was soll dieser lächerliche
Ermel,
und dieses Viereck von Filz
auf ihrer runzlichten Stirne? —
Dieses sind die Zeichen des Gradus.
Hab euch Dank, — nun ist mir das Räthsel
vollkommen gelöst,
und ich wundere mich nicht mehr
über geschriebene Folianten von Narren,
wenn ein Ermel und ein Viereck von Filz
den Menschen zum Weisen macht.
So springen nervigte Jungen
auf offenem Platz in eiskaltes Wasser,
und werden durch alte Gewohnheit
im Brunnen zu Metzgern gradirt.
O, menschliche Thorheit! Weisheit und Grösse
seht ihr an Sachen, wo sie nicht sind.
Einige brüsten sich in Lumpen, andere in Seide,
(sagt Pope) der Schuster im Schurzfell,
und der Doktor im Mantel.
Was ist so verschieden, als Mantel und Schurz-
fell,
als ein Weiser und ein Narr;
und doch macht Verdienst nur den Mann,
und Tugend den Weisen;
alles andere ist Mantel und Schurzfell.

Was

Was ist der Ruhm? — ein eingebildetes Leben,
durch fremden Athem,
das vor dem Tod nicht in unserer Gewalt steht.
Narrheit ist alles, was uns nicht besser macht,
was dem Menschen nicht nützt.
Aber bey unserer Zeit
macht der Helmschmied den Helden,
der Goldsticker den Ritter,
und der Schneider den Doktor.
Nur der Narr macht sich selbst,
denn er trägt keine Kappe mehr.
Besteckt mit Titeln, behängt mit Medaillen,
was bist du mehr, als was Menschen dir geben
können,
und Sklaven von Menschen? —
Eine eingebildete Hoheit
macht den Schwindel unserer Vernunft.
Vor allen Lastern gebt dem Hochmuth
die Nieswurz.
Wenn der Mensch nicht mehr hinauf steigen kann,
so geht er abwärts.
Nero erniedrigt sich unter die Thiere: seine Nie-
derträchtigkeit
ist sein Ehrgeiz in der Verzweiflung.
Habt ihr nie an langen Faden gebunden
den sumsenden Käfer gesehen,
mit dem in den Tagen des Maies
der muntere Knabe
am Abend spielet? —

Seht,

Seht, wie scheckigt er ist, — verschiedene Fle-
ken
sind auf seine Flügel gepappt.
Eine scheckigte Mütze deckt seinen Kopf,
und ein klein geschnittenes Säbelchen
waffnet seinen zitternden Fuß.
Zum Gespötte der Jugend,
steht er da in der Rüstung des Helden,
oder im schwarzen Mantel des Doktors. —
Dieser Käfer sind wir, bestimmt, nur ein Mo-
nat zum Leben:
der Knab ist der kindische Stolz,
der die Freyheit unserer Bestimmung uns raubt,
und mit Fleckchen uns bildet
zu thörichten Figuren.
Seht doch einmal, ihr Stolze! von eurer Höhe
herab
in den niedrigen Haufen,
in dem die Ameise wühlt.
In ihrer Republik ist Gleichheit der Bürger.
Gemeinschaftlich arbeitet man
am Besten des Ganzen.
Kein müßiger Thor füttert sich hier
auf Unkosten des andern:
alles ist geschäftig zum Zweck,
und thätig fürs Ganze.
Eckelnd wendet sich mein Aug
von der Verfassung der Ameise
zum Menschen zurück.

An den Tagen des Frühlings
schläft man in erhitzenden Federn
bis am hohen Mittag
den schönsten Morgen vorüber.
Endlich entzieht sie den dünstenden Fuß,
die Dame, der seidenen Decke:
langsam geht sie zum wartenden Nachttisch,
begleitet von Abbeen und Stutzern.
Da wird geschwätzt und gelacht,
und philosophirt und gehächelt;
und Roms heilige Gänse
weichen selbst mit tiefester Ehrfurcht
dem Geschnatter der Weiber,
und gestehen großmüthig ein,
daß ihr lärmendes Schwätzen
lange nicht das war, als sie Rom
vom Untergang schützten.
Sorglos sieht hier die Gattinn
die saugenden Kinder
an fremden Brüsten. — Eine schändliche Dirne
wird oft zur Amme gewählt; und vergiftete Säfte
trinkt mit gemietheter Milch der Säugling in Busen.
Keine Liebe zum Mann, keine Triebe zur Tugend
beseelen ihr fühlloses Herz:
nur Stutzer und Gecken umgeben die thörichte Mutter.

Ihr

Ihr schreckliches Beyspiel
reißt jeden Keim von Tugend
aus dem Herzen der Tochter.
Empfindung ohne Gefühl, und tändelnde Narrheit
ist der Brautschatz der meisten der Mädchen.
Geschwächter Geist durch böse Romanen,
entnervte Stärke der Seele,
Schalkheit und Witz in gehirnlosen Köpfen. —
Geh, lasse mich! — was soll ich hier die erniedrigte Menschheit
in Zügen des Weibes lesen?
Warum sehen an glänzenden Stirnen,
wie Bleyweiß die Furchen füllet,
die die Wohllust gepflügt,
und Karmin die Rosen der Unschuld
im Pinsel nachäfft.
Geh, suche im rauhen Gebirge das bessere Mädchen,
wo noch reineres Blut die Adern durchwallet.
Hier ist noch nervigter Saft, nicht geschwächt durch Sünde.
Einfalt und Unschuld thront hier in schuldlosen Herzen.
Hier sitzt der Mann noch beym Weib,
es ist noch keine Schande geworden,
Gatte und Gattinn zu seyn.
Ihr glücklichen Leute! beneidet die Städte nicht!

Entehrende Laster
herrschen da über die Menschheit.
Verzuckertes Gift, und vergoldetes Aloe
sind unsere Geschenke.
Die Billigkeit ist im Buch,
die Empfindung im Roman,
und die Tugend auf der Bühne,
in unserer Seele ist nichts,
gar nichts, als Laster und Thorheit;
nur bey euch, glückliche Sterbliche!
ist die Tugend
im Herzen.

Wider den Uebermuth.



Was ist mein Stand, mein Glück, und jede gute Gabe?
Ein unverdientes Gut.
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
vor Stolz und Uebermuth.

Wenn ich vielleicht der Welt mehr, als mein Nächster, nütze;
wer gab mir Kraft dazu?
Und wenn ich mehr Verstand, als er besitzt, besitze;
wer gab mir ihn, als du?

Wenn

Wenn mir ein größer Glück, als ihn erfreut, begegnet,
bin ich ein beßrer Knecht?
Giebt deine Gütigkeit, die mich vor andern segnet,
mir wohl zum Stolz ein Recht?

Wenn ich, geehrt und groß, in Würden mich erblicke;
Gott, wer erhöhte mich?
Ist nicht mein Nächster oft, bey seinem kleinern Glücke,
viel würdiger, als ich?

Wie könnt' ich mich, o Gott! des Guten überheben,
und meines schwachen Lichts?
Was ich besitz, ist dein. Du sprichst! so bin ich Leben;
Du sprichst! so bin ich Nichts.

Von dir kömmt das Gedeih'n, und jede gute Gabe
von dir, du höchstes Gut!
Bewahre mich, o Gott! von dem ich alles habe,
vor Stolz und Uebermuth.

Gellert.

Ueber die Beleidigung der Tugend und der Menschheit durch die öffentliche Lüge, oder sogenannte Zeitungs-Schmiederey.



Die Begierde, allezeit die Wahrheit zu reden, wenn uns nicht höhere Verbindlichkeiten nöthigen, sie entweder nicht zu wissen, zu verschweigen, oder zu verbergen, ist ein so edler und liebenswürdiger Charakter, daß derjenige, welcher Anspruch auf die Ehre der Rechtschaffenheit und Redlichkeit macht, seine Zunge nicht sorgfältig genug bewahren kann. Sind Wahrheit und Tugend, wie einer von den größten Weltweisen des Alterthums sagt, beyde Töchter der Gottheit: so muß eine jede Beleidigung der Wahrheit auch eine Beleidigung der Tugend seyn. Herodotus erzählt von den Persern, daß sie ihre Söhne von ihrem fünften Jahre an nichts mehr gelehrt hätten, als diese drey Dinge, ein Pferd gut zu reiten, mit dem Bogen fertig umzugehen, und niemals eine Lüge zu sagen.

Ich will gar nicht behaupten, daß ihre Erziehung sehr vollkommen gewesen sey; allein ihre

ihre Wahrhaftigkeit ist doch gewiß eine Vollkommenheit, um welche sie von vielen in unsern Zeiten, die eine bessere Erziehung gehabt haben, beneidet werden sollten. Noch jetzt wird man lieber den Vorwurf erdulden, daß man unmäßig trinke, oder in der Wohllust ausschweife, oder zum Geize geneigt sey, als sich Lügen strafen lassen, so schändlich ist dieses Laster! Gleichwol giebt es gewisse Arten desselben, die so gewöhnlich sind, daß sich sogar Leute damit beflecken, die sich mit dem Vorzuge schmeicheln, in ihrer Art zu denken, und in ihren Gesprächen weit über den gemeinen Haufen erhaben zu seyn. Sie sagen oft an einem Tage tausend Unwahrheiten; sie wissen es, und dennoch befürchten sie den Vorwurf nicht, der sie zum äussersten Zorne reizen würde, weil sich die Menschen miteinander verstanden zu haben scheinen, nur gewisse, in einem hohen Grade niederträchtige und boshafte, Unwahrheiten für Lügen zu erklären.

Einen, der auf eine pöbelhafte Art verleumdet, und nicht einmal die Klugheit hat, sich in seinen Verleumdungen nicht offenbar zu widersprechen, wird jedermann für einen Lügner halten; aber wie viele glauben wohl, daß auch derjenige diesen Namen verdiene, der

es auf eine feinere Art, und mit einem gewissen boshaften Witze thut? Unterdessen könnten vielleicht die Menschen davon noch überredet werden; aber es giebt viel andere Arten von Unwahrheiten, von denen es Niemanden einfällt, daß sie Flecken und Beschimpfungen eines jeden sind, der für rechtschaffen gehalten seyn will.

Was sind die meisten Gerüchte, welche sich zuweilen in weniger, als einer Stunde Zeit, wie ein Lauffeuer, durch eine ganze Stadt ausbreiten? Oder was sind in den meisten Zusammenkünften die Gespräche, die am längsten unterhalten? Wie viele bekümmern sich wohl, in Gesellschaften nichts zu reden, als was mit der Wahrheit bestehen kann? Die Komplimente, mit denen sie anfangen, was sind sie gemeiniglich? Unwahrheiten. Und die so scheinbar freundschaftlichen Erkundigungen nach unsrer Gesundheit? Unwahrheiten. Und das freundliche Lächeln, das zärtliche Auge, und die gütige Miene? Unwahrheiten. Und die Schmeicheleyen, mit denen man so freygebig ist? Unwahrheiten. Und so viele neue Zeitungen, so viele Familiengeschichten, so viele geheime Nachrichten, die man einander mit so vieler Vertraulichkeit ins Ohr zischelt, damit sie desto

so geschwinder weiter kommen mögen? Unwahrheiten.

Eine Gesellschaft ist gemeiniglich sehr lebhaft, sehr munter und aufgeräumt, sehr vergnügt gewesen, wenn viele solche Unwahrheiten gesprochen worden sind. Ich sage gemeiniglich; denn es giebt noch einige so außerordentliche, bewundernswürdige Menschen, die in jeder Miene, in jedem Komplimente, und in jeder Verbindlichkeit, die sie sagen, wahr sind. Allein, sie sind eben so selten, als diejenigen, die in einer Gesellschaft am meisten Verstand haben, und doch allen Anwesenden Gelegenheit zu geben wissen, mehr Verstand zu zeigen, als sie zeigen.

Die Quellen, aus denen die gesellschaftlichen Unwahrheiten entspringen, wenn sie nicht ihren ersten Ursprung in der Falschheit haben, oder in einer geheimen Feindseligkeit und in der boshaften Absicht, einander zu hintergehen, sind mannichfaltig. Allein die vornehmsten sind wohl Unwissenheit, Eitelkeit, Praleren, die seltsame Einbildung, daß eine gute Lüge einen sehr witzigen und verschlagenen Kopf anzeige, und ein gewisser kleiner politischer Parthengeist.

Herr Trifling erscheint in vielen Gesellschaften; allezeit sehr willkommen, weil er immer viel Neues zu erzählen weis. Ich verwundre mich nicht darüber. Es ist gewiß keine kleine Plage, bey einer grossen Unwissenheit die Begierde zu haben, wo andre reden, mit zu reden. Stumm kann man nicht seyn, sprechen soll man, aufgemuntert soll die Gesellschaft werden. Was würde die Welt von Sr. Wohlgebohrnen, oder von Sr. Hochedelgebohrnen denken, wenn sie so ehrbar, als eine Jungfrau aus dem vorigen Jahrhunderte, stillschweigen, oder zum höchsten nur von der erschrecklichen Kälte oder von dem ewigen Winter reden sollte? Der arme Herr Trifling! Ein leerer Kopf, und, nach einer richtigen Folge, auch ein leeres Herz! Keine Erkenntniß und Wahrheit im Verstande, und eben deswegen keine Empfindungen des Guten und Schönen im Willen. Was ist damit anzufangen? Zu spät ist es, daß er sich noch einen tüchtigen Hofmeister halten sollte, und in den verdrießlichen schweren Büchern zu lesen, das ist seine Sache nicht. Welch ein Glück, daß er einen Diener hat, der ihn mit einer Strassenanekdote nach der andern versorgt. Er glaubt sie freylich selbst nicht, und sie sind auch zuweilen so handgreiflich falsch, daß er sie ändern muß, ehe er sie weiter erzählen kann; aber sie

geben

geben doch Materie zum Gespräche, und mit einer recht ehrlichen Stirne und mit einigen starken hohen Betheurungen untermischt, können sie Herren und Damen mehr vergnügen, als vielleicht die besten und weisesten Gespräche eines Sokrates oder Plato nicht thun würden.

Die unschädlichsten Unwahrheiten scheinen noch diejenigen zu seyn, welche die Menschen aus Pralerey von sich selbst sagen; sie machen zwar den, der sie sagt, lächerlich, oder verächtlich; aber sie können doch selten einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Glück andrer Menschen haben, weil sie leicht entdeckt werden können. Ich erinnere mich hier eines solchen Charakters aus dem Bruyere. *) Arrias hat alles gelesen, alles gesehen; es ist ein Mann, der alles weis; zum wenigsten giebt er sich dafür aus; er mag lieber lügen, als schweigen, oder das Ansehen haben, daß er nicht von allem unterrichtet wäre. Man redet an der Tafel eines Großen von einem gewissen nordischen Hofe; er fängt an zu sprechen, er nimmt denen das Wort aus dem Munde, welche eben sagen wollten, was sie davon wußten, und spricht mit einer soviel wissenden Miene von diesem entfernten Reiche, als wenn er daraus gebürtig wäre. Er spricht von den Sit-

*) Bruyere, Tom. I. p. 266.

ten des Hofes, von den Damen des Landes, von seinen Gesetzen und Gebräuchen; er erzählt unterschiedne Histörchen, die sich daselbst zugetragen haben sollen: er findet sie sehr lustig, und lachet bis zum Lautlachen darüber.

Jemand wagt es, ihm zu widersprechen, und beweist ihm, daß das, was er sagt, falsch sey. Arrias läßt sich das gar nicht in Verwirrung bringen; er geräth vielmehr gegen den, der ihn unterbrach, in Feuer, und fährt auf: Ich sage, ich erzähle nichts, was nicht original ist; ich weis es vom Sethon, unserm Gesandten an diesem Hofe, der seit einigen Tagen nach Paris zurückgekommen ist; den ich sehr genau kenne, den ich über alles gefragt habe, und der mir nicht einen einzigen Umstand verschwiegen hat. Hierauf will er seine Erzählung mit einer viel grössern Dreistigkeit fortsetzen, als einer von den Gästen zu ihm sagt: Es ist Sethon selbst, mit dem sie sprechen, der Gesandte, der nur kürzlich von seiner Gesandtschaft zurückgekommen ist.

Solche Selbstschmeichler von verschiednen Arten und Gestalten, die eine sich angedichtete Vollkommenheit eben so hoch schätzen, als den wirklichen Besitz derselben, giebt es unter unserm

Geschlechte sehr viele. Unter dem Frauenzimmer habe ich diesen Fehler selten bemerkt. Die Damen brauchen sich auch nicht selbst zu schmeicheln, sie hören schmeichelhafte Unwahrheiten genug von uns. Alles, was man vielen unter ihnen schuld giebt, ist dieses, daß sie, in Absicht auf ihr Alter, nicht die besten Freundinnen von der Wahrheit wären, und entweder jünger oder älter seyn wollten, als sie sind. Solche Unwahrheiten sind schon unter dem römischen Frauenzimmer Mode gewesen. Allein sie waren auch schon damals gefährlich. Denn der fünfzigjährige Cicero antwortete einmal einer sehr vornehmen Dame, Fabia Domitilla, als sie sagte, daß sie nunmehr dreyßig wäre: es ist wahr; denn ich höre es schon seit dreyßig Jahren.

Unter den Engländern giebt es, besonders unter dem grossen Haufen, eine Art Lügner, die man Beißer nennt, weil sie über einen jeden treuherzigen Menschen, als über ihren Raub, herfallen, und ihm Dinge erzählen, die sehr wohl wahr seyn können, zumal da sie ihm keinen Anlaß gegeben haben, daran zu zweifeln; nachher aber, wenn sie ihn nun überredet zu haben meynen, mit einer triumphirenden Miene ausrufen: Gelogen! Dergleichen Beißer habe ich überall, und auch wohl unter denen gefunden, die von

einem gewissen Range sind, dem eine jede Unwahrheit sehr übel ansteht. Vornehmere Beißer unterscheiden sich von den gemeinen nur dadurch, daß sie über ihre falschen Anekdoten und Neuigkeiten, wenn sie nun geglaubt werden, nicht ausrufen: Gelogen! Solche Unwahrheiten auszubringen, die Niemand läugnet, weil es Wahrheiten seyn könnten, dazu, meynen sie, werde ein außerordentlicher Kopf erfodert. Sie sind äußerst mißvergnügt mit sich, so oft sie keine Unwahrheit mit so vielen Umständen wahrscheinlich machen und ausschmücken können, daß sie leicht geglaubt wird. Der Barbier, der Schneider, und der Friseur sind die Kanäle, durch welche sich die bewundernswürdigen Erfindungen ihres Geistes ins Publikum ergießen. Welch eine Freude für sie, wenn es ihnen nun gelungen ist, die halbe Stadt durch eine von ihnen erdichtete, entweder angenehme oder traurige, oder zuweilen nicht allein außerordentliche, sondern auch schreckliche Begebenheit in Bewegung zu setzen! Wie zufrieden sind sie nicht mit ihrem Witze!

Welch ein unaufhörlicher Umlauf von Unwahrheiten im Publikum, und ich habe noch nichts von den Partheylügen gesagt, die in Kriegszeiten Mode sind. Niemand kann die Zeitung

buch-

buchstabieren, der sich nicht alliirte, und wie viel Neues und Geheimes weis dann nicht ein jeder von seiner Parthey zu erzählen, das nicht allein falsch, sondern die meiste Zeit auch so ungereimt ist, daß man Mitleiden mit solchen Erzählern haben muß! Im Anfange wissen sie selbst sehr wohl, daß es falsch sey, was sie sagen; aber das Lächerliche, oder vielmehr, das Bedauernswürdige davon ist das, daß sie endlich ihre eignen Lügen selbst so fest glauben, als wenn sie durch tausend Zeugen bestättiget werden könnten.

Alle diese Unwahrheiten, die von den meisten für unschuldig gehalten werden, haben vielleicht keinen sichtbaren Einfluß in die Glückseligkeit der Menschen, ob sie gleich allezeit das allgemeine Vertrauen hindern, einen allgemeinen Argwohn gegen einander unterhalten, die Liebe zur Wahrhaftigkeit schwächen, und den, der sie sagt, nach und nach zu einer Unempfindlichkeit auch gegen schändlichere und schädlichere Unwahrheiten gewöhnen. Aber ist es nicht genug, einen jeden tugendliebenden Menschen dafür zu warnen, daß sie zu den unnützen Worten gehören, von denen Rechenschaft gegeben werden soll?

N. A.



Die



Die Sprache der Welt und die Sprache der Religion, wenn Verläumdung deine Seele kränkt.



Welt. Räche dich! sagt der Zorn. — Er hat deine Ehre gekränkt; er hat deinen guten Namen befleckt; seine Laster hat er auf dich gebracht. Räche dich! Du hast Gelegenheit, ihn empfindlich zu kränken; du kannst es leicht, du kannst es ohne Schaden thun. —

Religion. Nein! antwortete die Sanftmuth. Dieser Mensch, war er nicht dein Freund, so war er doch dein Gesellschafter. Mit ihm hast du so manches Vergnügen getheilt; so manche Wohlthat empfieng er von dir.

Welt. Desto schlimmer! Den Undankbaren wolltest du so hingehen lassen? Das würd' ihn zu größern Beleidigungen fähig machen. Laß die Gelegenheit nicht entwischen! sie kömmt so gut nicht wieder.

Religion. Mag sie doch entwischen; mag sie doch nie wiederkommen! Du kannst ihn ärger machen,

machen, wenn du dich nicht an ihm rächst: das ist möglich; allein du machst dich selbst ärger, wenn du dich rächst: das ist gewiß. Wähle nun unter zweyen Uebeln das kleinere. Vergieb ihm! Es ist doch möglich, daß du ihn dadurch überwindest. Ganz gewiß aber erhältst du dadurch den herrlichsten Sieg über dich selbst; ganz gewiß aber verschaffst du dir dadurch eine süße, innre Beruhigung, und die reinste Wohllust, deren das menschliche Herz fähig ist.

Welt. Das sind Träume! Deine Ehre ist etwas Reelles. Die Welt wird seiner Verlästerung Glauben geben, wenn du dazu schweigst. Man wird dich für den Deisten, für den Wohllüstling, für den Verführer der Unschuld halten, dafür er dich in allen Gesellschaften erklärt hat.

Religion. Bist du gewiß, daß man es weniger thun wird, wenn du dich rächst? Und hängt denn deine Ehre von dem Gerichte der Visitenstuben, und von dem Urtheile der Menschen ab? Frage dein Gewissen? Spricht es dich los: was geht dich das laute Geschrey einer ganzen lästernden Welt an? Du hast Ehre bey Gott!

Welt. Das heißt der Verleumdung Thür und Thor öffnen; das heißt dem schändlichsten Laster Raum geben!

Reli-

Religion. Ich gebe dir die Macht aller Könige, und den Verstand aller Weisen auf Erden. Wehre der Verleumdung, wenn du kannst! Du wirst es vergebens versuchen! Der bellende Hund verstummt zuletzt, wenn man seinen Weg ruhig fortgeht.

Welt. Ich sehe, du bist furchtsam. Was geht es mich an? Magst du doch für eine Memme gehalten werden! Nicht genug, daß du in den Ruf eines Buben gekommen bist? Die Welt versteht keine überspannte Moral nicht: sie wird dich trefflich auslachen.

Religion. Der ist nicht furchtsam, der bey aller Neigung zum Bösen, bey aller Anreitzung dazu, bey aller Bequemlichkeit, es ungestraft und mit einer Art von Anstande zu thun, den Weg der Tugend nicht verläßt. Kann er es leiden, daß er darüber für thöricht und feige gehalten, daß er öffentlich verlacht wird; so hat er sich zu einer Stärke des Geistes erhoben, die ihn den gepriesensten Helden an die Seite setzt.

W. Die Vernunft selbst —

R. Welche Vernunft? die nüchterne, die erleuchtete gewiß nicht! sie kann kein Laster gebieten. Und wenn sie dich ungewiß lassen sollte: denn das ist alles, was geschehen kann; so ist hier

das

das Wort Gottes, der alleinige Orakelspruch, der nichts unentschieden gelassen hat, was Glückseligkeit unter Menschen veranlassen und verbreiten kann. Dieser füllt die Linien aus, die die zweifelnde Vernunft nur mit unterbrochnen, blassen Zügen gezeichnet hat. Liebe ist im Himmel und auf Erden die Krone aller Tugenden, die Quelle aller Seligkeit. Gott ist die Liebe. Aus Liebe duldet er dich; aus Liebe verzeiht er dir eine Last von Schulden, die dich zu Boden drückte; alte wiederholte, aufgehäufte Verschuldungen, alle verzeiht er dir. Und du wolltest mit deinem Bruder zürnen, der dich nur einmal oder zweymal, an einer kleinen, empfindlichen Stelle, berührte? Weg von dem Angesichte des Herrn, verächtlicher Sterblicher, hinweg! Dir soll man Alles, und du willst nichts thun? Bete noch einmal: Vergieb mir unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern, und zittre! Es kömmt ein Tag, wo dich der Fluch treffen wird, den du in einer freventlichen Gedankenlosigkeit, tausend und aber tausendmal auf dich herabgebetet hast. Du kannst ihm entrinnen: Eile! Rette deine Seele! Verhöre den leisen Ruf deines Gewissens, verhöre meine brüderliche Stimme nicht! Ich bin dein warnender Engel.

Blum.



Der Gedanken der Ewigkeit ist der Trost des Christen im Unglück.



So finster auch die Wolken seyn mögen, welche, zumal in den Augen eines Schwermüthigen, das gegenwärtige Leben oft von fern her überschatten, oft ganz verdunkeln: so muß man doch gestehen, daß die Umstände und Schicksale der menschlichen Natur in vielen Stücken besser sind, als sie bey dem ersten Anblicke zu seyn scheinen. Wie oft beschweren wir uns darüber, daß alle unsre Glückseligkeiten von einer solchen Beschaffenheit sind, daß man in der Erwartung derselben, und in den Bemühungen, sie zu erlangen, mehr Vergnügen findet, als in dem Genuße selbst! Wenn man nun diese traurige Erfahrung mit den Uebeln zusammen denkt, die uns getroffen haben, oder jetzt quälen, oder noch quälen können: so muß es nothwendig ein sehr niederschlagender Gedanke seyn, daß wir in einer Welt leben, wo das Vergnügen selbst zum Lügner wird, und gleich einem schmeichelnden Verräther zu unserm Kummer fast eben soviel beyträgt, als das man-

nichfaltige Elend, das uns entweder bedroht, oder trifft.

Allein wir sollten uns mehr über unser eigenes Urtheil, als über die Natur der Dinge beschweren. Wir sollten in Absicht auf die Glückseligkeiten des Lebens weniger erwarten, und in Absicht auf die Widerwärtigkeiten, die uns darinnen begegnen können, weniger fürchten. Es verhält sich mit unsern Leiden, wie mit unsern Vergnügungen; was wir auf der einen Seite verlieren, gewinnen wir auf der andern wieder. Es ist blos unsre eigennützige Partheilichkeit, welche das, was auf unsre Läuterung und höhere Vollkommenheit abzielt, härter und unerträglicher abbildet, als es wirklich ist.

Wie manche Arten des Unglücks sind nur in der Ferne schrecklich! Je näher sie kommen, desto mehr verlieren sie von ihrer Furchtbarkeit, und wenn sie nun mit aller ihrer gefürchteten Last auf uns fallen, so erstaunen wir oft, daß es uns so leicht wird, sie zu tragen. Zuweilen kann sogar ein Unglück ein Gegenstand unsrer Wahl werden, wenn es nur mit einem ernstlichen, standhaften Blicke betrachtet wird.

Um in dem gegenwärtigen Leben soviel Vergnügen zu genießen, als wir, nach der

eigentlichen Bestimmung desselben, erwarten können, ohne uns in unsrer Erwartung betrogen zu sehen, sollten wir die Gegenstände unsrer Freude, unsrer Hoffnung, unsres Kummers und unsrer Furcht, immer aus dem Gesichtspunkte betrachten, worinnen sie in ihrer wahren Gestalt erscheinen. In diesem Gesichtspunkte stehen wir, wenn wir uns erinnern, daß wir geschaffen wurden, die höchste Stufe der Vollkommenheit, und Glückseligkeit, nach welcher wir zu streben von fast unendlichen Begierden angefeuert werden, nicht in der Zeit, sondern in der Ewigkeit zu erreichen.

Alsdann erkennen wir, daß dieses Leben nicht mehr Anmuth und Glück hat, als nöthig ist, uns zu den Tugenden aufzumuntern, durch welche wir, als durch so viele mittlere Stufen, zu der höchsten empor steigen müssen. Die Gottheit könnte ihre wohlthätigen Absichten mit uns nicht erfüllen, wenn sie uns in dem Genuße irrdischer Güter soviel wirkliche Freude finden ließe, als wir uns in der Hoffnung versprechen. Die Erfahrung lehrt, daß wir uns nur darum betrogen sehen, weil ein einziger Wunsch so heftig geworden war, daß kein anderer in unsrer Seele empor kommen konnte. Wer würde also eine höhere Glückseligkeit wünschen; wer würde ihr

ihr Daseyn glauben? Wer aber beydes unterläßt, wird auch das Bestreben nach derselben unterlassen. Folglich muß uns der Genuß geringerer Glückseligkeiten lehren, daß nur diejenige unsre eifrigsten Bestrebungen verdient, von der uns die Gottheit selbst versichert, daß sie unsre größten Erwartungen nicht allein befriedigen, sondern übertreffen werde.

Betrachteten wir die Widerwärtigkeiten des Lebens in eben diesem Lichte, so würden wir sehen, daß es weder mehrere noch grössere Uebel giebt, als erfordert werden, uns diejenigen Vollkommenheiten zu verschaffen, ohne welche wir zum Genuße einer ohne Aufhören fortdauernden Glückseligkeit unfähig sind. In der Ferne sind sie grösser, damit wir keine rechtmäßige Bemühung vernachläßigen, ihnen auszuweichen, oder vorzukommen, weil auch diese unter die Tugenden der Vorbereitung gehört. In der Nähe aber, und noch mehr unter der Empfindung selbst sind sie geringer, damit wir den Schwierigkeiten, mit denen die Ausübung unsrer Pflicht unzertrennlich verbunden ist, williger und freudiger entgegen gehen, weil wir aus der Erfahrung wissen, daß sie furchtbarer zu seyn scheinen, als sie sind.

Möchten wir nur die Vorstellungen, daß dieses Leben kaum ein Anfang unsrer Existenz ist, öfter und lebhafter denken! Die längste Periode dieser flüchtigen Dauer würde uns alsdann so bedeutend seyn, daß, wenn wir auch alle glückliche Tage desselben verlören, wir die Lücke darinnen kaum bemerken würden, weil das Ganze selbst so wenig von einem Nichts unterschieden ist! Jahrhunderte sind gegen die Ewigkeit noch nicht einmal wie ein Augenblick zu rechnen: sollte es denn nicht einer durch die Aussicht in die Ewigkeit erweiterten Seele gleichgültig seyn, ob diese Minute einige angenehme Sekunden mehr oder weniger enthält? Sollte sie so klein denken, und darauf alle ihre Wünsche, Anschläge und Sorgen einschränken?

Es müsse denn die Hoffnung einer glückseligen Ewigkeit die herrschende Empfindung unsrer Seele seyn; alsdann werden wir durch die Erwartung irdischer Vergnügungen weder zu sehr aufschwellen, noch durch den Ueberdruß in ihrem Genuße zu sehr sinken; wir werden sie als Blumen betrachten, die wir unsrer Mühe nicht werth achten, wenn wir sie nicht im Vorbeygehen brechen können. Im Getöse des größten irdischen Glückes wird unsre Seele nicht entzückt, sondern ruhig seyn. Unter der Empfindung noch so nie-

derdrü-

verdrückender Leiden wird sie Trost genug haben, weil sie weiß, daß jedes Uebel, das nicht aus ihrer Verschuldung entspringt, in seiner Beziehung auf die Zukunft ein moralisches Gut ist.

Ueber Natur- und Menschen-Gefühl.

Könnte man den Umgang der Menschen nicht haben, so müßte man die Gesellschaft der Thiere suchen. — Ich bin überzeugt, daß mir, wenn ich durch einen Schifbruch, oder durch eine Hexerey, oder durch Doktor Fausts Mantel, auf irgend ein wüstes Eiland geworfen würde, und mich vergeblich acht und vierzig Stunden lang nach einem Menschengesicht umgesehen hätte, das erste beste Affen- oder Hundsgesicht willkommen seyn würde. Ist doch so etwas, würd' ich denken, welches mehr verspricht, als jener Baum, oder jener Strauch, da. Ich würde den Affen oder Hund, so auf meine Seite zu bringen suchen, daß wir ein Paar Herzensfreunde würden — weil ich einmal sähe, daß man seine Freunde in der Welt so nehmen

müße, wie man sie greift, und würde mich so in ihn zu schicken suchen, daß wir mit einander reden, und uns einander an den Mienen und Bewegungen verstehen könnten. Und, wär' ich auf dem Eiland eben so thier, als menschenlos, begegnete mir weder Affe, noch Hund, noch sonst dergleichen jemand: so würde ich mich an den ersten, besten Baum halten, den ich fände. Er wird zuweilen vom Winde bewegt, wollt' ich zu mir selbst sagen: ist doch auch so eine Art vom Leben. Siehst du während des Windes in die Luft, so drehen sich die Gipfel seiner Zweige bald hier bald dorthin; blickst du bey Wind und Sonnenschein zur Erden, so wandelt der Schatten seiner Aeste vor, und rückwärts. Auch wächst er an seinen Spitzen binnen acht Tagen wohl einen Zoll — ist doch noch immer so etwas menschenähnliches, wenn ein Ding dann und wann, oder nach und nach, vom Fleck kommt; ist doch besser, als ein stillliegender, nackigter Stein. Und fänd' ich auf dem Eiland auch keinen Baum, keinen Strauch: so würd' ich zu dem ersten, besten Stein hinlaufen, den ich sähe. Kannst ihn doch wälzen, wollt' ich mir zuseufzen; wenn du auch weiter nichts mit ihm kannst; kannst ihn doch wälzen! Siehst doch, daß er etwas sey, das nicht unmittelbar zur

Erde,

Erde, oder zum Himmel, gehöre! Ist so ein Ding, worauf du dich wenigstens zwischen Himmel und Erde hinsetzen, und dich umgucken kannst!— Ich kanns euch nicht verheelen, Brüder! daß ich mit diesen und dergleichen Gedanken mich durch Gottes Schöpfungen oft stundenlang hingetragen habe. Das Resultat meiner Betrachtungen war alsdenn allemal dieß: daß wir uns mit der Schöpfung, die rings um uns her ist, zu wenig familiarisirten, und — daß wir uns endlich viel dabey gewinnen würden, wenn wir dieß thäten. —

Es würde in diesem Fall offenbar kein Winkel der Erde für uns seyn, wo wir nicht Unterhaltung und Vergnügen fänden. Vom größten unsrer Nebengeschöpfe an bis zum kleinsten, von dem uns nächsten bis zu dem von uns entferntesten, von dem in unsern Augen schönsten bis zu dem — wohlgemerkt, gleichfalls in unsern Augen — häßlichsten, würde jedes uns soviel Stof zum Denken und Reflektiren geben, daß wir bey wiederholten malen nicht damit fertig werden würden. Eine Ameise, eine Biene, ein Schmetterling, eine Nachtigall, eine Rose; ein Cedonulli, eine Eiche — Gott! wenn ich alles das sagen sollte, was ich in meinen Leben schon darüber gedacht, und wenn ich mich in die Amei-

sen, Bienen, Rosen, Schmetterlinge, Cedonullis, Nachtigallen, und Eichen, hinein, und aus ihnen wieder herausgedacht habe: ich wette darauf, mein Verleger, dessen Presse, im Vorbeygehen gesagt, nicht gern lange müßig ist, sollte einen Auktor an mir haben, der bis tausend siebenhundert und neunzig fortschreiben könnte, ohne — Odem zu holen. Laßt uns nur die Beziehung aller unserer Nebenwesen auf uns, und denn wieder auf einander, beherzigen: es ist dabey soviel angenehmes, abwechselndes, all' Augenblick neues, daß mans nicht erschöpfen mag. Sonne, Mond, der Venusstern, und die Milchstrasse, müssen den ärmsten Menschen reich, und den kränksten Menschen gesund machen können, und wärs auch nur ein Paar Minuten, während deren er sichs einbildete zu seyn, wenn er sie recht angaffte. Und wenn man keins von diesen allen sieht, und guckt nur nach den Wolken, wie sie kommen, und gehen, wie sie bald einen Berg, bald ein Haus, bald einen Thurm, bald ein grosses Riesengesicht mit einer Zwergnase, oder umgekehrt bilden, so hat man zu gucken, und zu lachen, soviel man will — das sind alles Freuden und Heiterkeiten, die jeder haben könnte, wie er wollte, und die unter Tausenden kaum einer wirklich hat.

Ich

Ich wollts auch behaupten, daß wir, wenn wir so familiär mit der ganzen Schöpfung lebten, nicht soviel Unbarmherzigkeit gegen sie begehen würden. Wenn wir bedächten, daß wir jedes Thier, auch das kleinste, zu unserm Freunde machen könnten, so müßt' uns ihre Erhaltung mehr am Herzen liegen. Wir würden nicht mit kaltem Blut in einem Ameisenhaufen stöhren, wenn wir ihn anträfen, wo er ohne unsern Schaden immerhin seyn könnte. Wir würden nicht die kleinen unter den Vögeln zu Schocken wegfangen, wenn wir erwägten, daß sie übers Jahr noch über uns singen, um uns her fliegen, und uns allerley artige Schauspiele der Natur sehen lassen könnten; würden lieber unsere Abendmahlzeit, die wir von ihnen bereiten wollten, in ein Paar Schnitte übers Brod, mit Butter geschmiert, verwandeln; würden nicht die gelben und rothen unter unsern Tulipanen über die Wand werfen, aus der sonderbaren Grille, weil sie nicht bunte — wären, da wir doch, wenn wir sie bunt haben wollten, sie neben einander pflanzen, und alsdenn mit einem Blick in einander mischen könnten; würden die einfachen unter den Levkoien nicht ausreissen, weil sie — nicht doppelt wären, sondern vielmehr denken, daß wir nie eine gefüllte gesehen hätten, wenn keine einfachen uns zu

Gesicht

Gesicht gekommen wären; würden keinen Holunderbaum abhauen, weil er nicht einen Schritt der Riegelwand, oder dem Zaun, näher steht, an welchem er steht; würden keine Höhe abtragen, weil uns das Darübergehen zu inkommode ist. — Das wär' denn doch wohl eine Menschenwohllust, wenn man wüßte, man hätte die Natur nicht grausam beunruhigt, sondern wäre durch sorgfältige Beschützung einer ihrer reichlichsten Wohlthäter gewesen!

Und würfe uns unser Schicksal jemals aus unserer gewohnten Lage in eine andere, auf die wir uns nie vorbereitet hätten; wofür wir denn freylich nicht sicher sind: so würde uns der Vortheil zuwachsen, daß wir uns eher in unsere neue Lage schicken. — Ich habe einmal einen hochgräflichen Büchsenspänner gekannt, welcher zwanzig Jahre lang bey seinem Herrn auf der Residenz zugebracht hatte.

Ich weis nicht, wodurch er es versehen haben mochte — die Rede gieng, wie sie oft geht — wie viel wahres oder unwahres daran gewesen seyn möge, kann ich nicht sagen; genug, der Büchsenspänner fiel in Ungnade, und das Zeichen davon war, daß er aus einem Büchsenspänner auf der Residenz in einen Unterläufer bey einer der Forsten in der Grafschaft verwandelt

wurde.

wurde. Der Mann führte in diesem seinem veränderten Zustande keine grössere Klage, als die, daß er, seine Frau ausgenommen, von allen den Gegenständen entfernt wäre, die ihm sonst zur Unterhaltung und Zerstreuung gedient hätten, und daß er sich in das stille Leben aufm Lande nicht schicken könnte. Da er ein gelernter Jäger war, so konnt' ich nicht anders, als ihm meine Verwunderung darüber zu erkennen geben, daß er über Entfernung von ihn unterhaltenden Dingen klagte. „Mein lieber Mann! sagt' ich, er ist ja ein Waldmann von Profeßion: das Leben unter Bäumen und Gewild muß ja gerade so recht seine Lage seyn.„ Er gab mir zur Antwort, daß er ja wohl einmal einen Tag auf die Haasenhetze ausgehen, oder einen Vormittag lang Holz anschlagen wollte; aber, daß er sich mit ungehetzten, freymüthig spielenden und ruhiggrasenden Haasen, oder mit Bäumen, ohne sie fällen zu sehen, unterhalten sollte, wollte ihm nicht in den Kopf. — Ich denke, daß es vielen unter meinen Nebenmenschen, wenn sie in eine andere, über dieß ihnen wohl gar widerstrebende Lage versetzt werden, nicht besser, oder wohl gar noch schlimmer, gehen möge, als diesem Büchsenspänner. O! daß wir uns doch früh mit der ganzen Schöpfung, soviel wir nur immer könnten, familiarisirten, wie weniger unwillkom-

willkommen und widrig würde uns jede Veränderung unsrer Lage seyn! Allenthalben fänden wir Wesen, die wir kennten, mit denen wir vertraut wären, und deren Anblick und Umgang uns für alles Verlohrne schadlos hielte. — Und säßen wir mit Bewustseyn unserer Unschuld in dem verschlossensten, abgesondertesten Kerker, bekämen wir kein lebendes Geschöpf zu sehen, würde uns unser Brod und Wasser auf einem schmalen Brett durch ein Loch in der Mauer hereingeschoben, und eine Maus wohnte mit uns in einem Behältniß, und wir gewöhnten sie von unsern Brode zu essen, und von unsern Wasser zu trinken — ihr Daseyn, ihr Umgang, ihre Tischgesellschaft müßten für uns Wohlthat seyn! und verließe sie durch irgend einen Zufall das Gefängniß eher, als wir: so müßten wir uns darüber herzlich betrüben. Einen Unglücklichen möcht' ich über diese Materie sprechen, oder ich möchte darüber etwas von ihm lesen; er müßt's uns recht sagen können, wie viel man dabey gewinne, wenn man sich mit der ganzen Schöpfung familiarisire.

Da ich ein Sittenlehrer bin, Brüder! so komm' ich mit meinen Betrachtungen auch zuweilen gern zuletzt auf die Religion. Wahre Religion ist mir in meinem Leben nichts anders

gewe-

gewesen, als freudige Ausübung des Guten, und Zufriedenheit mit unserm Geschick, so, wie es denn nun einmal für uns ist. An der letztern, dächt' ich, müßt's uns nie fehlen, wenn wir allenthalben in der Schöpfung Vertraute fänden — ihr Anschauen, ihre Gesellschaft würd' uns der erquickendste Trost werden; und der erstern würden wir bald mit Eifer nachstreben, sobald es mit jener seine Richtigkeit hätte. Der Weg zur wahren Religion dünkt mir daher, Familiarisirung mit allem, was da ist, zu seyn; und daß ich nicht irre, mag euch der Weise lehren, der uns alles verkündigte! — Ha! wie das Herz klopft, wenn man ihn, jeden grossen und kleinen Gegenstand in der Natur seinen Brüdern näher zu bringen, und interessanter zu machen, streben sieht! wenn er mit ihnen ins offene Feld, oder in den Hain, oder auf den Berg geht, oder mit ihnen aufm Wasser fährt, und da lauter Linien zieht; von ihnen auf die äußerlichen Gegenstände, und von diesen auf sie zurück. Mögen ihm gerne alles nachthun, warum bleiben wir auf dieser Seite hinter ihm so weit zurück? Wär's nicht auch Glauben an ihn, wenn wir ihm hierinn ähnlich würden? —

Für mich sey kein Theil der Schöpfung, und wär's der kleinste, verachteste, der wüsteste,

leer! Leer an Unterhaltung, an Freude, und an Trost! Allenthalben will ich sie suchen, und finden; will glauben, daß ich ihrer daselbst noch mehr finden werde, als ich denke! Will in die düsterste, schwarzgestopfteste Mitternacht hinschauen, und sie auch da noch finden; in dem Gedanken noch finden, daß alsdenn zwischen dem Zustande ausser mir, und zwischen dem Zustande in mir — Kontrast sey! — — —

Sintenis.

✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱

Ueber die Freygeisterey unserer Zeiten.

Aus einer ähnlichen Ursache wünschte ich, meine Leser! ihre Aufmerksamkeit auf eine gewisse Art Leute rege zu machen, die sich ebenfalls gerne ein besonderes Ansehen vor andern ihres gleichen geben möchten, und weil sie es durch nichts Klügers zu thun wissen, Freygeister sind. Leute, deren Unglaube mehrentheils, (ihrem verderbten Herzen unbeschadet) aus einem unschicklichen Gebrauche ihrer Vernunft, und einem ziemlich kleinen Vorrathe von Gelehrsamkeit, mit einem Worte, aus einer sehr zählbaren Menge

einsei-

einseitiger Kenntnisse und Einsichten herrührt. Man kann ihnen zwar nicht Schuld geben, daß sie Leute von Verstande und Wissenschaften verführten, und ich getraue mir, den Ungrund einer solchen Anklage allenfalls vor jedem Richterstuhle zu erweisen, wenn sie einmal dergleichen Vertheidigung nöthig haben sollten. Allein die Schuld liegt doch wenigstens nicht an ihrem guten Willen, und sie ermangeln nicht, den bestmöglichsten Schaden unter denen anzustiften, denen es eben so, wie ihnen selbst, an den gehörigen Einsichten fehlt, und die eben so, wie sie, mit desto mehr Leichtsinn und Eitelkeit versehen.

Meine Umstände verbinden mich, oft mit dergleichen halbklugen Köpfen in Gesellschaft zu seyn, und ehe ich sie ganz kennen lernte, gab ich mir bisweilen die Mühe, ihre Weisheit ernsthaft zu beantworten. Allein die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man sie dadurch in ihren eignen Augen nur um so viel wichtiger macht, ohne sie zu bessern. Und sind denn nicht alle ihre mächtigen Einwürfe schon tausendmal beantwortet? Sind sie nicht blosse Nachsager? Aber das wissen sie entweder nicht, oder sie wollen es nicht wissen.

Die alte Wahrheit, daß man dasjenige, womit man sich sehen lassen will, entweder recht,

oder gar nicht lernen müsse, ist jedermann bekannt. Halbgelehrte und Halbdenkende sind die überlästigsten Leute auf dem Erdboden. Sie wissen gerade soviel, als man nöthig hat, gegen alle Dinge Schwierigkeiten und Zweifel vorzubringen, und weiter nichts. Wüßten sie mehr; so würden sie sich auch selbst darauf antworten können, oder sich vielmehr ihre verjährten Entdeckungen gar nicht einfallen lassen.

Wer sind die meisten Freygeister gewesen? War es Newton? Ist es Young? Oder sind es die ganz Ungelehrten, die eine gesunde Vernunft und ein redliches Herz besitzen? Nichts weniger. Nur die unseligen Mitteldinge zwischen beyden, welche weder die höhern Einsichten der erstern, noch die redliche Einfalt der andern besitzen.

Der ehrliche Bediente des jungen Herrn — ist ein aufrichtiger Christ; sein Herr ist ein Freygeist, denn er will nicht unter den Pöbel gehören; und Newton, Richardson und Baumgarten sind wieder eben das, was sein Diener ist. Nur mit dem Unterschiede, daß jene durch Gründe von dem überzeugt sind, was dieser bloß aus gutem Herzen glaubt. Denn glücklicher Weise haben Leute seines gleichen gemeiniglich auch nicht Spitzfündigkeit genug, die Erheblichkeit der

weisen

weisen Lehren unserer Freygeister zu begreifen: So wie sich der ehrliche Sancho Pansa nimmer überreden konnte, daß die Windmühlen, die sein ritterlicher Herr für Riesen ansah, wirkliche Riesen wären. Sie lachen also ganz offenherzig darüber, oder verachten sie ohne Komplimente. Und so geht es diesen eingebildeten Helden, wie den jungen Lehrlingen in der Fechtkunst, die zwar ihre Geschicklichkeit gerne an jedermann versuchen möchten, die aber der Bauer im Nothfalle mit einem Pfale zu Boden schlägt, und der geübtere Fechter mit dem Degen niederstößt.

Zweifeln ist der erste Schritt zur Wahrheit, haben sie einmal irgendwo gehört oder gelesen: Diesen ersten Schritt haben sie gethan, und darüber sind sie auch schon aus dem Odem gekommen; sie haben sich also ganz wohlbedächtig entschlossen, stehen zu bleiben. Ist es nun Wunder, daß sie nichts weiter können, als zweifeln? Ein Grad mehr Verstand, ein Grad mehr Wissenschaft würde ihnen ihr ganzes System (wenn sie anders etwas haben, das einem Systema ähnlich seyn soll); über den Haufen werfen; sie würden das Baufällige an ihren Gründen gewahr werden, und die Fehler in ihren Schlüssen entdecken, und was wollten sie alsdenn anfangen? Mit wem könnten sie disputiren? Und disputiren

müssen sie doch; denn es ist ihr größtes Talent: Das Talent aller derjenigen, die, wie Pope von den Eroberern sagt, nicht weiter sehen, als ihre Nase reicht, und gleichwol alle diejenigen für Thoren halten, welche weiter sehen, als sie.

Sie sind ein paar Jahre auf Akademien gewesen; das ist, (zumal wie sie diese Zeit angewandt haben,) gerade so lange, als man nöthig hat, die Namen der Kunstwörter, oder aufs höchste einen leichten Umriß von einigen Wissenschaften zu lernen. Mit diesem Schaume von Gelehrsamkeit, (denn die rechte Oberfläche haben sie nicht einmal berührt;) mit diesem Schaume von Gelehrsamkeit, der ihr kleines Gehirn in eine große Gährung setzt, ohne es zu reinigen, springen sie in die große Welt. Sie wissen genug, um ihr entscheidendes Urtheil über alle möglichen und wirklichen Dinge zu fällen, und ihr wildes, unbändiges Herz, dem der Unglaube schmeichelt, rennt mit dem schwachen Kopfe davon, der weiter nichts mehr zu thun hat, als nachzustolpern, wohin jenes will.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie sie sich bey ihrem Stolze mit einem so geringen Antheile von Wissenschaften für ihre Person begnügen können. Und vielleicht habe ich die Ursache

aus-

ausfündig gemacht. Hier haben Sie, meine Freunde! meine Muthmassung.

Ein gewisser Schriftsteller vergleicht die Wissenschaften mit den starken Getränken, von denen niemand mehr zu sich nehmen darf, als sein Kopf vertragen kann. Vielleicht haben unsere jungen Freygeister dieses gelesen, und aus einem allzubescheidnen Mistrauen in die Stärke ihrer Köpfe, (welches doch sonst nicht ihr Fehler zu seyn scheint,) die Nüchternheit zu weit getrieben. Ich kann zwar, mit ihrer Erlaubniß gesagt, bey dem Weine selbst, eben so wenig, als bey vielen andern Gelegenheiten Spuren eines solchen Mistrauens an ihnen gewahr werden: Allein Menschen haben oft große Ungleichheiten in ihren Charakteren.

Sollte ich wirklich hinter die wahre Ursache gekommen seyn, so kann ich diesen Herren eine sehr nützliche Entdeckung mittheilen, die ihnen vielleicht noch unbekannt ist. Ich finde nämlich, daß die Wissenschaften auch eine gewisse Eigenschaft haben, worinnen sie der Fieberrinde gleichen, die, wenn sie in einem allzugeringen Maasse, und nicht eine gewisse zeitlang hinter einander genommen wird, die Wassersucht, oder eine Auszehrung verursacht, zwo gefährliche Krankheiten, die sich selten anders, als mit dem Untergange des Patienten endigen.

Ueberhaupt würde ihnen diese Bemerknng auch noch in allerhand andern Fällen nützlich seyn können. Denn sie sprechen von andern Künsten und Wissenschaften eben so unverzagt, als von der Religion, ob gleich ihre Einsichten in jene nicht tiefer sind, als in diese. Man erstaunt, wenn man hört, wie sie den Worten Poesie, Heldengedicht, Musik, Ausführung, Composition, Zeichnung, Colorit eben so übel mitspielen, als den Wahrheiten des Christenthums: Ob sie gleich damit, weil die Sache keine ernsthaftern Folgen hat, weiter keinen Schaden thun, als daß sie sich einigen Anmerkungen aussetzen, auf die sie eben nicht stolz seyn dürfen.

Felix, oder der Freygeist.



Seiner Aeltern Freude war Felix,
als er noch ein Knabe war.
Mit Sehnsucht sah der Vater
den aufblühenden Jüngling,
so, wie ein Gärtner die Blume sieht,
die treu seiner Pflege
dem Aug zur Freude entgegen lächelt.
Oft saß der gute Greis im schattigten Laube,

und bethete aus frommen Herzen zu Gott
um Segen für seine Kinder.
Allein der gute Vater, wie war er betrogen,
als Felix die Jahre des Jünglings betrat,
bald vergaß er treulos
die Lehren der Weisheit,
die aus den Lippen seines Vaters flossen.
Wie ein muthiges Roß überließ er sich ganz
seinen Leidenschaften;
verführt, durch böse Gesellen
wagte er es über alles zu spotten,
was heilig ist.
Tugend und Religion waren Gegenstände
seines Gelächters.
Umsonst härmte sich sein Vater ab,
vergebens stunde die Thräne
in seinem Aug. — Die silbernen Locken
schwankten vergebens auf den Nacken des Greisen,
nichts rührte den bösen Jüngling mehr.
Sohn — so sprach der würdige Greis,
Sohn — ach! wenn du deinen Vater vergessen hast,
O! so höre noch die Stimme
deines alten Freundes,
und verschmähe meine Warnung nicht.
Gut ist es gemeint, der Himmel ist mein Zeuge,
Jüngling! höre die Warnung;
Der Weg, den du gehest, führt zum Verderben.

Traue den Blumen nicht, die auf dem Pfad
unter deinen Füssen blühen.
Schlangen sind unter Rosen verstecket,
du wirst sie fühlen — fühlen ja —
aber zu spät — kehre zurück
in die Arme der Religion.
Sieh, ihre Freundinn die Tugend
steht an ihrer Seite, und ladet dich
zu Seligkeiten ein.
Fliehe nicht zurück von der ernsthaften Miene
der Tugend — o fliehe nicht — reitzender ist Sie,
als die lächelnde Wange der Wollust,
die mit heuchelnden Blicken des Basiliskens
dich im Lächeln tödtet.
O Sohn — bald sind die Jahre der Jugend vorüber.
Bald ist der Faden des längsten Lebens
abgesponnen — denke im Tode
verlaßt uns alles — wo findet dein sterbendes Aug
einen Trost, wo Hoffnung deine Seele, als bey dem,
den du so treulos verlassest. —
Vater! erwiederte der Sohn, und rümpfte die Nase,
ihr seyd alt, euer schwaches Gehirn
mahlt euch Bilder vor, die nichts
als Produkten eurer Einbildung sind.

Was

Was kümmert mich eure Religion,
ich bin hier zum Vergnügen,
und kümmre mich nicht viel um die Schwärmerey der Priester.
So sprach der zügellose Jüngling — und die Worte
drangen, wie ein Dolch, in des Vaters Herz:
wie ein Schatten gleitete er dahin
durch die Tage des Lebens,
und starb, da sein Aug noch Thränen
über seinen Felix weinte. —
Undankbarer! kannst du noch länger
die Liebe deines Vaters verkennen,
komme her, und sieh seine kalte Hände,
die sich so oft für dich zum Himmel streckten.
Ist es dir noch möglich, unempfindlich zu seyn —
Allein vergebens sind meine Worte.
In Gesellschaft ruchloser Buben
taumelt Felix sein Leben durch,
und verschwärmt die unwiederbringlichen Täge,
kein Thräne, geweint durch das Aug eines Elenden,
trocknete seine Hand mitleidig ab,
nur prassen und schwärmen war das Geschäft seines Lebens.
Endlich war das Maß seiner Sünden gefüllet,
Elend, Armuth, und Krankheit,
die Begleiterinnen der Wohllust,

 stürm-

stürmten um seine Hütte,
verlassen von den Gesellen des Lasters,
schmachtete er elend auf seinem Lager.
Schle[illegible] Stroh war sein Polster,
und Unflat seine Decke.
Da fühlte er erst die Grösse seines Elendes,
und fluchte den Verführern seiner Unschuld.
Grausame! so rief er — habt ihr mich nicht elend
genug gemacht!
Saget, warum habt ihr
mir den einzigen Trost des Sterblichen,
warum den Glaube an Gott
meinem Herzen entrissen?
Bin ich jetzt nicht elend — ohne Grenzen elend,
schaudernd wendet sich mein Blick
zum Himmel,
wo für mich keine gütige Gottheit
mehr wohnet — Grausame! so rief er,
und Verzweiflung war in seiner Seele.
Die Verführer spotteten aber des armen Felix;
wie du suchst bey uns Hilfe?
sagten sie:
was soll uns rühren, mit dir Erbarmen zu fühlen,
der, der keinen Gott kennt,
achtet auch keinen Menschen,
sterbe nur — unser Vergnügen ist
dich ganz elend zu wissen —
O Himmel! rief Felix mit sterbender Zunge;
welche

welche Abentheuer von Menschen!
ist das eure Philosophie?
so weit führt der Unglaube
den Sterblichen.
O gütiges Wesen! wie hab ich dich verkennt,
wie deine Wege verlassen können
um Wölfen in Wüsteneyen zu folgen,
die Lämmer zerreissen.
So sprach Felix — und Thränen der Reue
netzten sein sterbendes Aug.
Er starb — und die letzten Worte,
die der sterbende Jüngling noch sprach,
waren diese: —
O Jugend — traue dem nicht,
der Gott nicht fürchtet, und kühn
gegen die Gesetze des Glaubens spottet.
Wenn dir dein Wohl je heilig ist,
so fliehe den Freygeist — denn nichts
beschrenkt seine boshafte Seele. —
Eigenes Interesse ist seine Gottheit,
diesem opfert er alles auf.
Fliehe — wenn dein Wohl dir heilig ist,
fliehe — o Jugend — den Freygeist! —



Nur

* * *

Nur Gottes Liebe
Adelt die Triebe,
Und führt den Menschen zur Seligkeit.
Zum Himmel schauen,
Auf Gott vertrauen,
Ist für den Frommen Zufriedenheit.

* * *

Freudig und helle
Ist stets die Seele.
Die ohne Hochmuth aufrichtig glaubt.
Stets gleich im Glücke,
Wie im Geschicke,
Wenn ihr ein Zufall die Freuden raubt.

* * *

Sich nicht betrüben,
Menschen zu lieben,
Und selbst dem Feinde edel verzeih'n,
Das sind die Kräfte
Edler Geschäfte,
Denen der Christ sich täglich wird weih'n.

* * *

Dieses sind Werke
Heiliger Stärke
Und nur der Geist der Religion.
Giebt den Getreuen,
Die sich ihr weihen
Menschengefühle zu ihrem Lohn.

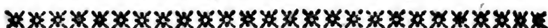
* * *

O Jüngling höre!
Was ich dich lehre,
Glaub mir, es ist dein eigenes Wohl,
Bück' dich im Staube,
Bitte und glaube,
So wie die Demuth stets glauben soll.

* * *

Wird dich beym Sterben
Der Tod entfärben,
Dann kann der Glaube dein Trost noch seyn,
Dann wird es helle,
Und unsre Seele
Wird sich im Schoose des Ewigen freun.

Das



Das Geboth des HErrn: Du sollst nicht stehlen.



Vorläufige Einleitung von dem Verlangen des Menschen nach zeitlichen Gütern.

Wir verstehen unter zeitlichen Gütern alles, was man sonst unter die Namen, irdisches Vermögen, oder Geld und Gut begreift. Unsere Selbstliebe äussert sich in dem Verlangen nach zeitlichen Gütern, weil das Mittel sind, theils unsere nothwendigen menschlichen Erhaltungsbedürfnisse zu befriedigen; theils uns die unschuldigen Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen; theils unserer Nebenmenschen Glück zu befördern.

Alle die zeitlichen Güter, worüber jemand das Recht hat, sie nach seinem eigenen Gutachten frey gebrauchen und anwenden zu können: oder nach seinem eigenen Gutachten darüber zu schalten und zu walten, nennt man sein Eigenthum; und diese Freyheit selbst sein Eigenthumsrecht. Das hauptsächlichste, was bey den irdischen Gütern

tern zu bemerken ist, betrift die Erwerbung und die Anwendung derselben.

Regeln.

1) Liebe Geld und Gut nicht mehr, und nicht weniger, als sie werth sind. Es ist dir nicht nur erlaubt, sondern auch Pflicht für dich, Geld und Gut in dem Maaße zu schätzen, als sie dir zu deiner Wohlfart und zur vollkommenern Ausübung deiner Pflichten gegen dich und andere brauchbar und dienlich sind. Sie weniger lieben, sie mit Gleichgültigkeit, Leichtsinn oder gar mit blinder Verachtung ansehen wollen, würde dich bald mit daraus folgendem Mangel und drückender Armuth bestrafen, dein Leben mühselig machen, und dir tausend Gelegenheiten rauben, andern nutzen zu können. Die Verachtung der irdischen Güter muß mit Vernunft geschehen. Die Güter der Zukunft gehen den Menschen soweit an, als ihre Erwartung theils ihn beruhigen, theils zu einem weisen Gebrauch der gegenwärtigen antreiben soll: so wie die höhern Güter dieses Lebens keine allgemeine Geringschätzung der kleinern, sondern nur eine vernünftige Verläugnung derselben in dem Falle von mir fordern, wenn jene mit diesen nicht zugleich erhalten werden können.

Aber

Aber auf der andern Seite darfst du auch nicht dem Laster des Geizes fröhnen, oder Geld und Gut über ihren Werth lieben und schätzen. Die kindische Thorheit des Geizes ist von allen Seiten sichtbar. Denn da alle irdischen Güter an und für sich selbst kein unmittelbares Stück unserer Vollkommenheit sind, sondern nur durch den guten Gebrauch, den wir von ihnen machen, einen Werth für uns erhalten können; so liebt sie der Geizige, der sie blos haben und besitzen will, um sie zu haben und zu besitzen, der sich aufs höchste mit kindischer Freude an dem Anblicke derselben belustigen, sie aber nie gebrauchen und anwenden will, ich sage, der Geizige liebt die irdischen Güter also ohne ihren Werth. Wenn er schon träumt, daß ihm sein Vermögen helfen könne, so geschieht dieß doch nicht, und wird nie geschehen. Er hat oft in dem drückendsten Mangel oder Bedürfniß das Herz nicht, zur Bestreitung seiner dringendsten Ausgaben sein Vermögen anzugreifen. Er kann mitten im Ueberflusse verhungern, und bey dem größten Reichthume der ärmste Mensch seyn. Alles mangelt ihm, was er noch nicht besitzt; mithin ist sein Mangel der allergrößte. Sein Geld hilft ihm nicht zur Zufriedenheit und Ruhe. Es macht ihm keine Freunde. Es ist in seinen Händen für seine und anderer Menschen Wohlfart völlig todt.

Dage-

Dagegen treibt ihn sein Geiz zu den unruhigsten und beschwerlichsten Arbeiten; zu den gefährlichsten und oft auch wol zu den niederträchtigsten Unternehmungen; foltert ihn mit beständiger Furcht und ängstlichen Sorgen bey Bewachung seines Vermögens; läßt ihn bey jeder Gefahr des Verlustes zittern; und oft bey dem wirklichen kleinsten Verluste untröstlich in verzehrenden Gram versinken, der sich nicht selten mit dem Selbstmorde endiget. Ein abscheulich dummes Laster! Kein gesunder Begriff von seiner wahren Glückseligkeit und Bestimmung, von der über unsere Schicksale wachenden Vorsehung, von den Verbindlichkeiten gegen andere Menschen, kann in dem Verstande desjenigen leben, der den Goldklumpen anbetet. Und wenn der Geiz bey einem Menschen herrschend geworden ist, so kann er die Quelle der abscheulichsten Verbrechen, der grausamsten Ungerechtigkeiten, des Meineides, der niederträchtigsten Verrätherereyen, und überhaupt der schändlichsten Laster werden. Denn das Geld ist das höchste Gut eines solchen Menschen. Hüte dich vor dieser schlechten Gesinnung, so viel du kannst: und vergiß es nicht, daß der Geiz bey Armen sowol, als bey Reichen wohnen könne; weil er nicht in dem Besitze des Vermögens an sich, sondern in der übermäßigen Liebe desselben besteht.

2) Was die Erwerbung der zeitlichen Güter betrift, so vermeide alle ungerechten Mittel und Wege, und bediene dich nur der gerechten. Dieß fordert nicht nur deine eigene Vollkommenheit, sondern die Theorie der gesellschaftlichen Pflichten wird dich auch künftig lehren, daß, wenn du auch auf dem Wege der Ungerechtigkeit noch soviel zu gewinnen scheinest, dein Verlust noch grösser, als der Gewinn durch dieselbe werde.

Erstlich: vermeide alle ungerechten Mittel der Erwerbung.

Du erwirbst dir alsdenn auf ungerechte Weise ein zeitliches Gut, wenn du dir ein Eigenthum auf die Art anschaffst, daß dadurch das alte Eigenthumsrecht, welches ein anderer schon daran hatte, gekränkt wird. Dieß kann geschehen, theils auf eine grobe Art: Wenn der rechtmäßige Eigenthümer dem Uebergange seines Eigenthumsrecht auf dich ausdrücklich widerspricht; oder seine Einwilligung darinn gänzlich zurückbehält, oder sie zu geben, mit unsichtbarem Unrechte gezwungen wird. Hieher gehören alle gewaltthätige Beraubungen und Entwendungen, gegen die sich der Eigenthümer entweder setzt, oder die ihm mit gänzlichem Mangel seiner Bewilligung gemacht werden; alle Unterdrückungen, Erpressungen in der Noth, Vorenthaltung des ver-

dienten

dienten und versprochenen Lohns, Verheimlichung gestohlnen Guts oder einer gefundenen Sache, wo ich mir keine Mühe gebe, den wahren Eigenthümer ausfindig zu machen, u. s. w. theils auf eine feinere oder verstecktere Art. Und diese ist wieder gedoppelt.

Wenn ich die Zustimmung des andern zur Veräusserung seines Eigenthumsrechts an mich geflissentlich erschleiche. Hieher gehören alle Betrügereyen und Bestechungen; alle Vervortheilungen im Handel und Wandel, durch falsches Maaß und Gewicht; alle betrügerische Anpreisungen schlechter Waaren; alle eigene Verfälschungen des Geldes oder der Waaren; alle falsche Ueberredungen, die den Gewinn des Eigenthumsrechts eines andern an einer Sache zur Absicht haben; alles betrügliche Betteln; alles betrügerische und unbesonnene Schuldenmachen u. s. w. Da bey allen Menschen die Selbstliebe vorausgesetzt werden kann; so ist es dir nicht erlaubt, den Verstand des andern auf irgend eine Art zu hindern, das er seinen Vortheil nicht sehe, oder etwas zu thun, wodurch der andere von der bessern Erkenntniß seines Vortheils abgeleitet und dagegen in Irrthum und falschen Meynungen zu seinem Schaden und deinem Vortheile gezogen, und durch diese Hinterlist

list dahin gebracht werde, dir dem Scheine nach mit freyer Entschliessung ein Eigenthumsrecht abzutreten; welches aber nicht geschehen seyn würde, wenn du ihn nicht getäuscht hättest.

Du erwirbst dir auch alsdenn auf ungerechte Art ein Gut, wenn du die Schwachheit und Uebereilung eines andern in unbedachtsamer freywilligen Abtretung seines Eigenthumsrechts schändlich benutzest. Alle Menschen haben nicht einerley Grad von Beurtheilungskraft. Da, wo du mit Gewißheit siehest, daß dein Nebenmensch mit ganz eigener freygefaßten, von dir gar nicht erschlichenen Entschliessung dir ein solches Eigenthumsrecht abtreten will, das ihm durchaus zu seiner Wohlfarth nöthiger und unentbehrlicher ist, als dir, oder wodurch ihm ein grösserer Schade, als dir Vortheil erwächst; da bist du schuldig der Vormund deines schwächern und zu gutherzigen Nächstens zu seyn; da kannst du kein braver Mann bleiben, wenn du seine Schwachheit zu seinem Schaden benutzen und sein Geschenk annehmen wolltest. Eben darum sind auch in wohlgeordneten Gesellschaften alle Verträge über Geld und Gut mit Kindern, Minderjährigen und erwachsenen Unfähigen, mit Recht verboten.

Ein Mensch, der sich solcher niederträchtigen Ungerechtigkeiten schuldig macht, muß sehr

schlechte

schlechte Begriffe von seiner wahren Glückseligkeit haben; denn er arbeitet ihr gerade entgegen. Er verscheucht seine Zufriedenheit; gräbt sich Quellen der bittern Reue; raubt sich das Bewußtseyn eines ehrlichen Mannes; setzt sich dem Verluste eines guten Namens bey andern, und der gerechten Bestrafung in der menschlichen Gesellschaft blos; und ist durchaus zur vollkommnen Wiedererstattung des mit Unrecht an sich gebrachten Guts an den Eigenthümer oder dessen Erben, und zur gänzlichen Schadloshaltung verbunden.

Zweytens: Aber welches sind die gerechten Erwerbungsmittel zeitlicher Güter?

Rechtmäßige Erbschaften. Bist du aber überzeugt, daß dein Erblasser dir ungerecht erworbenes Gut hinterlassen, kennst du die rechtmäßigen alten Eigenthümer, und siehest sie vielleicht in der dadurch verursachten Noth noch leiden; so entledige dich als Erbe des ungerechten Antheils. Das wird dir ein ruhiges Gewissen, Ehre und Liebe erwecken. Ist die etwanige begangene Ungerechtigkeit aber schon in ihren Beweisen zu dunkel; so würde die späte Wiedererstattung und rechtliche Ausmittelung des stärkern Eigenthumsrechts in den meisten Fällen mehr Unordnung, als Nutzen in der Gesellschaft stiften; aber dein armer Mitmensch hat dann Ansprüche auf deine Wohlthaten.

Freywillige Gaben, und Geschenke von denen, die reicher sind als du, über das Gut, welches sie dir abtreten, die das Eigenthumsrecht haben, und durch Abtretung desselben an dich, dich nicht wohlhabender machen, als sie selbst bleiben. Wo dir jemand unter diesen Voraussetzungen ein Eigenthumsrecht abtritt, da hat die Gerechtigkeit nichts darwider, daß du es nicht annehmen könntest.

Die Zueignung eines solchen Guts, wovon der alte Eigenthümer aller angewandten Bemühungen ohngeachtet, nicht mehr ausgemittelt werden kann, und weder der Gesellschaft, noch sonst jemanden ein näheres Recht darüber zusteht.

Das beste und allgemeinste Erwerbungsmittel zeitlicher Güter ist die Arbeitsamkeit, oder die vernünftige Anwendung unserer Kräfte zur Vollbringung nützlicher Geschäfte. Es ist schon gezeigt, daß die Arbeitsamkeit eine Quelle der Gesundheit, des Vergnügens, der Zufriedenheit, der mehrern Geschicklichkeit und Vervollkommung unserer selbst, und der Ehre und Hochachtung bey andern sey, und daß hingegen Faulheit und Müßiggang, die Erschlaffung unserer Kräfte, Krankheiten und Verachtung nach sich ziehen, und eine Quelle vieler Unordnungen und Vergehungen werden können, weil sie

sie den Leidenschaften und der Einbildung Muße und Freyheit auszuschweifen verschaffen. Da aber auch diese Tugend das schönste Erwerbungsmittel zeitlicher Güter ist, so wollen wir sie hier etwas näher kennen lernen.

Jeder Mensch ist schuldig, seine Kräfte in nützlichen Arbeiten thätig seyn zu lassen, denn zu keinem andern Zwecke sind sie ihm verliehen. Auch der Reiche, er mag nun seinen Reichthum einer Erbschaft oder seinem noch bewiesenem Fleiß, oder andern Zufällen zu verdanken haben; ist darum keinesweges berechtiget, seine Kräfte im Müßiggange zu verschleudern, weil ihn sonst gewiß alle elende Folgen des Müßigganges treffen, und die schönen Früchte der Arbeitsamkeit mangeln werden; und weil er auch sogar schuldig ist, durch fortgesetzten Fleiß seine irdischen Güter zu vermehren, um durch eine gute Anwendung derselben nach den Regeln der Sparsamkeit, die die man kennen lernen muß, sich und der Welt immer mehr nützlich zu werden.

Allein, wir können um der Verschiedenheit unserer Kräfte, Neigungen, Bedürfnisse und Gegenstände willen nicht alle auf einerley Art geschäftig seyn. Dabey würde auch weder das Glück eines einzelnen Menschen, noch einer ganzen Gesellschaft bestehen können. Daher giebt es unzählige Ordnungen,

Stände, Lebensarten und Handthierungen, in welche sich die Menschen vertheilen.

Das, was die meisten nützlichen Beschäftigungen eines Menschen in seinem Leben in sich faßt; das, worinn seine Kräfte am öftersten und vorzüglichsten thätig sind, und woher die Welt seinen eigentlichen Beytrag zum allgemeinen Wohl erwartet, nennt man den Beruf eines Menschen.

Glücklich ist derjenige, der sich gerade in einen solchen Beruf gesetzt sieht, der seinen Kräften recht angemessen ist, für den er gerade gebohren war! Denn ihm sind alle seine Beschäftigungen, die er darinn findet, Quellen des Vergnügens. Er giebt sie mit Lust, und sie gehen ihm glücklich von statten. Die Gesellschaft findet sich in ihren Erwartungen von ihm nicht betrogen. Er segnet sie mit Vortheilen nach dem Maaße, als es der Wirkungskreis seines Berufs zulassen will. Allein, dieß ist leider der seltenste Fall, und er zeichnet sich da, wo er ist, sehr geschwinde aus. Ein für seinen Beruf gebohrner Mensch zieht bald die Aufmerksamkeit anderer auf sich, und läßt seine ungeschicktern Berufsverwandten sehr weit hinter sich zurück. Allein, sage ich nochmals, es ist leider der seltenste Fall, daß ein

Mensch mit seinem rechten Berufe zusammenkommt.

Stolz, Geiz, Unwissenheit, Vorurtheile und geprüftes Gutachten derer, denen wir in der Kindheit und Jugend unterworfen sind, und tausend andere Zufälle und Verbindungen entscheiden gemeiniglich in unserer Kindheit unser künftiges Schicksal von dieser Seite, bestimmen unsern Beruf, und stossen uns in eine Lebensart, bey der vielleicht von denen, die sich mit ihrer guten Wahl über uns viel wußten, alles übrige, nur nicht das bedacht war, ob wir uns in dieselbe passen würden oder nicht? Daher so viele Reiche in Palästen, unfähig zu befehlen, gebohren zum gehorchen! Daher so viele Helden, die bey der kleinsten Gefahr zittern, oder gleich dem gedankenlosen Pfosten mit starrer Unentschlossenheit da stehen! Daher so viele Räthe, die andern rathen sollen, und selbst kaum einer undeutlichen Vorstellung fähig sind! Daher so viele Lehrer, in deren Köpfen entweder egyptische Finsterniß ruhet, oder die sich mit ihrer ganzen Lehrgabe aufs höchste bis zu der Fertigkeit eines albernen Nachbeters hinaufschwingen können! Daher so viele Stümper in allen Gewerben, Handthierungen und Lebensarten der Menschen! Wäre ein jeder an den Platz gestellet, wo er hingehört,

 er

er würde ihn würdig behaupten. Aber so giebts unzählige mehr oder weniger verwahrlosete Köpfe, je nachdem die natürliche Anlage ihrer Kräfte, mit dem Berufe, zu welchem sie verdammt sind, in grösserem oder geringerem Widerspruche steht.

Sey es denn nun, wie es sey, so bleibt kein anderer Rath übrig, als der: Bist du noch in keine besondere Lebensart eingewiesen, sondern hast noch Freyheit zu wählen; so wähle denjenigen Beruf, der sich am besten für deine Kräfte und Neigungen schickt, für den du gemacht und an Gaben ausgerüstet bist, dessen pflichtmäßige Abwartung dir das meiste Vergnügen schaft. Ist dein Beruf aber schon festgestellt, und bist du in denselben schon eingewiesen, du schickst dich aber ganz und gar nicht zu ihm; siehest hingegen, daß die Möglichkeit, ihn mit einem andern, für dich schicklichern zu vertauschen, leicht sey; daß diese Veränderung ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen könne; daß die dabey zu besiegenden Schwierigkeiten den Beschwerlichkeiten bey weitem nicht die Wage halten, mit denen du beym Ausharren in deinem alten Berufe bis an deinen Tod fruchtlos zu kämpfen haben würdest; so laß den alten fahren, und tritt in den für dich bessern. Siehest du aber,

daß

daß eine solche Veränderung mit so vielen Schwierigkeiten verbunden sey, daß sie nun, wenn sie zu spät geschehen sollte, dir und der Gesellschaft mehr Schaden als Vortheil bringen würde, und kannst du dich dabey mit den Pflichten deines Standes, wenn sie dir schon nicht die liebsten sind, doch einigermassen aussöhnen, und ihrer Ausübung einigen Geschmack abgewinnen: so bleibe in deinem Berufe, und suche ihm mit der dir möglichsten Treue vorzustehen.

Du sollst nicht stehlen.



Fortsetzung von der Einleitung zu diesem Geboth.

Um deinem Berufe würdig vorstehen zu können, so suche ihn recht kennen zu lernen, welche Hauptbeschäftigungen er fordert? wie und durch welche Mittel diese am besten zu vollbringen sind? Gieb auf diejenigen Menschen und auf ihre Verhaltungsart Acht, welche in demselben Berufe leben: und schäme dich nicht von den Klügern zu lernen. Je mehr Ordnung in deinen Geschäften herrscht, desto besser gehen sie von statten.

Das, was wichtiger, nothwendiger, stärkere Pflicht ist, oder was das folgende erleichtert und abkürzt, muß zuerst vorgenommen werden. Sey auch nicht so unbeständig und veränderlich in deinem Vornehmen. Oft hängt der glückliche Ausgang einer Sache von der unverdrossenen Fortsetzung und Ausharrung in der Arbeit ab. Da, wo du dieß mit Wahrscheinlichkeit voraussiehst, harre in der Arbeit bis zu ihrer Vollendung aus. Siehest du aber jetzt zu grosse Hindernisse, und ist die Arbeit eines Aufschubs fähig, so ermüde dich nicht vergebens, sondern verspare sie bis dahin, wo die Zeit die Hindernisse aus dem Wege räumt, und bequemere Gelegenheit dir einen bessern Fortgang hoffen läßt.

Nimm die guten Gelegenheiten insonderheit wahr, denn sie gehen mit den Vortheilen, die sie dir anbiethen, vorüber, wenn du sie ihnen nicht abgenommen, oder die vortheilhafte Zusammenstimmung aller Umstände zur Bewerkstelligung einer Sache benutzt hast. Theile soviel möglich deine Zeit unter deine Beschäftigungen mit weiser Sparsamkeit ein, und vergiß auch nicht der Erholung deiner Kräfte die Nothdurft davon zuzumessen. Wenn deine Berufsgeschäfte und nöthigen Erholungen nicht deine ganze Zeit ausfüllen, so nimm noch andere deinem Stande

und deinen Kräften angemessene nützliche Arbeiten zu Hilfe. Denn je voller dein Leben an guten und nützlichen Handlungen ist, desto besser ist es; desto höher steigt dein Werth; desto mehr Saamen säest du, aus welchem dir immerhin die reichsten Früchte erwachsen. Und wenn du außer deinen Berufsgeschäften die mannigfaltigen Verbindungen ansiehst, in welchen du als Vater, als Kind, als Freund, als Nachbar u. s. w. stehst, wenn du es für deine größte und seligste Pflicht hältst, dein und anderer Glück soviel möglich zu erhöhen; so wirst du für deinen geschäftigsten Fleiß beständig genug zu thun finden, ohne dich mit strafbarem Vorwitze in fremde Angelegenheiten, die dich gar nichts angehen, und in denen du nichts guts stiften kannst, mischen zu dürfen. Suche für diejenigen deiner nützlichen Beschäftigungen, die eine Sammlung deiner Kräfte und Enthaltsamkeit von aller äußern Zerstreuung fordern, die erforderliche Stunden der Stille und Einsamkeit aus deiner Zeit heraus, und vergiß es nicht, daß das recht arbeiten dem viel arbeiten weit vorzuziehen sey. Wenn du diese Regeln beobachtest, so wirst du nie über eine beschwerliche Langeweile zu klagen Ursach haben. —

Fliehe den schändlichen Müßiggang, der die kostbare Zeit verschwendet, und das Ruhebette

aller Laster ist. Fliehe die unausstehliche Faulheit, der jede Art von nützlichen Beschäftigungen zuwider ist, die den Menschen zur unnützen Last der Erde macht, und seine Kräfte verrosten läßt. Fliehe die weibliche Bequemlichkeit, die jede Arbeit von sich weiset, wenn sie mit der geringsten Beschwerlichkeit verbunden ist. Fliehe die zaudernde Saumseligkeit da, wo die Vernunft ohne Anstand die Anstrengung deiner Kräfte gebiethet. Fliehe auch den geschäftigen Müßiggang, der dich zwar stets, aber ohne vernünftige Absichten und Ordnung handeln läßt, und bey dem du am Ende mit vieler unnützen Geschäftigkeit nichts gethan hast.

3) Allein, es ist nicht genug, die Erwerbungsmittel zeitlicher Güter zu kennen, man muß auch wissen, wie man die erworbenen zeitlichen Güter auf die beste Art gebrauchen und anlegen solle? Dieß lehrt die Tugend der Sparsamkeit. Diese fordert, daß man allen unnöthigen und verschwenderischen Aufwand zeitlicher Güter vermeiden solle, damit man da, wo der Aufwand derselben nothwendig und nützlich ist, ihn zu machen im Stande sey. Die Sparsamkeit ist also von dem Geize unendlich verschieden.

Um

Um dieser Forderung der Sparsamkeit nachleben zu können, hat der Mensch zwey Ueberlegungen anzustellen höchst nöthig. Muß man nämlich seine Einnahme und seinen Vermögenszustand, und seine Bedürfnisse und Veranlassungen zu Ausgaben überschlagen und richtig kennen zu lernen suchen, sich auch stets in guter Bekanntschaft mit diesen zwey Stücken zu erhalten beflissen seyn, damit man vernünftig ausmachen und unterscheiden könne, welche unsere dringendsten, welche unsere weniger nothwendigen, und welche die ganz überflüßigen und unnützen Bedürfnisse sind? wohin, und wie weit man also mit seinen Ausgaben gehen müsse und könne, um den besten Gebrauch von seinen zeitlichen Gütern zu machen?

Das erste Stück, nämlich der Vermögenszustand läßt sich gemeiniglich am geschwindesten ausmitteln, wenn man nur dabey die gewissern Einnahmen von den ungewissern nicht zu unterscheiden vergißt. Freylich ist der sicherste Besitz nicht ohne alle Unsicherheit, und die am gewissesten zu erwartende Einnahme kann ausbleiben. Allein, dieß kann uns hier nicht hindern, jene Eintheilung zu genehmigen, weil wir sonst gar keine Regeln der Sparsamkeit würden festsetzen können. Ueberdieß wird für die Fälle,

wo unsere vernünftigsten Erwartungen in dieser Sache fehl schlagen, weiter unten nähere Anweisung gegeben werden, wie wir uns dabey zu verhalten haben. Derjenige aber, der seinen Vermögenszustand, sein Eigenthum und seine Einnahmen gar nicht recht kennt, und auch nicht recht kennen zu lernen bemüht ist, macht sich der ersten Nachläßigkeit und Unordnung in Verwaltung der zeitlichen Güter schuldig, die die traurigsten Folgen für ihn nach sich ziehen kann. Denn da die Beurtheilung dessen, was nöthige und was unnöthige Ausgabe ist, vornehmlich auch von dem Vermögensstande abhängt, wie will ein Mensch mit einiger vernünftigen Ordnung sein Geld und Gut anwenden, oder über seine Ausgaben ein Auge halten, der sein Eigenthum gar nicht kennt? Ist es Liebe zur Bequemlichkeit, die ihn an dieser wichtigen Pflicht gegen sich selbst hindert, so ist sie schändlich.

Ist es gar zu grosses Vertrauen zu andern, so ist dieß Vertrauen unbesonnen, weil die elenden Folgen davon ihn selbst am meisten treffen werden. Ist das Gewerbe, worinn er steht, zu groß und zu weitläuftig; klagt er, daß er es nicht ganz übersehen könne; warum schränkt er es nicht lieber bis auf den Punkt ein, wo ihm eine Uebersicht desselben möglich bleibt? so würde

er

er den Vortheil der Sicherheit haben, anstatt, daß er da, wo er ein Fremdling in seinem Eigenthume bleibt, alle Augenblicke den Einbruch eines gänzlichen Verfalls seines Wohlstandes befürchten, und ehe er es sich versieht, sich auch wol wirklich aus dem Traume des Reichthums, mit dem er sich schmeichelte, heraus, und an den Bettelstab verwiesen sehen muß.

Allein, das zweyte Stück, nämlich die Auseinandersetzung unserer Bedürfnisse und nöthigen Ausgaben erfordert noch mehr prüfende Ueberlegung. So sehr diese auch überhaupt der Vernunft eines jeden einzelnen Menschen überlassen bleiben muß, um in seiner Lage, in seinen besondern Umständen und Verhältnissen, worinn er lebt, eine richtige Rangordnung seiner Bedürfnisse auszumitteln, die ihm bey seinen Ausgaben zur Regel diene, so wollen wir doch versuchen, ihm durch die Angabe einiger allgemeinen Sätze und Regeln dabey zu Hilfe zu kommen.

Erstlich. Du mußt es nie vergessen, daß du nicht einsam und allein, sondern in Gesellschaft anderer Menschen in der Welt lebst, und daß du, selbst um deiner eigenen Wohlfahrt willen verbunden bist, nicht auf deine eigenen Bedürfnisse allein und ausschließungsweise, sondern zugleich mit auf die Bedürfnisse deiner Nebenmenschen zu

Diese Forderung gehört zwar vorzüglich zu den Pflichten gegen andere Menschen, wo sie auch künftig weitläuftiger ausgeführt werden wird. Allein, es ist nöthig, sie hier zu berühren, weil ohne sie die Materie von der pflichtmäßigen Anwendung der zeitlichen Güter in zu vieler Dunkelheit bleiben würde. Nun ist es wahr, deine eigenen Bedürfnisse haben in Vergleichung mit anderer Menschen ihren, an sich betrachtet, zu allen Zeiten und überall immer den Vorzug bey dir, und müssen ihn auch um der Selbstliebe willen haben: aber wohl gemerkt: wenn Bedürfniß und Bedürfniß einander gleich sind, oder du mit deinem Nächsten seines, so ergiebt sich der Vorzug ohnehin von selbst. Sind sie sich aber beyde gleich, so ist dir dein eigenes Bedürfniß das nächste, und muß von dir zuerst, und wenn das eben so große Bedürfniß deines Nächsten nicht zugleich mit von dir abgeholfen werden kann, jenes, das deinige nämlich, auch nur allein von dir befriediget werden. Allein, sobald der Fall eintritt, daß das Bedürfniß deines Nächsten grösser ist, als das deinige, so muß schlechterdings jenes grössere, deinem kleineren von dir vorgezogen werden. Z. B. du bedarfst eines neuen Kleides. Dein Nächster aber ist in Gefahr zu verhungern: und beyden Bedürfnissen kannst du nicht zugleich abhelfen. Du bist

schul-

schuldig, in deinem alten Rocke noch länger zu gehen, und deines Bruders Leben zu retten. Freylich muß die Entscheidung, ob dein oder deines Nächsten Bedürfniß das grössere sey, und ob dein zeitliches Vermögen zureiche, beyden zugleich? oder nur einem abzuhelfen? deiner eigenen Beurtheilung überlassen werden. Um diese aber desto richtiger anzustellen, und dadurch überhaupt diese ganze Vorschrift desto besser ausüben zu können, so schaffe dir die Fertigkeit an, dich überall in die ganze Stelle, Lage und Verhältnisse des andern leicht hineindenken zu können. Verwechsle in Gedanken die Personen. Sey du der, der er ist, und laß ihn denjenigen seyn, der du bist. Seine Umstände, Schicksale, Bedürfnisse, Vermögen, u. s. w. seyen die deinigen, und was dir gehörte, leihe ihm in Gedanken. Dieß wird dich gleich lehren, ob dein, oder sein Bedürfnis grösser sey? Denn noch nicht der gleiche Mangel ein oder eben derselben Sache, macht ein gleiches Bedürfniß aus.

Mein Nächster kann einen ältern Rock tragen, als ich; und mein Bedürfniß eines neuen Kleides kann in Rücksicht auf meinen Stand, doch dringender seyn. Ueberhaupt, wenn du erst davon fest überzeugt bist, daß dein höchster Werth und deine größte Würde darinn bestehe, ein guter

Mensch zu seyn; wenn folglich deine fleißigsten Bestrebungen auf deine persönliche Vervollkommung gerichtet stehen, so wird diese Ueberzeugung auch in Ansehung deines zeitlichen Vermögens deine Augen hinlänglich schärfen, sowohl deine, als deines Nächsten Natur, Umstände, Verhältnisse und ganze Lage in der Welt richtig zu sehen, zu beurtheilen und zu unterscheiden, um nicht nach dem blinden Gutachten der Einbildung, der Leidenschaften und herrschender Vorurtheile, sondern nach dem Urtheile der Vernunft, der Wahrheit gemäß ausmachen zu können, ob dein? oder deines Nächsten Bedürfniß dringender sey? und deine gegenwärtige Hilfe erfordere? Und wenn du denn, indem du der Vernunft und Wahrheit folgst, noch soviel von irrdischen Gütern aufzuopfern scheinst, so laß dichs nicht gereuen, weil eines theils der Gewinn für deine persönliche Vollkommenheit und vernünftige Zufriedenheit durch das Bewußtseyn rechtschaffen zu handeln, unendlich wichtiger ist; anderntheils eine solche Gesinnung und Verhaltungsart dir die Liebe anderer Menschen erwirbt, die dich in deiner Noth auch nicht sinken lassen wird; zugeschweigen, daß bey einer vernünftigen Ausübung jener Regel deine Noth nie grösser werden kann, als des Nächsten seine, weil sie nur fordert, die grössere Bedürfniß desselben deiner eigenen klei-

nern

nern vorzuziehen. Wolltest du aber die Bedürfnisse anderer überall und ohne Unterschied deinen eigenen Bedürfnissen stets nachsetzen; so würdest du dich des schändlichen Lasters des Eigennutzes schuldig machen.

Der strafbarste Mißbrauch aber wäre es, dein irrdisches Vermögen gar zu einem Mittel zu gebrauchen, deinem Nächsten schädlich zu seyn.

Diese Regel lehrt dich also, den Umfang der Bedürfnisse, zu deren Abhelfung du deine zeitlichen Güter zu verwenden hast, kennen. Es sind nicht blos deine eigenen und unmittelbaren. Nein. Auch die Bedürfnisse deiner Mitmenschen hast du, da du einmal in ihrer Gesellschaft lebst, als deine eigenen anzusehen. Und nur in dem Falle, wenn beyde gleich groß sind, und nicht zugleich von dir befriediget werden können, haben deine eigenen und unmittelbaren den Vorzug. Glückliche Gesellschaft, in welcher diese Regel von allen Mitgliedern vernünftig geübt würde!

Zweytens. Mäßige deine Neigungen und Begierden, damit sie dir nicht mehrere Bedürfnisse nothwendig machen, als die Vernunft in Rücksicht auf dein Vermögen, auf deine übrigen Umstände und dein gesammtes wahres Wohl billigen kann. Ein Mensch, der nicht durch die Vernunft, sondern durch seine blinden Neigungen,

Einbildungen, herrschende Vorurtheile und Gewohnheiten seine Bedürfnisse bestimmen läßt, macht sich entweder des Lasters des Geizes oder der Verschwendung schuldig. Von jenem ist oben schon geredet worden.

Die Verschwendung besteht in der Unbesonnenheit, die unnöthigen Ausgaben den nöthigern vorzuziehen. Sie ist wahre Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegen uns und andere, weil wir zur Abhelfung der nöthigen Bedürfnisse, sie mögen sich bey uns oder bey andern befinden, immer zuerst verpflichtet sind, und keines Menschen Vermögenszustand zureicht, neben den nöthigen auch alle unnöthige Bedürfnisse zu befriedigen. Wie thöricht ist es, z. B. allen Geld versplitternden Gesellschaften beyzuwohnen, oder alle kostbare Kleidergewohnheiten mitzumachen, und darüber seinen Nahrungsstand, der nöthigere Ausgaben fordert, sinken zu lassen? So wie der Arme so gut, als der Reiche geizig seyn kann, so ist dieß auch in Ansehung der Verschwendung möglich. —

Noch mehr: Ohnerachtet die Natur der Menschen an sich mit wenigem zufrieden ist, so können wir uns doch leicht verwöhnen, uns eine Menge unnützer Bedürfnisse anschaffen, von deren Befriedigung unsere Zufriedenheit abhängig wird. Da nun unser Vermögensstand veränderlich ist; so steht alsdenn unsere Zufriedenheit immer aufs

Spiel

Spiel. Wird jener geschwächt; so fällt es dem Menschen hernach sehr schwer, seine verwöhnten Neigungen wieder einzuschränken, und die angenommenen Bedürfnisse wieder abzuschaffen, oft so schwer, daß viele, um sich diesen Verdruß mit sich selbst zu ersparen, die größten Ungerechtigkeiten und Betrügereyen begehen, oder ihre Zuflucht zum unbesonnenen Schuldenmachen nehmen, und sich dadurch einem früh oder spät hereinbrechenden noch grössern Elende, Armuth und Schande blos setzen; sich Quellen des Kummers und Grams graben, und durch ihre Unbesonnenheit sich Ursachen zu den gefährlichsten Krankheiten, ja oft zum Selbstmorde bereiten. Vergieß es nie, daß der Mensch um soviel ruhiger und glücklicher lebe, je weniger Bedürfnisse er sich nothwendig werden läßt, und daß daher die Pflicht anderer ihre dringendere Bedürfnisse, so weit sie dir bekannt sind, und du ihnen abhelfen kannst, deinen eigenen weniger nöthigen bey deinem Ausgaben vorzuziehen, auch darum ein wahrer Segen für dich sey, weil sie deine Neigungen und Begierden in die Schranken der Ordnung und Mäßigkeit zu bleiben zwingt.

Drittens. Der Maaßstab, nach welchem du dein irrdisches Vermögen zur Abhelfung deiner

eigenen und anderer nöthigen Bedürfnisse anzuwenden hast, ist, wie schon gesagt, dein Vermögenszustand selbst, oder dein Eigenthum. Daher ergeben sich für den Reichen mehrere Bedürfnisse und Verpflichtungen zum grössern Aufwande als für den Armen.

Allein gesetzt, daß dir solche eigene dringende Bedürfnisse aufstießen, denen dein gegenwärtiges Vermögen nicht gewachsen wäre; so ist es dir vollkommen erlaubt, zu dem Vermögen eines andern auf eine solche Art deine Zuflucht zu nehmen, daß sein Eigenthumsrecht nicht gekränkt wird. Dieß letztere wird auf die Weise verhütet; wenn du ihn mit Bescheidenheit um den dir nöthigen Vorschuß aus seinem Vermögen ansprichst, ihm mit aller Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit die hinlängliche Sicherheit seines Darlehens aus deinem Vermögenszustande nachweisest, dich über den Zeitpunkt der Wiedererstattung mit ihm vereinigest, und ihm den Schaden, den er während dieser Entäusserung leiden möchte, wenn er es fordert, mit Billigkeit ersetzest. Allein, denn vergiß auch nicht, deine übernommenen Verbindlichkeiten mit aller Treue und Redlichkeit zu erfüllen. Und, um dieß leisten zu können, so hüte dich ja, nicht mehr zu borgen, als die dringende Nothwendigkeit erfordert.

Du

Du sollst nicht stehlen.



Beschluß
von der Einleitung zu diesem Geboth.

Gesetzt aber, daß bey deinem Unvermögen dein Bedürfniß äußerst dringend und nothwendig wäre, und du auch keine Sicherheit über einen dir etwa zu leistenden Vorschuß aufweisen könntest, so entdecke denjenigen Menschen, zu welchem du hierinn Vertrauen haben kannst, mit aller Aufrichtigkeit deine traurige Lage. Hüte dich, keine Blendwerke, keine falschen, keine lügenhaften Versprechungen dem andern zu machen, oder auf irgend eine ungerechte Art sein Eigenthum an dich zu bringen. Denn nicht die Armuth, sondern die Ungerechtigkeit ist ein Schandfleck für einen Menschen. Es müßte schlimm seyn, und ich kann mir den Fall unmöglich gedenken, daß du in der menschlichen Gesellschaft leben, deine dringendsten Bedürfnisse und völliges Unvermögen andern entdecken, und durchaus keine willige Unterstützung finden solltest? Giebt es Menschen, die dies für möglich halten, oder wohl gar durch ihr eigen Beyspiel erweißlich machen wollen? so war gewiß entweder ihr Stolz Schuld daran, der sie an dem freyen und ofnen Ge-

ständnisse ihrer Noth hinderte, oder ihre Noth selbst bestand aus solchen Bedürfnissen, die ihre ungezähmten Begierden und ausschweifende Einbildung für wichtig und dringend hielten; und in beyden Fällen geschah ihnen denn ganz Recht, daß der Mangel fremder Hülfe sie nöthigte, die Begriffe von ihrer Hoheit entweder von ihren Stolze, oder von ihren Bedürfnissen herunter zu stimmen.

Viertens: Da es zu allen Zeiten nöthige und unnöthige Bedürfnisse giebt und geben wird, und der Mensch, wenn ihm schon die Zukunft noch nicht aufgedeckt vor Augen liegt, doch an dieselbe denken, und gewisse Ueberlegungen und Entschliessungen für dieselbe fassen kann, so verlangt die Tugend der Sparsamkeit, daß du diese Zukunft auch in Ansehung deiner Bedürfnisse nicht ganz aus den Augen lassen sollst. Um aber die rechte Mittelstrasse zwischen ängstliche Sorgen und unbedachtsame Sorglosigkeit in Absicht auf die Zukunft zu treffen, so merke: daß du für die etwannigen künftigen Bedürfnisse bey dir und andern nicht dadurch Sorgen und Bedacht nehmen mußt, daß du die gegenwärtigen dringend und nothwendigen, sondern dadurch, daß du die gegenwärtigen unnöthigen Ausgaben vermeidest.

dest. Wenn von solchen Bedürfnissen die Rede ist, die die Vernunft als nothwendig und dringend erkennt, so hat die Gegenwart den Vorzug vor der Zukunft. Es ist alsdenn Thorheit, wenn du jetzt leiden, oder andere leiden lassen wolltest, um in der Zukunft deiner Meynung nach nicht leiden zu dürfen; da die Zukunft tausend Veränderungen in Ansehung deines und anderer Leben, oder deines Vermögensstandes, oder deiner und anderer Bedürfnisse mit sich führen kann. Oft können auch eben dadurch, daß die gegenwärtigen Ausgaben am rechten Orte nicht gesparet werden, viele Bedürfnisse der Zukunft ganz abgewandt werden. Die Erfahrung lehrt, daß der Mensch, der, um gegen die möglichen Unfälle der Zukunft gerüstet zu seyn, sich gegen die gegenwärtigen nothwendigen Bedürfnisse mit unverständiger Fühllosigkeit härtet, daß der Vater, der, um seinen Kindern ein großes Erbtheil hinterlassen zu können, die gegenwärtigen Kosten ihrer vernünftigen Erziehung scheuet, daß der Ackersmann, der, um dem Ankaufe reinen Samens zu entgehen, seinen untauglichen auf den Acker streuet, daß der Einwohner, der, vor der schadhaften Beschaffenheit seines Hauses, der jetzt noch mit wenigem abzuhelfen wäre, die Augen zudrückt: mit einem Worte, daß alle die Menschen, die die Ausgabe des gegenwärtigen Groschens da scheuen, wo sie die

Ver-

Vernunft doch zu machen befiehlt, sich für die Zukunft sehr schlecht berathen, und anstatt ihre Zufriedenheit zu gründen und ihren Wohlstand zu bauen, sich vielmehr Quellen der Reue graben, und den Weg zur Armuth wandeln. — Ueberdieß hat eine andere Hand auch schon deine und andere Bahnen auf die Zukunft gezeichnet, deine und ihre Schicksaale abgewogen, so, daß du nicht fürchten darfst, wenn du als ein vernünftiger Mensch dein zeitliches Vermögen zur Bestreitung gegenwärtiger dringender Bedürfnisse anwendest (und sollte es auch dem Urtheile der Vernunft nach ganz angewandt werden müssen) dereinstens darum deine Tage im Unglücke verseufzen zu müßen, oder anderer wahre Wohlfarth untergehen zu sehen.

Aber auf der andern Seite ist es einem erwachsenen Menschen eben so unanständig, wenn er mit kindischer Sorglosigkeit in den Tag hineinleben, an die Zukunft gar nicht denken, sein Vermögen in unnützen Ausgaben verschwenden und die Oekonomie eines Vogels unter dem Himmel zu der seinigen machen wollte. Armuth mit allen ihren traurigen Folgen, und der Spott anderer werden die Früchte seyn, die ihm sein Leichtsinn früh genug tragen wird. Was du also durch die Vermeidung

unnützer und unnöthiger Ausgaben ersparen kannst, das sammle für die Zukunft.

4) Uebe dein Eigenthumsrecht, so viel möglich, selbst aus. Viele Menschen überlassen die Verwaltung ihres Vermögens aus weichlicher Bequemlichkeit andern. Dadurch verlieren sie die Bekanntschaft mit ihren Einnahmen und Ausgaben, geben sich dem Unverstande, oder dem Eigennutze und der Treulosigkeit anderer preis, und müßen ihre Thorheit und Nachläßigkeit hernach oft durch die Leiden der Armuth büßen. So lange du lebst und dein Eigenthum selbst verwalten kannst, so entäußere dich dieses Rechts nicht. Tritt nicht von selbst in die Schranken der Unmündigkeit zurück, aus welchen dich deine Jahre und die Gesetze herausgeführt hatten. Dieß mögen sich auch alle Aeltern merken, und sich vor der Thorheit warnen lassen, bey ihren Lebzeiten ihre Kinder zu Herren ihres Vermögens zu machen, und sich dadurch in die Nothwendigkeit zu setzen, diesen künftig ihr eigenes nothdürftiges Brod aus den Händen wieder abbetteln zu müßen.

5) Wird dein Eigenthumsrecht irgendwo von andern Menschen gekränkt, so hast du freylich

das Recht, es zu vertheidigen. Aber siehe zu, daß diese Vertheidigung nicht so geschehe, daß du nämlich ein größeres Gut der Wiedererobe-rung eines kleinen aufopferst. Bedenke, was unzeitiger Argwohn und übereilte Beschuldigungen für Unheil stiften? und welche Quelle des Segens die Tugend der Friedfertigkeit sey? Prüfe, ob du nicht vielleicht durch deine Härte und Unempfindlichkeit bey der Noth des andern ihm zu einem so unwürdigen Schritte Veranlassung geworden seyest? Muß dir an der Wiedererlangung deines Eigenthums etwas gelegen seyn; so gehe keine andere als solche Wege dabey, die die Klugheit, Sanftmuth, Gerechtigkeit und Menschenliebe anrathen, und billigen. Und findest du es gar nöthig, die Obrigkeit zu Hülfe zu nehmen, so bleibe auch dennoch in Schranken, die dir Billigkeit, Verträglichkeit, Vernunft und Ordnung zeichnen. Laß dich im übrigen deine eigenen so wohl, als anderer Erfahrungen lehren, auf welche beßte Art du die Angriffe, welche auf dein Eigenthum gemacht werden können, verhüten könnest. Halte die nöthige Aufsicht über dasselbe, und wende die zu seiner Sicherheit erforderlichen Verwahrungsmittel an. Gieb jeden beweglichem Gute seinen gehörigen und bestimmten Ort, wo es aufgehoben wird. Nachläßigkeit und Unordnung setzt es sonst der Raubbegierde anderer preis.

6) End-

6) Endlich, so übe die schöne Tugend der Genügsamkeit. Diese hebt keineswegs die Tugend des Fleißes und der Arbeitsamkeit auf. Sie erlaubt nicht, daß du die Betrübsamkeit, deinen Vermögenszustand zu verbessern, aufgeben, oder in deinem Berufe nachläßig seyn dürfest. Sie fordert nur, daß du mit dem jedesmaligen Theile irrdischen Vermögens, der dir auf rechten Wegen zugefallen ist, wie groß oder klein er denn auch seyn mag, zufrieden seyn, und dich nicht darum, daß er nicht gröser ist, oder nicht diese oder jene Güter, die dich insonderheit reizen, in sich faßt, für unglücklich halten sollest. Du kannst immer, wie oben bey der Zufriedenheit schon gezeigt ist, ganz sicher seyn, daß, wenn du das deine thust, die Vorsehung dir schon denjenigen Theil von irrdischen Gütern zukommen lassen werde, der deiner wahren Glückseligkeit und Vollkommenheit und der weitern Beförderung derselben am angemessensten und zuträglichsten ist. Deine Arbeiten und vernünftigen Bemühungen mögen mit dem glücklichen Erfolge, den du dir davon versprachest, gesegnet werden oder nicht, laß dich dadurch nicht irren oder muthlos machen. Denn Mangel kann so wohl als Ueberfluß, Dürftigkeit wie Reichthum, ein Mittel seyn, welches den Menschen zu höhern Vollkommenheiten und Glückseligkeiten führt, und die

Vor-

Vorsehung wird für dich dasjenige Mittel erwählen, welches dein wahres Glück am beßten fördert. Hierüber kannst du überall und auch da sicher seyn, wo du einen wirklichen Verlust an deinen irrdischen Gütern leidest, den du nicht abwenden konntest. Es ist immer deine Pflicht, deinen Nahrungsstand, so viel ehrlicher Weise geschehen kann, zu verbessern, und allen wirklichen Verlust daran, so weit dir Vernunft und Pflicht anrathen, zu verhüten, auch, wie vorher gesagt ist, für dein von andern gekränktes Eigenthumsrecht, wenn es der Mühe werth ist, bey der Obrigkeit Schutz zu suchen. Aber was denn am Ende, wenn du nach deinem jedesmaligen beßten Wissen pflichtmäßig gehandelt hast, über deinen Vermögenszustand für ein Verhängniß kommt, das laß dir recht und gut seyn; darum, weil dir die ganze Natur die unwidersprechlich gewisse Ueberzeugung anbietet, daß überall das beßte geschieht, überall die jedesmalige Lage eines Geschöpfs die beste für dasselbe sey, folglich auch die deinige von einer unendlich weisen Güte so für dich gewählt sey, daß keine andere, als die wirklich ist, und in der du dich in der That befindest, dein wahres Glück in so hohem Maaße befördern könnte. Kann sich diese Ueberzeugung gegen alle Einwendungen verwöhnter Begierden, ausschweifender Einbildungen,

und herrschender Vorurtheile anderer Menschen bey dir festsetzen; so wird sie deine Zufriedenheit unerschütterlich, die Gegenwart des Geistes in allen Verlegenheiten und Unfällen gros und standhaft, deine Kräfte in Ausübung deiner pflichtmäßigen Arbeiten immer munter und geschäftig erhalten. Sie wird dich lehren, dich in alle Umstände zu schicken, worinn dich Reichthum oder Armuth setzen, und die Tage deines menschlichen Lebens mit frohem Sinne so zu durchleben, wie sie dir von dem weisesten und gütigsten Regierer deiner Schicksale zu deinem wahren Glücke bestimmt sind.

****

Der Geiz handelt dem Gebothe entgegen: Du sollst nicht stehlen.



Das diesem Gebothe am stärksten entgegen gesetzte Laster ist der Geiz, eine der allerlächerlichsten und unvernünftigsten Leidenschaften, weil sie sich blos auf eine leere Meynung gründet, ohne sich auf einen wirklichen Gegenstand zu beziehen.

Alle andere Leidenschaften scheinen denen, die davon eingenommen sind, ein Vergnügen zu

verschaffen. Sie schmeicheln den Sinnen, und ihr Keim stecket in der Natur. Sie ziehen zwar viele Uebel nach sich, wenn man ihnen bis zur Ausschweifung nachhänget, doch sind sie jederzeit mit Vergnügen begleitet. Hingegen der Geiz gereichet schon an und für sich den Thoren, die sich ihm überlassen, zur Quaal, und erscheint niemals anders, als mit schwarzen Sorgen umhüllet.

Welche Thorheit ist es nicht, Dinge, die außer ihrem Gebrauch keinen Werth haben, in Menge zu sammlen, um keinen Gebrauch davon zu machen? Sich an den Besitz einer Sache hängen, die nur ein etwas vorstellendes Zeichen ist, ohne das, was es vorstellet, sich jemals verschaffen zu wollen; einen leeren Schatten beständig fort umfangen, und den wirklichen Gegenstand zugleich hartnäckig von sich treiben?

Dieses Laster verursachet jederzeit eine finstere Laune, anstatt daß die Natur lauter glückliche und vergnügte Leidenschaften erreget. Der Geizige ist weder Mann, noch Vater, weder Freund, Bürger oder Mensch; er ist gar nichts als ein — Geizhals.

Er bestihlt seine Mitbürger, indem er den Umlauf des Goldes, so viel er nur kann, unterschläget. Er verweigert den Handwerksleuten

den

den billigen Lohn, den sie rechtmäßig zu fodern haben; er lässet im Besitz des grössesten Reichthums seine Frau in dem Verdruß schmachten, Mangel an den nöthigen Dingen zu leiden; er raubet seinen Kindern die Erziehung, und versaget ihnen bey heranwachsendem Alter die Mittel, sich einen Stand, ein Amt, oder eine Bedienung verschaffen zu können; er überlässet den Unglücklichen, dem mit ganz mittelmäßiger Unterstützung geholfen werden könnte, dem Schmerzen und Elend, und verweigert sich selbst die nöthigen Bedürfnisse der Natur. Alles dieses ist Diebstahl, alles dieses ist Räuberey.

Die Ergötzlichkeiten rühren ihn nicht, und Thränen erweichen ihn nicht. Alle Sinnen sind bey ihm vernichtet; blos die Augen haben den einigen Genuß des Anblicks des Goldes.

Wie ist es möglich, daß ein Mensch, mit einer so heftigen Neigung zum Reichthum, sich, bey Gelegenheit, unrechte und niederträchtige Mittel, selbigen zu erwerben, versagen kann?

Wenigstens machet der Geiz schon dadurch jedermann allezeit sehr sträflich, weil er ihn verhindert, irgend etwas Gutes zu thun. Er ist ein Laster einer kleinen Seele, die lauter unanständige Handlungen hervor bringet, und sich

mit lauter niederträchtigen und kalten Leidenschaften vermenget.

Der Geizige ist äusserst unglücklich. Die Seinigen wünschen seinen Tod; Betrüger stellen ihm Netze, und alle Menschen verabscheuen ihn, fliehen ihn, und überlassen ihn der Marter, die er sich selbst gemacht hat.

Wohl dem, der beßre Schätze liebt,
Als Schätze dieser Erden!
Wohl dem, der sich mit Eifer übt,
An Tugend reich zu werden;
Und in dem Glauben, deß er lebt,
Sich über diese Welt erhebt!

Wahr ist es, Gott verwehrt uns nicht,
Hier Güter zu besitzen.
Er gab sie uns, und auch die Pflicht,
Mit Weisheit sie zu nützen.
Sie dürfen unser Herz erfreu'n,
Und unsers Fleißes Antrieb seyn.

Doch nach den Gütern dieser Zeit
Mit ganzer Seele schmachten,
Nicht erst nach der Gerechtigkeit
Und Gottes Reiche trachten;
Ist dieses eines Menschen Ruf,
Den Gott zur Ewigkeit erschuf?

Der Geiz erniedrigt unser Herz,
Erstickt die edlern Triebe.
Die Liebe für ein schimmernd Erz
Verdrängt der Tugend Liebe,
Und machet, der Vernunft zum Spott,
Ein elend Gold zu deinem Gott.

Der Geiz, so viel er an sich reißt,
Läßt dich kein Gut genießen;
Er quält durch Habsucht deinen Geist,
Und tödtet dein Gewissen,
Und reißt durch schmeichelnden Gewinn
Dich blind zu jedem Frevel hin.

Um wenig Vortheil wird er schon
Aus dir mit Meyneid sprechen:
Dich zwingen, der Arbeiter Lohn
Unmenschlich abzubrechen;
Er wird in dir der Wittwen Flehn,
Der Waisen Thränen widerstehn.

Wie könnt' ein Herz, vom Geize hart,
Der Wohlthat Freuden schmecken,
Und in des Unglücks Gegenwart
Den Ruf zur Hülf entdecken?
Und wo ist eines Standes Pflicht,
Die nicht der Geiz entehrt und bricht?

Du bist ein Vater, und aus Geiz
Entziehst du dich den Kindern,
Und lässest dich des Goldes Reiz,
Ihr Herz zu bilden, hindern;
Und glaubst, du habst sie wohl bedacht,
Wenn du sie reich, wie dich, gemacht.

Du hast ein richterliches Amt;
Und du wirst dich erfrechen,
Die Sache, die das Recht verdammt,
Aus Habsucht recht zu sprechen;
Und selbst der Tugend größter Feind
Erkauft an dir sich einen Freund.

Gewinnsucht raubt dir Muth und Geist,
Die Wahrheit frey zu lehren;
Du schweigst, wenn sie dich reden heißt,
Ehrst, wo du nicht sollst ehren,
Und wirst um ein verächtlich Geld
Ein Schmeichler, und die Pest der Welt.

Erhalte mich, o Gott! dabey,
Daß ich mir g'nügen lasse,
Geiz ewig, als Abgötterey,
Von mir entfern und hasse.
Ein weises Herz und guter Muth
Sey meines Lebens größtes Gut!



Du sollst nicht stehlen.

Treue und Glauben sind die Stützen dieses Gebothes.

Neid ist selbem entgegen.

Schilderung der Abscheulichkeit des Neides.



Unter allen denen, welche sich verderbten Leidenschaften überlassen, ist unstreitig keiner verächtlicher und zugleich elender, als derjenige, der vom Neide beherrscht wird. Alle andere Laster beschäftigen sich mit Gegenständen, die in einem gewissen Grade gut sind, oder in einem gewissen Grade gefürchtet, gehaßt und verabscheut zu werden verdienen. Das Unregelmäßige und Strafbare der darauf gerichteten Begierden besteht darinnen: Dem Guten, das sie wünschen, eignen sie einen allzugroßen Werth zu, und weil sie es vergrößern, so verfolgen sie es mit einer Hitze, welche sie verleitet, edlere und höhere Endzwecke zu vernachläßigen; die Vorstellungen von dem Bösen, das sie fliehen, sind nicht weniger übertrieben, und indem sie sich dem Gefühle derselben zu entziehen suchen, wäh-

wählen sie oft Uebel einer schädlicheren Art, weil sie sich ihnen unter dem verführerischen Scheine des Guten anbieten. Das Vergnügen der Sinne, dem der Wohllüstige Pflicht und Gewissen aufopfert, besteht in wirklich angenehmen Empfindungen.

Ehre, Beyfall und Lob dürfen selbst einem rechtschaffenenen Manne nicht gleichgültig, noch viel weniger verächtlich seyn. Der Ehrgeizige betrügt sich nur darinnen, daß er sie zu seinem lezten Endzwecke macht, oder sie durch Handlungen zu erhalten hoft, die ihn eines bessern Beyfalles unwürdig machen, und das nur allzuoft das zweydeutige oder eitle Lob der Menge ist. Selbst die Rachbegierde, die mit der Mißgunst am nächsten verwandt ist, unterscheidet sich, wie unmoralisch sie auch seyn mag, dadurch von dem Neide, daß sie eine wahre oder eingebildete Beleidigung voraussetzt, und unter dem Vorwande, daß diese gestraft werden müsse, wüthet. Allein, was ist so wohl in den Wünschen, Hofnungen, und Vergnügungen, als in der Furcht, in dem Hasse und Abscheue des Neides, das gut und edel zu seyn schiene? Der Wohllüstige hasset Beschwerlichkeit und Schmerz; der Eitle Verachtung und Schande; der Rachgierige fürchtet neue Beleidigungen; der Neidische quält sich über das, worü-

worüber er sich freuen sollte, und vergnügen kann ihn nichts, als der Anblick von Unvollkommenheiten und Elend.

Welch ein schändliches Laster der Neid sey, erhellet auch daraus, daß andre ausschweifende Leidenschaften mit einigen äußerlichen Vollkommenheiten, die zwar im Grunde nicht moralisch sind, aber doch moralisch zu seyn scheinen, bestehen, und so gar zum Bestreben nach denselben antreiben können, da der Neid hingegen das Verlangen, doch auf eine gewisse Art gut zu seyn, oder gut zu scheinen, völlig erstickt, indem er eine Verzweiflung oder völlige Muthlosigkeit, andre zu übertreffen, voraussetzt. Der Sinnliche, der Ehrgeizige, selbst der Gewinnsüchtige und der Rachbegierige können bürgerliche Tugenden besitzen, die keinen geringen Einfluß in die allgemeine Glückseligkeit des gegenwärtigen Lebens haben, wenn sie gleich nichts zu ihrer eignen wahren Wohlfahrt beytragen. Der Wohllüstige kann gefällig, dienstfertig und angenehm im Umgange seyn; der Ehrgeizige große schimmernde Thaten unternehmen; es giebt Gewinnsüchtige, die nicht betrügen, um nicht wieder betrogen zu werden, und der Rachgierige ist nicht eher ein Feind seiner Nebenmenschen, bis er von ihnen beleidigt

zu seyn glaubt. Was kann aber der Neidische für gute Eigenschaften besitzen, da er ein Feind aller Menschen ist, sie mögen glücklich oder unglücklich seyn; sie mögen Verdienste haben, oder Mißfallen und Tadel verdienen, und also keinen Antrieb hat, sich jemanden zu verbinden?

Der Neidische löst alle Bande auf, welche die Menschen zu gemeinschaftlichen Absichten verbinden können. Das Vergnügen, andern zu dienen, die Freude über ihre Freude, Mitleid, Dankbarkeit, Grosmuth, alles das sind Empfindungen, zu denen er unfähig ist. Könnte er zum Gefühle derselben gebracht werden, so würde er aufhören, das zu seyn, was er ist, der Hassenswürdigste unter den Menschen, wenn ein Mensch gehaßt werden dürfte.

Wie verächtlich ist er nicht, wenn er sich freut! Denn worüber freut er sich? Daß er in diesem oder jenem bewunderten Charaktere Flecken entdecket, die niemand gesehen hat; oder, daß es ihm gelingt, ihm Fehler anzudichten, von denen er frey ist; daß einem würdigen Manne seine weisen und vortrefflichen Absichten nicht glücken wollen; daß ein Verdienst, welches aus seiner Dunkelheit hervorzukommen strebte, unbekannt, unbelohnt, und unbewundert bleibt, oder, daß

eine

eine Tugend, die ihn quälte, weil sie Verehrer fand, durch Verleumdungen ihren äußerlichen Glanz verliert, und anfängt verachtet zu werden. Das sind die Ursachen seiner Freude. Zu welch einer Tiefe der Abscheulichkeit muß ein Mensch nicht heruntergesunken seyn, der eines solchen Vergnügens fähig ist, und nur alsdann frölich wird, wenn ein andrer beklagt, oder getadelt zu werden verdient! Gleichwohl ist der Neidische unter den Unglücklichen der Elendeste, denn wer kann unglücklicher seyn, als der ist, welcher nicht beklagt wird, und auch keines Bedauerns werth ist? Es scheint zwar, daß ein Mensch, welcher sein Vergnügen in den Unvollkommenheiten oder widrigen Schicksalen andrer Menschen findet, niemals mißvergnügt seyn könne, wie erniedrigend für ein vernünftiges Wesen, wie abscheulich auch seine Freude seyn mag. Allein, es ist für ihn schon Quaal genug, daß sich jedermann bestrebt, glücklich zu werden: daß ihn jede Art des Vorzugs aufbringen kann; daß endlich alle Menschen, wo nicht wirklich gut zu seyn, doch auf irgend eine Weise vortreflich und ruhmwürdig zu scheinen suchen.

Mein



Mein Neid.



Mein Neid ist Tugend, keine Sünde,
Wer zweifelt, prüfe mein Gründe;
Ich sag es frey, mit dreistem Muth':
Oft wünsch' ich mir des Nächsten Gut.
Ich lache zwar der Schwärmereyen,
Woran sich reiche Thoren freuen:
Nur das, was sie kaum selten freut,
Erreget meinen frommen Neid.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht fühlen,
Und, statt des Schwärmers Lust, des Christen Wonne fühlen!



Mit kaltem Blut seh' ich die Grossen,
In zimmergleichen Staatskarossen,
Von prächtig raschen Hengsten zieh'n,
Statt, daß ich drüber neidisch bin.
Ich lach', wenn sie die Herrlichkeiten
Mit bloß ererbtem Gut bestreiten:
Wer, was er braucht, erobern muß,
Geht freylich größtentheils zu Fuß.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht fühlen,
Und höh're Lust im Staub, als sie im Kobel fühlen!

Gelassen

* * *

Gelassen seh' ich auf den Adel,
Ich ehr' ihn, lebt er ohne Tadel.
Doch, wenn er nichts als Ahnen hat,
Und nie was ahnenähnlichs that;
So lach' ich still in meinem Sinne:
Denn während ich mein Brod gewinne,
Verpraßt das Herrchen von und zu
Sein Rittergut in träger Ruh'.
Hätt' ich sein Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht fühlen,
Und mehr Lust am Verdienst, als an Diplomen fühlen!

* * *

Ich geize nicht nach Rang und Würden,
Ein grosses Amt bringt grosse Bürden.
Bin ich nur redlich, brav, und klug;
So hab' ich Ehrentitel g'nug.
Ich lach', wenn Manche sich bestreben,
Und Gold um hohe Stellen geben:
Sie kaufen sich mit Fleiß Verdruß
Für ihren baaren Ueberfluß.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht fühlen,
Und, schlechtweg Herr, mehr Lust, als Ihro Gnaden fühlen!

Ohn'

* * *

Ohn' Neid seh ich, bey Faßnachttänzen,
Die Masken reicher Stutzer glänzen,
Die, wenn sie Gold und Seide schmückt,
Doch auch der enge Tanzschuh drückt.
Ich lache über Harlekine,
Skarmützen, Pirots, und Skapine:
Man wird oft, was man eh' schon war,
Für grosse Kosten erst, ein Narr.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht fühlen,
Und einsam größre Lust, als sie im Taumel fühlen!

* * *

Wie leicht kann ichs geschehen lassen,
Wenn reiche Schlemmer theuer prassen!
Mein Tisch reicht mir (dem Himmel Dank)
Drey Schüsseln, und gemeinen Trank.
Ich lache: Uebermaaß vom Weine
Macht aus besoffnen Menschen Schweine,
Und wer zu viele Köche hält,
Wird todtgefüttert für sein Geld.
Hätt' ich ihr Geld, wie wollt' ich meine Sehnsucht fühlen,
Und nüchtern süßre Lust, als sie im Rausche fühlen.

Der

* * *

Der Gegenstand von meinem Neide
Ist bloß des Menschenfreundes Freude,
Die er an seinen Schätzen fühlt,
Durch die er Armer Nöthen stillt.
Ich weine, daß so manche Reichen
Nach allen Wohllustarten schleichen,
Und doch, wie fühllos, taub, und blind,
Der beßten Wohllust Feinde sind.
O möchten die, so Gott zum Reichthum aus-
ersehen,
Das selige Gefühl, das Wohlthun schaft, ver-
stehen!

Andre Schachtner.

Wahre Gutherzigkeit ist dem Neide entgegen.

Mein thätiges Verlangen, den Wohlstand meiner Nebengeschöpfe zu vergrößern, ist Gutherzigkeit. Dadurch unterscheidet sie sich von einem jeden unwirksamen Wohlwollen, von einer jeden aufwallenden, weichherzigen Regung, und von dem Affekte des Mitleidens, der sich auf Unglückliche allein nur beziehen kann. Das gute Herz

äußert

äußert sich gegen Feinde, gegen Glückliche und Unglückliche, gegen Hohe und Niedrige. Aus einem Grunde speis' ich den Hungrigen, kleide den Nackenden, warte den Verwundeten, der unter die Mörder gefallen war, rette den angefochtenen guten Namen meines Beleidigers, erhöhe die Freuden des Glücklichen, erleichtre dem Sklaven die Kette, und den kranken Bekümmerten seine Schmerzen; aus einem Grunde erbarm' ich mich einer jeden leidenden Kreatur, und des Bösewichts selbst, der nun doch einmal unglücklich, und mein Bruder ist. Jede menschliche Brust enthält den Keim dieses wohlthätigen Hanges. Er ist, wenn ich mich dieser Sprache bedienen darf, der edle Ueberrest des göttlichen Ebenbildes in uns, der nicht verloren gegangen ist. Wir würden ihn sogar nicht durch eine fortgesetzte Reihe menschenfeindlicher Handlungen, auf immer ersticken können: warum wollen wir nicht lieber die angelegentlichste Sorgfalt auf seine Wartung verwenden, die uns eine untrügliche, reiche Aerndte der süßesten Früchte verspricht? Nicht zu gedenken, daß die höchste belohnende Gerechtigkeit unser kleinstes Wohlwollen, das unvollkommenere fruchtlose selbst, wenn kein besseres möglich war, wo nicht in dieser, doch gewiß in einer künftigen Welt, verhältnißmäßig belohnen wird; so wird doch auch

hier

hier schon, eine jede Handlüng dieser Art, von einer angenehmen innern Empfindung begleitet. Das Bewußtseyn einer edlen That ist auch lange nachher noch eine Quelle des Vergnügens, und die Ausbrüche der Dankbarkeit, die wir an manchen, durch unsere Güte gerührten Gemüthern bemerken, müßen nothwendig auch das Ihrige zu unsrer Zufriedenheit beytragen. Nur lege man diesen angenehmen Gefühlen, nicht ohne genaue Prüfung, einen allzu hohen Werth bey; nur glaube man nicht, daß sie die nothwendige Beylage einer jeden gutherzigen That sind; nur läugne man dem nicht das gute Herz ganz ab, der sich bey den Aeußerungen desselben nur selten eines lebhaften Vergnügens bewußt geworden ist! Das beßte Temperament ist weder Tugend, noch Laster; ob es gleich zu einer und der andern Tugend, zu einem und dem andern Laster geneigter machen kann. Sollt' ich darum besser seyn als ein anderer, weil ich von Natur leichter mit andern sympathisire; weil ich meines eignen Vergnügens wegen, nicht umbin kann, mich mit dem Glücklichen zu freuen; weil mir die Leiden des Unglücklichen beschwerlich sind, und ich es um mein selbst willen nicht lassen kann, diese Beschwerde von mir zu entfernen? So wäre der feinere Epikureismus die beßt Philosophie, und der vernünftigste Wollüstling der einzige Weise!

Wehe dann dem unabläßigen, strengen Bearbeiter seiner selbst, der mit einer minder empfindlichen Seele gebohren, erst eine Menge Hindernisse in sich selbst überwinden muß, eh' er sich bestimmen kann, sein Herz seinem dürftigen Bruder zu öffnen; dem jede größere gesellschaftliche Tugend erst einen beschwerlichen Kampf kostet! Aber Gott und die sehende Vernunft würdigen die Tugend nach einer vollkommnern Regel. Der wahre Gutherzige ist es nicht in diesem und jenem Falle; sondern unter allen Umständen: nicht aus einem unbeständigen sinnlichen Triebe; sondern aus deutlicher Ueberzeugung seiner Vernunft: nicht aus Affekt; sondern oft seiner herrschenden Leidenschaft entgegen; nicht mit Widerspruch irgend einer andern Tugend; sondern in der genauesten Harmonie mit allen.

Der wahre Gutherzige, der es mit Weisheit, und in der erfoderlichen Unterordnung seiner andern Obliegenheiten ist, vergißt sich also selbst nicht. Er ist sich seine eigne Erhaltung für heute und morgen schuldig. Mein Leben ist unter allen meinen Glücksgütern das größte. Es ist die Bedingung, vermöge welcher ich die andern allein nur besitzen kann. Wer kann es mir verdenken, wenn ich anstehe, es ohne vorhergegangene große Ueberlegung, zum Beßten eines andern in Gefahr

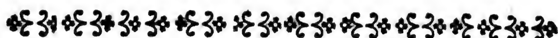
zu setzen? Die Gutherzigkeit kann es nicht wollen; oder Gutherzigkeit und Unbesonnenheit müssen Eins seyn. Nur in wenigen Fällen bin ich ihm mein Leben schuldig; diese wenigen Fälle aber erfodern den Zusammenfluß weit höherer Tugenden, als die Gutherzigkeit selbst ist. Viel öfter wird diese mich verbinden können, meine Gesundheit einiger Gefahr zu unterwerfen, einen Theil meines Lebens zum Wohl des andern zu verbrauchen, einige meiner Bedürfnisse für ihn hinzugeben. Daran ist kein Zweifel. Aber nichts Wichtiges muß ohne Ueberlegung geschehen; keine große Verläugnung, ohne genaue Abwägung des aufzuopfernden Guts. Auch dem Christen steht es wohl an, das Seine zu Rathe zu halten. Es würde lächerliche Verschwendung, es würde Thorheit seyn, wenn man sich seines Vermögens berauben wollte, um hier und da vielleicht einen nichtswürdigen Müßiggänger zu ernähren, dem es so freylich besser gefällt, als wenn er sein tägliches Brod mit Arbeit erwerben sollte.

Der wahre Gutherzige kann nur den Wohlstand des andern zum Zwecke haben. Sollte er also mit Wahrscheinlichkeit wissen können: seine Wohlthaten würden den Zustand des andern verschlimmern; so ist es ihm einleuchtend, daß er hierinn seinem guten Willen Schranken setzen muß, wenn

er nicht auf das mindeste selbst Gefahr laufen will, in eine sich und andern verderbliche Thorheit zu verfallen. Die Ausflucht: Ich thue Gutes: was geht es mich an, wie es angewandt wird? Meine Absicht ist doch, dem andern zu helfen. Ist es meine Schuld, wenn ich sie nicht erreiche? Ich gab doch einem, der meiner Unterstützung bedurfte; war er es übrigens würdig oder unwürdig, daß ich ihm gab: das wußt ich nicht, und durft' es nicht wissen, — kann nur da gelten, wo es entweder nur auf eine Kleinigkeit ankömmt, oder dringende Umstände, wenn anders überhaupt Hülfe geleistet werden soll; eine schleunige Hülfe erfodern.

Endlich ist der wahre Gutherzige nothwendig auch gerecht. Seine Wohlthaten können keinen Dritten beleidigen. In der That, es muß so seyn, meine Leser! wenn anders die sehende Vernunft eine sicherere Führerinn, als die blinde Leidenschaft ist. Wie nennen sie den sanguinischen Richter, der jetzt noch auf der Seite des Rechts steht; bald aber durch das Geschrey der Schuldigen, durch seine falschen Thränen erweicht, der Unschuld Sache verräth, den listigen Bösewicht losspricht, und den armen Unterdrückten verdammt, dessen jammernde Stimme nicht bis zu seinen Ohren erschallte? — Ungerecht! —

Die



Die Habsucht.



Weit entfernt von menschlichen Gegenden
trennte die unermessene See,
jene selige Ufer,
wo noch reinere Luft,
als die in Europa,
unschuldige Geschöpfe athmeten.
Da war der Wilde, und lief nackend
die Haynen durch,
die ihm die Gottheit
zur Wohnung anwies;
nie waffnete seinen Arm
der Stahl — seinen Bruder
zu tödten;
nie empörte die Habsucht
sein ruhig fließendes Geblüt
in seinen Adern.
Wenn je ein Pfeil,
schneller als der Gedanken,
seinen gespannten Bogen verließ,
so drang er entweder nur
in das Herz einer Löwinn,
oder durch den schuppichten Harnisch

des Krokodills,
um den Naturmenschen zu schützen.
Seinen mäßigen Gaum
gelüstete nie nach verbottenen Speisen;
dankbar saß er, an dem Baum,
von dem er die Früchten
zu seiner Labung pflückte,
und sang der Gottheit ein Lied
aus reiner Seele.
Von ungefähr wandte sich sein Blick
auf die unermeßliche Ebne
des Meeres hin,
und sein verwunderndes Aug
entdeckte schwimmende Maschinen,
in der Mitte der Meerswogen;
schwankend kamen sie immer
dem Ufer näher,
und wuchsen zu ungeheurer Größe.
Menschen, wie er war, aber mit weißern Gesichtern,
und mit scheckichten Flecken bedeckt, sah der
Wilde, auf diesen unbegreiflichen
Gebäuden.
Götter! schrie er auf, und der Blitz einer Kanone
trennte die Lüfte entzwey, und ein
donnerähnliches Knallen
brüllte langsam durch Berge und Thäler hin,
und bestärkte seinen Irrwahn.

Schon

Schon lag er ausgestreckt mit seinen schwarzen Brüdern
zur Erde gebeugt.
und wollte die Gottheiten mit Ehrfurcht empfangen,
die an seine Gestaden stiegen. —
Früchten vom Baum gepflückt, wurden auf artigen Muscheln,
mit gebeugten Knien den Europäern zur Labung getragen;
aber mit stolzen Fuß schleuderten sie die Geschenke hin,
und lasteten undankbar die gütige Hand des Amerikaners
mit unverdienten Ketten.
Verführten sein treues Weib,
und schändeten seine unschuldige Tochter,
und verkauften seine Kinder, wie Vieh. —
O Barbaren ihr! ihr verdienet den Namen der Wilden,
nicht der — der unmächtig seinen schwarzen Nacken
unter eure Füsse beugt.
Sagt, wer gab euch das Recht,
den Unschuldigen zu drücken;
ist der Bruder, dem die Sonne sein Antlitz schwärzt,
nicht Mensch, wie wir, gegen die sich die Sonne nicht einmal

würdigt,
die Würkung ihrer Strahlen abzudrücken;
sagt, was fesselt ihr
die freyen Arme der Unschuld?
Wo ist euer Recht? —
Nie hat der Wilde einen freundschaftlichen Herd
in der Gegend verwüstet,
wo ihr wohntet.
Nie trug seine Rechte den Keil in eure
Wohnung,
und nie klebte Blut an seinen Händen;
sagt, — hat er wohl je eure Weiber in Ketten
geschmiedet,
je — eure Kinder getödtet?
War er nicht zufrieden mit der einfältigsten Frucht
seiner Bäume,
und er konnte sich doch nicht in seiner Wildniß
wider
euch — ihr Unmenschen! beschützen.
Stille lebte er seine Tage dahin,
und würde sie noch in Wonne leben,
wenn nicht die Furie des Geizes
euch Barbaren dahin getrieben hätte;
ihr entreißet den Armen seinem Vaterland,
um ewig seine Tage zu plagen,
fesselt ihn treulos an Galeeren,
die über die schäumende See, an durch Laster
geschändete Ufer,

mit

mit dem Unglücklichen landen. —
Ganz empört sich mein Blut bey diesen Gedanken.
O mächtige Gottheit! warum schleuderte deine Rechte nicht
den schröcklichsten der Blitze
auf die Scheitel der Frevler?
Warum senktest du sie nicht
in den Abgrund des Oceans,
und fütterteſt den Wallfisch
mit diesen Elenden?
Mußten sie, zur Schande der Menschheit,
Tod und Verderben
in Gegenden bringen,
wo Einfalt und Unschuld herrschten?
O Habsucht, abscheulichstes der Laster!
wie viel Elend, wie viel Verwüstung
streuten deine niedrige Sklaven
unter die Menschheit! — —





Dem Fürsten seinen Dreyer entziehen ist Diebstahl.

Denn der Herr spricht: Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

So oft ich auch von meinen Beobachtungen über den Menschen mit Vergnügen zurückkomme, so find' ich ihn doch auch nicht selten in so schlimmen Verhältnissen, daß ich kein Mittel weis, wie ich dem Unwillen Einhalt thun soll, den ich darüber empfinde. Ich sehe dann ein allgemeines Verderben durch alle Städte verbreitet, die Gerechtigkeit von der Erde verbannt, und einen durchgängigen bösen Willen, sich allein wohl zu wollen. Alles ist in einer verborgenen Gährung, von der man die schlimmsten Folgen zu besorgen haben würde; wenn nicht eine höhere Hand im Spiel wäre, wenn nicht eine unsichtbare Weisheit diese Maschine im Gange erhielte, wenn sie nicht aus dem Uebel selbst etwas Gutes herauszubringen wüßte. Es ist in der That so, als wenn ein jeder für sich zu arbeiten beschlossen hätte, und als wenn ihn die äußerste Nothdurft allein nur bestimmte, sich zuweilen auch für einen andern zu verwenden. Alle glaubt man für sich,

und

und sich für Keinen geschaffen. Daher das in der Theorie nicht bezeugte, ungeschriebene; in der Ausübung aber nur allzudeutlich befolgte Gesetz: Gebrauche deinen Bruder, soviel du kannst: oder mit andern Worten: Nöthige ihn, mit und wider seinen Willen, wie es die Umstände nur immer verstatten mögen, so viel zu deinem Besten zu thun, oder geschehen zu lassen, als dir dazu zu verlangen, oder geschehen zu lassen beliebt. Die Fürsten und ihre Diener wird man wohl am wenigsten beschuldigen, daß sie dieser Regel nicht in ihrem ganzen Umfange nachgekommen seyn sollten. Wer will aber sagen, daß er, unter gleichen Umständen, nicht eben so viel und noch mehr, für sich gethan haben würde? Bey aller Verbindlichkeit, die wir den Göttern der Erde schuldig sind, bey dem fühlbaren Zwange, dadurch sie uns in unserm Gleise zu erhalten wissen, bey der so oft unvermeidlichen Gefahr, in Absicht auf Gut und Ehre, wenn wir ihren Foderungen nicht genügen wollen, wissen wir es doch so einzuleiten, daß wir, mit unverwandter Rücksicht auf unsern Privatnutzen, nur diejenigen ihrer Befehle erfüllen, die wir zu erfüllen nicht umhin können. Unsere Verwegenheit geht oft dabey so weit, daß wir, nicht wie in einem Lotto, eine Kleinigkeit einlegen, um sechzigtausendmahl so viel zu erhalten; sondern, daß wir alles

aufs

aufs Spiel setzen, um eine Nußschale zu gewinnen, von der man noch nicht sagen kann, ob sie hohl oder voll seyn werde. Man sage nicht: Die Fürsten verlangen zu viel. Erstlich sind wir die Leute nicht, die das entscheiden können, und dann so mögen sie viel oder wenig fodern; der Habsucht ist auch das Wenige zu viel. Das sanfteste Joch, denkt man, ist doch ein Joch. — Dieß Bedürfniß wird mit einem kupfernen Dreyer versteuert. Es ist doch immer ein Dreyer! Wie? wenn ich ihn behielte, und doch mein Bedürfniß befriedigte? Ich kann es sicher: Wohlan! — Diesen Zoll kann ich verfahren. Laßt sehen! Ich gewinne den dritten Theil eines Thalers, wenn ich es thue. Eine Kleinigkeit, in der That! um die ich den Fürsten lieber nicht betrügen wollte; allein man wird aufgehalten, und das ist verdrießlich! — Aber der Zollverwalter ist ein Argus und Briarcus für den Vortheil seines Herrn. — Desto besser! Es ist schon ein Vergnügen mehr, so vielen Augen und Händen entkommen zu seyn. So denkt man, so handelt man, von dem schwülstigen Kaufmanne an, der sich bis zu dem Vermögen eines Fürsten hinaufgewuchert hat, bis zu dem Bewohner der leimernen Hütte, der Eyer und Hühner zu Markte bringt! Und man läßt es sich nicht träumen, daß damit ein Diebstahl begangen, daß dadurch das klare, wohlgegründete Recht eines Dritten

gekränkt

gekränkt seyn könne. Ich habe selbst Männer, die sich für ehrlich und mustermäßig fromm hielten, und auch von andern dafür gehalten wurden, mehr als einmal für ein so interessantes Herkommen die stärksten Gründe anführen hören, die einen jeden, nur mich allein nicht zu überzeugen hinreichten. — Aber warum nehmt ihr es denn so sehr übel, wenn ihr einen eurer Bedienten über einen kleinen Betrug ertappt; warum wollt ihr es ihm nicht vergeben, wenn er, mit einem unendlich kleinen Theile eures Ueberflusses, seiner dringendsten Bedürfnisse eins zu befriedigen gesucht hat? Die Verbindlichkeit dieses Unglücklichen gegen euch, ist bey weiten so stark nicht, als es die eurige gegen den Fürsten ist. Ihr seyd dem Fürsten mehr schuldig, und er hat mehr Gewalt euch zur Bezahlung anzuhalten.

Diese ungerechte Raubsucht nun hat sich, wie eine Pest, durch alle Stände und Ordnungen der Menschen verbreitet. So handelt man gegen seine Obern, so handelt man gegen seine Untergebenen, so handelt man gegen seines Gleichen! Der größte Theil des Gewerbes und Handels kann nur auf die Weise vollzogen werden. Der Kaufmann ehrt seinen Merkur. Der hat ihn handeln und — st ** gelehrt! — Wer alle Künste

des

des groben und feinen Betrugs an den Tag bringen wollte, der würde eine herkulische Arbeit unternommen haben, und zuletzt doch nur den kleinsten Theil seines Unternehmens vollführt haben. Kein Handwerk, oder es führt seinen Betrug mit sich, zu dem die Lehrlinge, als zu einem unentbehrlichen Stücke desselben, auf das sorgfältigste vorbereitet werden. Einige Innungen haben es darinn zu einer so bekannten Vollkommenheit und Stärke gebracht, daß man ihre Namen nicht mehr nennen kann, ohne damit zugleich auch den Begriff der Dieberey verbinden zu müssen. Ich weis mich, wie gesagt; aus dieser allgemeinen Verwirrung nicht anders herauszufinden, als wenn ich annehme, daß die Menschen einen stillschweigenden Vertrag unter einander gemacht haben, vermöge dessen es einem jeden vergönnt seyn soll, dem andern so viel von dem Seinigen zu entziehn, als entweder ohne Wissen, oder wenigstens ohne lauten Widerspruch desselben geschehen kann. Dergleichen Beraubungen werden dann für unendlich klein, und ganz und gar nicht für Gegenstände des Gewissens geachtet. Man würde sich einem lauten Gelächter aussetzen, man würde für unwissend in den täglichen Vorfällen des Lebens gehalten werden, wenn man ernsthaft davon reden; man würde für unbesonnen, eigensinnig, geizig und, wer weis für was mehr? gehalten

werden, wenn man davon viel Aufhebens machen, und in allen diesen Dingen auf ein strenges Recht bestehen wollte. Nun kann ich es auch wohl über mich erhalten, mich ohne Widerrede hintergehen zu lassen; aber die Sache lustig zu finden, wie ich das könnte? das weis ich nicht!

****

Schwelgen,
ist Diebstahl gegen den ärmern Nächsten.



Von einem Gastmahle des schwelgerischen Phanors ermüdet schlich ich dem dunklen Buchengange zu, der sich um die alten Mauren von N** in allmähliger Beugung herumzieht. O, wie viel schöner als jemals, fand ich diesen Schauplatz der harmonischen Natur! Welch ein Auftritt, mit dem verglichen, dem ich nur erst entflohen war! Wie sehr verkennen sich die Menschen, die von den feinern Wollüsten nichts wissen wollen, die ihnen der gütige Schöpfer, so ohne alle Kosten, vorgesetzt hat! Täglich kann ich sie, und ohne den Eckel genießen, der eure geschmacklosen Ueberladungen begleitet. Meine ganze Seele nimmt an ihnen Theil. Ich kann in ihrem Genusse dem Gedanken

an

an einen Schöpfer Raum geben, der mich allgegenwärtig umgiebt, der das Innere meiner Seele bemerkt, und auf jede geheime Absicht meiner Handlungen Acht hat. Was ist der flüchtige Kitzel, womit jene gekünstelten Gerichte die Zunge reizen; was ist die wollüstige Fieberhitze, die jene köstliche Weine meinen Adern einflößen, gegen den reinen Athem der Luft, die ich hier trinke, gegen die innige Wärme, die diese mäßige Bewegung, zu gleichen Theilen durch meinen ganzen Körper verbreitet?

Phanor! du hast nichts, darum ich dich beneiden könnte. Dein rauschendes Konzert betäubt mich; ich glaube die Korybanten zu hören. Dein Fest ist ein Bachanal, und deine Tänzerinnen gleichen den Mänaden an Wildheit. Wie viel glücklicher bin ich, zärtliche Philomele! da ich deiner einsamen Klage zuhöre. Mein Herz, von deinen Tönen erweicht, schmelzt in süsser Wehmuth. Jetzt schweigst du; ich höre das sanfte Geschwätz eines nahen Bachs, der über entblößte Wurzeln dahinfließt, ich höre den lispelnden West, der sich auf schlanken Zweigen wiegt. Und ist es nicht ein ungemeiner Gewinn, so vieles nicht zu hören: das Getöse der Spieltische nicht, wo Ausrufungen und Flüche sich unaufhörlich begegnen; das ungeräumte Gewäsch so vieler schamlosen Zungen nicht, die ohne Leben und Bewegung

wegung sind, wenn sie nicht der mächtige Weingott regiert?

Phanor! ich bin dein Gast nie wieder. Ich entsage deinen Festen und dir; oder wenn ich ja komme, so ist es, um dir einen deiner Gäste zu entführen, der ein beßres Schicksal verdient, als den nichtswürdigen Haufen vollzählig zu machen, der von dem Schweiße deines rechtschaffnen Vaters lebt.



Die Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Du klagst, und fühlest die Beschwerden
Des Stands, in dem du dürftig lebst;
Du strebest, glücklicher zu werden,
Und siehst, daß du vergebens strebst.

Ja, klage! Gott erlaubt die Zähren;
Doch denk im Klagen auch zurück.
Ist denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch stets ein wahres Glück?

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.

Q Genieße,

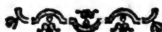
Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last.

Gott ist der Herr, und seinen Segen
Vertheilt er stets mit weiser Hand;
Nicht so, wie wir's zu wünschen pflegen,
Doch so, wie er's uns heilsam fand.

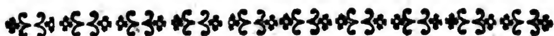
Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß seine Liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Besorge deines Stands Geschäfte,
Und nütze deine Lebenszeit.

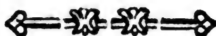
Bey Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hofnung seh'n,
Dieß ist der Weg zu Ruh und Leben.
Herr, lehre diesen Weg mich geh'n.



Der



Der Verläumder ist ein Ehrendiebe — seine Handlungen abscheuliche Rauberey.



Rechtschaffenheit und Verdienst niederzudrücken, ihren liebenswürdigen Glanz zu verdunkeln, und die ihnen schon vorschwebenden Belohnungen zu entreißen, lässet ein mißgönnender, lasterhafter und verdienstloser Sterblicher oft die Stimme der Verläumdung tönen. Außer allen Stand, den Edlen zu übertreffen, oder ihm nah zu kommen, hasset er ihn, schaut ihn mit scharfspähendem Blicke von allen Seiten an, und denkt: Unter so vielen Tausenden von Handlungen, welche er ausübte, wird doch eine, und unter so vielen Millionen Schritten, die er that, werden doch ein Paar seyn, welche du aus einem widrigen Gesichtspunkte betrachten, und nach gehörig angebrachten Verdrehungen, Vergrösserungen, und Verkleinerungen, so stellen kannst, daß sie ihm — Schande werden. Er denkt's, und es gelingt ihm. Mit starken Schritten eilt er in die Gesellschaften der Welt, schüttet's Gift hin, und lässet davon saugen, wer will. Die Gutherzigen schlucken's hinunter und es

wühlt in ihrem Innern; wühlt so lange, bis es in Argwohn gegen den gemißhandelten Redlichen ausbricht. Sie sehen ihn an, und denken: Es könnte doch wohl seyn! Die Boshaften fressen's gierig hinein, speien's auf der Stelle wieder aus, und es fließt umher — ein noch weit stärkeres, schnellwirkenderes Gift, als es vorher war. — Der Edle fühlt das Unrecht, so ihm widerfährt. Fortgesezter Fleiß im Reichthume, großmüthiges Umarmen, sind die Waffen, mit welchen er seinem Feinde entgegengeht. Er verfehlt seinen Zweck. Der Lieblose fühlt den Stich, der ihm versezt ward, sieht sich noch stärker von ihm übertroffen, als zuvor, und verbindet nun mit seiner Verleumdung Hinterlist und Grimm. Ist wahrlich keine Menschenfreude, im Schauspielhause alsdann aufm Parterre seyn, wenn diese tragische Scene aufgeführt wird! Wohl aber ist's vom Parterre aufs Theater laufen, und mit einem Akte dazwischenkommen, welcher dem All der Zuschauer, zu Gunsten des Geschändeten, die Augen öffnet! Eines Verläumdeten Ehre retten! sieh da! eine göttliche That! eine That voll Wohllust und Ruhm! —

Bist eine Stütze der Wahrheit, und der Tugend, Freund! so oft du sie verrichtest! Bist's

an

an deinem eignen Herzen, welches an der Lüge, und an der Schandhandlung keinen Antheil nimmt. Bist's für den Unglücklichleidenden, den die Lästerung kränkt, und der einer Unschuld vollen Segen vermißt. Bist's für die ganze Welt; sicherst sie für Betrug, und für's thörichte Unternehmen, gehörte Schmacherdichtung weiter zu verbreiten. O! dankbar und mit beseligendem Blicke sehen dich die beyden Göttinnen, denen du hierdurch Dienst leistest, zu ihren Altären kommen, umwinden dein Haupt mit Kränzen, und lassen einst auch wieder dich vertrettende Stimmen schallen, wenn Bösewichter dich schmähen werden! Du wirst sie hören, und sie werden deiner Tugend erquickender Lohn seyn! Stehst du denn in der Menschen Mitte, wirst du verläumdet und belästert, siehst du dich allenthalben nach Hülfe für die gute Sache um; so wird aus dem unübersehbaren Haufen deiner Brüder ein Mann hervortretten, von dem du's vielleicht nie erwartet hätt'st, wird dich unterstützen, wird für dich reden, und seine Worte werden dir süsser Nachhall von den deinigen seyn, welche du ehemals für einen Aehnlichleidenden sprachst! — Es werden alsdenn noch Menschen dabey seyn, die vor Zeiten dich reden hörten, und werden sagen: Man spricht für ihn, wie er für andere sprach! Laßt uns auch, werden sie einander zurufen,

der Unterdrükten uns annehmen, damit es uns, wenn wir auch sänken, nicht an freundschaftlichen Händen gebreche, die uns aufrichten!

Der Verläumder flieht gern das Antlitz des Edlen, welchen er schmäht, und nuzt seine Abwesenheit. Er weis, daß sein blosser Anblick ihn niederschlagen, daß die Welt beym hervordringenden Strahl der Tugend aus des Rechtschaffenen Aug' auf seine Reden nicht achten würde. Oft, wenn der Gute im Sinnen volles Bewußtseyn seiner edlen Thaten genießt, wenn rings um ihn her ein Himmel voll Freude schwebt, wird ihm wohl in der Nähe schon eine Hölle bereitet. Er sieht nicht — kann sich gegen die Flamme nicht decken, zu welcher der Funke, aus dem Feuer werden soll, schon unter der Asche glimmt. — Ach! bist du denn, Bruder, in der Gesellschaft Mitte, in welcher ein Satan auftritt, und Feuer schlägt: spring' rasch auf, blick ihn mit einem erschütternden Blick voll edler Unmuth an, und zerstampfe mit deinen Füssen die Glut, welche er anlegen will! Schön ist's, Repräsentant eines andern seyn, wenn seine Sache gut ist! Schön ist's, ihm nachher sagen zu können: du warst nicht da, als Verderben wider dich gerüstet ward;

aber

aber du verlohrst nichts dabey, daß du Abwesend warst. Ich war da, du in mir!

Nicht jeder, wenn ihn das Unglück trift, hat Beysichseyn genug, sich ihm stark entgegen zu stellen. Das völlig Unerwartete desselben schlägt all' seine Kräfte zu Boden. Er steht da, hätte nimmer geglaubt, daß sich's ereignen könnte; glaubt's wohl in dem Augenblicke noch nicht, in welchen sich's wirklich ereignet hat. Die Umstehenden sehen seine Bestürzung, wähnen wohl gar, daß sie Folge innerer Vorwürfe und eigener Verdammung sey. Er konnte nicht antworten, sprechen sie, als man ihn anschuldigte; er schwieg, und — bekannte, daß es wahr sey. — Oder der verläumdete Redliche verantwortet sich darinn nicht, weil er glaubt, daß seine guten Thaten für ihn reden sollen; oder Furcht für Menschen, wozu sein Temperament schon Anlage hat, hält ihn von der Selbstvertheidigung zurück; oder eine übertriebene Bescheidenheit treibt ihn an, einen bequemern Zeitpunkt zu erwarten, wo er sie mit weniger Verletzung der strengsten Höflichkeitsregeln ins Werk setzen könne. Sein Feind nutzt jeden dieser Augenblicke, welche er verstreichen läßt, und giebt seiner Verläumdung unterdeß die Ausbildung. — Ach! säumt nicht, Brüder; in

Gesellschaften der Welt den unvorbereiteten, edeldenkenden, furchtsamen, bescheidenen Mann, mitten im Angesichte aller seiner Schmäher, zu unterstützen! Trettet an ihn hin, muntert ihn auf, höret, und führet das Wort für ihn! Er steht vor Richterstühlen, auf welchen in einer Person Kläger und Richter sitzen, von denen weder der eine etwas wider ihn anzubringen, noch der andere wider ihn zu entscheiden, das Recht hat! Werdet seine Sachwalter, erschüttert die Richterstühle mit einer donnernden Defension für ihn, und macht, daß sich Klägertreue im Auge, und Richterscham auf den Wangen seines Verfolgers zeige! — Großen Segen euch, wenn ihr es bewirket, daß die Bosheit eines Menschen die Bestürzung, den Edelmuth, die Zaghaftigkeit, und die Bescheidenheit seines besseren Bruders nicht schändlich mißbrauchen könne!

Dem redlichen Mann wird's nicht immerdar gleichgültig seyn, um sich her die Stimme der Lästerung zu hören. Hat er ein zärtliches Herz, so wird er sich darüber beunruhigen, daß er mit all seiner Rechtschaffenheit sich auch nicht einmal den kleinen Lohn erwerben könne, daß man allenthalben wenigstens nicht schlecht von ihm denke. Seine Zufriedenheit wird dabey leiden,

der Genuß des Lebens wird ihm dadurch verbittert werden, und sein Körper selbst wird sich in einem Zustande der Unbehaglichkeit befinden. Ist er schnell im Reden und Handeln, so kann ihn die Keckheit und Unverschämtheit seines Verläumders leicht zum gefährlichsten Zorne reizen. Ein wühlender Aerger mit seinen unübersehbaren, tödtenden Folgen kann ihn ergreifen; es können Wortwechsel vorfallen, welche ihm hie und da eine Phrase abzwingen, deren Gebrauch er sich sonst nie erlaubt haben würde. Der unschuldige Fehltritt, welchen er hierdurch begeht, kann dazu gemißbraucht werden, daß man der geschehenen Verläumdung Gewicht damit gebe, oder schon den Saamen neuer Lästerungen daraus zusammensammle. — O Bruder! bist du unter Menschen, wo dein abwesender Freund geschändet wird, dulde die Schmach nicht, welche der Redliche hinterm Rücken empfängt! Schütz' ihn, rett' ihn, und freue dich, daß er dabey nicht gegenwärtig war! Hast sein zärtliches Herz für Unruhe gesichert, indem du machtest, daß die feindliche Stimme verstummte, ohne sein Ohr erreichen zu können! Hast ihn im frohen Lebensgenusse, in glücklicher Gesundheitsfülle erhalten! Hast ihn auch wohl dem grimmigen Zornaffekt entrissen! Hast seine Tugend, seine Grösse bewahrt,

daß sie sich nicht gezwungen beflechte! — Wirst seinen vollen Dank haben, wenn er die Schönheit deiner That, die du, ohne ihn zum Zeugen davon zu machen, ausübtest, einst vom dritten Manne erfährt! Wirst seine neugestärkte, ununterbrochen dauernde Freundschaft, und all' seine Bewunderung, genießen! Wirst seinem Herzen heilig seyn! —

Ach! daß es sich so fügte, daß unter jedem kleinen und grossen Menschenhaufen, in dessen Mitte sich ein Niedrigdenkender aufmacht, und einen aus seinen Brüdern schändet, allemal auch ein Edler sich emporthäte, und des Unschuldigen Sache führte! daß er dem Verläumder auf jeden Schritt nachgienge, auf jedes seiner Worte merkte, seine Fußstapfen auslöschte, seine Stimme überschrie; damit man nicht sähe, wo der Menschenfeind gewandelt, nicht hörte, was sein giftspeiender Mund gesprochen hätte! Mit Scham überschüttet, von mißlungenen Versuchs, wagte er's denn wohl nie wieder, einen Rechtschaffenen anzutasten! Käme wohl gar zur vollen Reue darüber, liebte den zuvor angefeindeten Mann, strebte auch nach Verdienst, und würd' ein Edler an seiner Seite! —



Der

Der Haß ist Rauberey gegen sich selbst, und gegen seinem Nächsten.



Gemälde der Versöhnung.

Das glaub' ich gewiß, und lasse mir's nicht ausreden, daß Menschen weit geneigter zur Versöhnlichkeit sind, und nicht erst darauf warten würden, daß vor ihnen deshalb geknieet, geweint, und Hände gerungen würde, wenn sie je recht darüber reflektirt hätten, wie viel Menschenwonne dabey sey — die Hand der versöhnlichen Liebe zuerst zu bieten. Ich habe sonst auch nicht so, wie ich sollte, von der Sache geurtheilt, bis ungefähr vor einiger Zeit, da ich ebenfalls mit einem Manne, welcher wenigstens glaubte, ich hätte ihn beleidigt, und von dem ich auch so wenigstens glaubte, er hätte mich beleidigt, eine liebevolle Aussöhnung bewirkte; da ich's mir denn ernstlich vornahm, ehe ich noch meine Rechte hinreichte, auf alles genau Acht zu haben, was bey der Geschichte in mir, und, so viel ich sehen könnte, auch in ihm, vorgehen würde. Zuförderst, ich kann's nicht leugnen, entstand ein kleiner Kampf in mir; es war, als wäre mein Ich in zwey Ichs getheilt, von denen ein's mit dem andern ränge.

Die

Die alberne Weltgrille tummelte sich wacker in meinem Gehirnchen herum, daß der Beleidiger den Anfang zur Wiederversöhnung machen müsse, und das eigensinnige Ding, welches wir Herz nennen, ohne, daß wir eigentlich angeben können, was wir damit sagen wollen, überredete mich, mit Hülfe aller seiner Beredsamkeit, daß Er, mein damaliger Feind, der Beleidiger wäre. Ein paar Menschen, welche auf der Erde durch die verschwendende Gütigkeit des Schicksals so gesezt sind, daß sie glauben, weiter nichts zu thun zu haben, als sich um andere Leute zu bekümmern, kamen überdieß noch dazwischen, und sprachen mir viel von Point d' Honneur vor; wie mein Point es erfordere, daß ich warten müsse, bis mein Feind mir die Hand zuerst reichte; wie mein Point dabey verliehren würde, wenn ich meine Hand eher ausstreckte, als er die seinige nach mir; wie alle Welt sagen würde, ich hätte kein Point mehr, wenn ich dieß thäte, und was dergleichen alberne Dinge mehr waren. Ein Seitenblick, welchen mein damaliger Feind Tages vorher, als wir uns in einer Gesellschaft trafen, auf mich warf, und der mir freylich keine feierliche Einladung zur Versöhnung zu seyn schien, hätte endlich auch beynahe alle gute Vorsätze in mir wieder erstickt, wenn nicht zum Glücke

ein

ein Umstand dazu gekommen wäre, der mich, zu ihm hinzugehen, nöthigte.

Ich gieng also zu ihm, und zwar in einer Morgenstunde, bey heiterm Himmel. Wie ich die Thüre seines Zimmers öffnete, stand er schnell vom Stuhle auf, warf einen wilden Blick auf mich und denn eben so einen Blick in alle Winkel seiner Stube, welcher das Ansehen hatte, als sähe er sich nach einer Art von Vertheidigung um; weil er nicht wuste, in welcher Absicht ich käme. Ich avancirte auf ihn, und reichte ihm meine rechte Hand. Sie zitterte, wie zuweilen nach dem Kaffee, wenn er zu stark gewesen ist. Ich suchte, sie wieder steif zu machen, und es gelang mir. Er zog die seinige zurück. Ich kanns nicht läugnen, wie ich dieß sah, fieng die meinige abermals an zu zittern, und ich erblickte in meinem Innersten, daß sich dieß zweyte Zittern von dem erstern merklich unterschied. Vorher war's eine Folge der Furchtsamkeit gewesen; jetzt war's so etwas von der Ergrimmung über ihn. Ich konnt' es nicht einsehen, wie ein Mensch, der, wenn er auch nicht mein Beleidiger gewesen, doch die Beleidigung angenommen, nun nicht auch das Wiedergutmachen derselben annehmen wollte. Doch rekolligirt' ich mich bald, und machte meine Hand

durch

durch den Gedanken wieder steif: du sollst nun einmal heute nicht mehr zittern. — Ich reichte sie ihm nochmals. Mein Herz war wieder gut, und eine Thräne schlich sich allgemach aus dem linken Auge dabey. Er sah's, und trat einen Schritt zurück. Sein ganzes Ansehen war die Miene der Verlegenheit. Es schien, als wenn er bald auf die Bewegungsgründe blickte, welche mich, dieß alles zu thun, gereizt hätten, bald die Gründe pro und kontra abwöge, welche ihm bey vorwaltender Aussöhnung aufstiessen, bald die ganze Geschichte noch in Zweifel zöge, und sich zu überzeugen suchte, ob ihn seine Phantasie nicht etwa täusche. Ich ließ ihm zu keinem von diesen allen Zeit. Geben Sie her, sprach ich, indem ich das, was er, bey der Sache zu verderben, in Begrif gewesen war, als er einen Schritt zurücktrat, dadurch wieder gut machte, daß ich einen Schritt vorwärts trat, die Hände sind nun einmal in der Welt dazu da, daß sie einander ergreifen sollen, und unser Herz darf und kann unsern Händen nicht entgegen seyn. Geben Sie her! — Seine Miene änderte sich, sie gieng ins Weichwerdende, Gerührte über; aber im Augenblicke drauf fiel sie wieder in die vorige Falte zurück. Ich sah deutlich, daß eine lebhafte Erinnerung an das Unrecht, welches ich ihm, seiner Meinung nach, gethan haben

sollte,

sollte, ihn sogleich ergriffen, und diesen Rückfall hervorgebracht haben mochte. Nun! fuhr ich fort, was zaudern Sie? ich bin ihr Beleidiger gewesen. Sie haben mich nicht, ich habe Sie, beleidigt. Was wollen Sie mehr? Darum reiche ich die erste Hand — verdient diese aber nicht auch die zwote? — Der Pfeil trafs Herz. — In dem Augenblicke, als ich dieß sagte, verlohr sich das Wilde und Strenge ganz in seinen Blicken; es war, als wenn ihm sein Herz sagte; der ist edler, als du; und ein hoher Grad von Scham stieg in seinen Augen empor. Sonst bin ich, wenn wir neben einander stehen, nur einen halben Zoll höher, als er; aber jetzt, da ich den Gedanken in ihm entstehen sah, ward ich über Kopfslänge größer, als er. Das Gefühl des Wachsens war mir Belohnung genug; ich zwang mich, es ihm nicht merken zu lassen; weil ich mit Recht glaubte, daß dieß die ganze gute Handlung vereiteln könnte. Wie er so sah, daß ich seine Scham nicht bemerkt haben wollte, daß ich thäte, als sähe ich den Kampf nicht, der in seinem Innern vorgieng, sondern meine sanfte, bescheidene Miene beybehielt, konnt' ich's recht spüren, wie die volle Menschlichkeit in ihm wieder erwachte. Ein holder, lieblicher Glanz ströhmte aus seinen Augen, welche von neuem ihre menschliche

Stellung

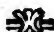
Stellung annahmen. Weiß und roth mischte sich auf seinen Wangen. Die Nase ward wieder an ihrer Spitze rund; die Lippen schlossen sich, und schienen, sich zu neuen Freundschaftsküssen bereit zu machen. Die Hände senkten sich, als wollten sie sich anschicken, mich in recht lange Umarmungen zu schließen. Liebe, Achtung Vertrauen für mich drückten sich aufs neue am ganzen Manne aus. Das war ein Anblick vom Himmel! die Gefühle der Menschlichkeit im Gesichte eines Menschen sich wieder zeichnen sehen, und denn dabey denken: ich bin's, der diese Gefühle wieder weckt, sie übers ganze Gesicht in sichtbaren Ausdrücken zerstreut! — Ich reichte ihm geschwind noch einmal meine rechte Hand. Er umfaßte sie mit den beyden seinigen, und hielt sie fest. Ich legte sogleich meine linke auch darauf, und drückte ihn von unten und oben mit einem zärtlichen Freundschaftsdruck; da sahen wir einander ins Gesicht, sagten uns tausenderley mit den Augen, ohne ein Wort zu sprechen, thaten, als sähen wir uns zum erstenmale in der Welt, umarmten uns, schwuren ewiges Vergessen geschehener Dinge, und richteten unter einander eine neue unzertrennliche Freundschaft auf. Von dem Tage an sind wir nun wieder für einander thätig, und arbeiten einer an des andern Wohl. Wir theilen unsere

grossen

grossen und kleinen Freuden, erleichteren einander unsere grosse und kleine Noth. Unser Glück nicht nur, auch das Glück unserer Feinde, das Glück aller Menschen, denen wir dienen können, gewinnt dabey. Vorher hatten wir uns oft entgegengestrebt; wenigstens das Gute, welches wir mit vereinigten Kräften würden haben leisten können, durch unsere Trennung unmöglich gemacht. Nun stimmen wir wieder überein, geben einander Anschläge zu Vollführung edler Thaten, leisten einander Hilfe dabey.

****

Die Natur kennt keinen Tagedieb nicht.



Eine Betrachtung an der Isar.

Die Fluthen, welche jetzt mir vorüberrauschen, kommen nicht wieder zurück; und meine Tage, wenn sie verflossen sind, auch nicht. So sollten doch Jünglinge oft, wie ich hier, am Ufer sitzen, und Weisheit des Lebens lernen! So sollten doch Träge, welche nur immer rasten und ruhen wollen, bedenken, daß morgen der heutige Tag wieder für sie verlohren sey! Von allem, was erst vorüber ist, mag der Mensch überhaupt wenig zurücknehmen; aber seine vergange-

nen Tage gar nicht. — Jünglinge! ihr seyd jetzt in demjenigen Theil eures Lebens, in welchem ihr edle Kenntnisse einsammeln sollet, um der Gesellschaft einst euch brauchbar und nützlich zu machen. Alles fordert euch jetzt dazu auf, die Pflicht, welche ihr, wie alle Menschen, auf euch habt, nicht nur zu nehmen, sondern auch wieder zu geben — die Anführung, welche ihr auf allen Seiten empfanget, segenvolle Glieder der menschlichen Gesellschaft zu werden — die Freyheit von Sorgen für eure Erhaltung, welche noch andere Menschen auf sich nehmen — die Munterkeit eures Geistes, die Reizbarkeit eures Herzens, die Treue eures Gedächtnisses, welche euren Jahren in besonders hohem Grade eigen sind. Wolltet ihr die kraftvollste Zeit eures Lebens verstreichen lassen, ohne euch zu nützlichen Weltbürgern zu bilden, welch eine elende Figur würdet ihr einst in der Gesellschaft machen! Wenn ihr denn, mit Scham von innen und mit Scham von aussen überschüttet, da ständet, und die Jahre eurer rüstigern Jugend zurückriefet, um sie nun mit Sammlung nützlicher Wissenschaften zu zeichnen: was wär's, das ihr denn thätet? Zu allen euren vergangenen Thorheiten gesellet ihr denn noch die grösseste — denn alle eure Wünsche, und würden sie mit tausend Thränen begleitet, vermöchten nicht einen einzigen Jugendtag eures Lebens wieder zurückzurufen.

zurufen. Ach! Jüngling! wie lieb' ich dich — der du den Winken, welche Gott, die Gesellschaft, und das eigene Gefühl deiner Kräfte dir geben, Weisheit des Lebens zu lernen, und dich zu einem edlen Manne für die Welt zu bilden, redlich folgst, deine Kräfte nicht an den Altären des Müßiggangs und der Wohllust opferst, sondern an Tugend und Wissenschaft täglich reicher wirst — ach! guter Jüngling! wie lieb' ich dich! Dir werden Segen und Lohn von aller Art, und wie sie schöne Seelen wünschen, auf dem Fuße nachfolgen! Du wirst seyn der Gegenstand der Achtung deiner Mitbürger, und der Achtung deines eigenen Herzens; und Beispiel für jeden guten Jüngling, der nach dir kömmt, und von dir hört! Und, wenn du denn auf die verflossenen Tage zurückblickest, und dich überzeugest, daß sie unwiederbringlich sind, wie wird das selige Bewustseyn deine Brust erweitern, daß sie, ob sie gleich unwiederbringlich für dich seyen, doch nicht unwiederbringlich verlohren für dich sind. — — Was der Träge doch denken mag, wenn er nicht heute, sondern morgen erst, thätig seyn will! Wenn er es darum nicht will, weil er es nicht seyn kann: so darf er sich nicht entschuldigen; kann er es aber seyn, und will es nicht: so mag er auch nirgends für sich Entschuldigung antreffen. Der Mann, welcher Kräfte zu wirken hat,

wirkt mit selbigen, sobald er kann, falls er ein Edler seyn will; denn ihn belebt ein brennender Eifer, seine gute That zu verrichten, und er empfindet nicht eher Zufriedenheit mit sich selbst, bis die That sich ihm als vollbrachte That darstellt. Sollte er, wenn er diese Zufriedenheit heute erlangen kann, nicht auch heute derselben schon theilhaftig seyn wollen? Auch darf er seinen eigenen Kräften nicht zu viel trauen. Er kann sie vielleicht morgen nicht mehr so in aller ihrer Fülle besitzen, als heute. Wie würde er sich alsdenn morgen darüber beruhigen können, daß er heute nicht wirksam gewesen wäre? Und, wenn er auch morgen noch alle die Kräfte so hätte, wie er sie heute hat, kann er sich dafür Bürge seyn, daß er den Gegenstand, für den sie wirksam werden sollen, morgen noch vor sich haben, oder ihn wenigstens noch so in der Nähe haben werde, als heute? Die Zeit ist unwiederbringlich, und mit ihr auch die Gelegenheit oft, seine Kräfte auf eine edle Art wirksam zu machen. Jeder Träge setzt sich wenigstens dem Verdachte eines bösen Herzens aus. Betrift die Thätigkeit besonders Leidende, was für einen noch ernsthaftern Anstrich empfängt alsdenn die Sache! Heute ist der Unglückliche noch rettbar. Heute eile ihm zur Hülfe. Morgen ist er vielleicht nicht mehr, oder alle deine Thätigkeit stiftet ihm keinen Nutzen

mehr.

mehr. Sprich, wo soll die Stätte auf Gottes ganzen Erdboden seyn, auf der du, wenn dich dieser Vorwurf alsdenn quälte, jemals wieder Ruhe finden wolltest?

Je mehr ich so über die Aehnlichkeit meiner Tage, welche sie mit diesen Fluthen haben, nachdenke: desto heiliger soll mir die Pflicht werden, sie auf die würdigste Weise zu verwenden. Ich will mich bestreben, mit jedem derselben weiser und besser zu werden; und mitten in aller ihrer Vergänglichkeit so viel Gutes zu thun, als ich thun kann. Denn, wenn einst die letzte von ihnen kommen wird: so ist's nicht genug daran, daß ich denke: sie sind nun dahin, und kommen nicht wieder. Wahr ist eins, wie das andere; aber sie waren nur das erste Daseyn. Auf sie folgt ein zweytes. Und die Art ihrer Verwendung hat auf dieses die grössesten Einflüsse. Eingang — Vorbereitung — Aussaat waren sie auf meine Daseynsfolge. Von da, wo ich am Ende meiner ersten Laufbahn mit meinen Einsichten still stand, werde ich beym Eintritte in die zwote wieder ausgehen. So auch in Ansehung des betriebenen heiligen Geschäfts der Veredlung meines Herzens. Hab ich in beyden Hinsichten jetzt schon viel vorgearbeitet, welche Fortschritte werde ich denn nicht

thun können! Und, nach dem ich jetzt gehandelt habe, wird alsdenn mein Schicksal seyn. Jede gute That, welche ich jetzt ausübte, soll alsdenn gute That für mich werden; und war sie dieß etwa auch hier schon gewesen: so wird sie es dort in weit höherm Grade noch werden. So kurz und schnellübergehend meine Tage also auch sind; so sind sie doch von äußerster Wichtigkeit für mich; und sobald ich mich hiervon überzeugt habe: so muß ihre Vergänglichkeit sogar mir der stärkste Reiz werden, von ihnen den edelsten Gebrauch zu machen. Müßiggang wäre doch wohl die unverantwortlichste Thorheit, welche ich gegen mich selbst begehen könnte. Wie? von den wenigen Tagen, in welche sich meine erste Daseynswoche einschränkt, und in denen ich das Geschäft meiner Ausbildung und Veredlung betreiben soll, wollte ich noch einige wegwerfen? Um müßig zu gehen, müßte der Mensch Tage mehr im Ueberflusse haben, als er sie wirklich hat. Was würde man doch von dem Manne im Mittelstande denken, wenn er von dem mäßigen Vermögen, welches er hat, und dessen er auch ganz benöthigt ist, noch einen Theil hinter sich werfen, und muthwillig zu verlieren suchen sollte? Je weniger du hast; desto weiser triff darüber deine Einrichtung, und mache, daß du auch von der geringsten Klei-

nig-

nigkeit desselben Vortheile habest. Und, wenn ich denn müßig seyn wollte: würde ich nicht hintreten, und die aftermenschlichste unter allen Klagen, die Klage über Langeweile, führen müssen? Eine grössere Schande kann ich mir nicht denken, als wenn ich spräche: ich habe Langeweile! Ich, dem die Tage unter den Händen wegschwinden? Ich, der ich in selbigen das Geschäft der Vervollkommung meines Geistes und Herzens auf allen Seiten zu betreiben habe? Ich sollte jemals, ohne aus Scham mir selbst entfliehen zu wollen, sprechen können: ich habe Langeweile? Wäre dieß nicht eben so, als wenn Jemand, dem gesagt ward, daß er heute Abends da oder dort seyn müsse, wenn er glücklich seyn wolle, widrigenfalls er seines Glücks verfehle, und der deßhalb auch in der That am Morgen ausgieng, um Mittag nach zurückgelegter Hälfte Wegs sich niedersetzen, und zu jedem Vorübergehenden sprechen wollte: ich weis doch gar nicht, womit ich mich beschäftigen solle? Nein, ich will meine Stunden so eintheilen, daß ich in selbigen entweder wirklich thätig sey, oder, daß ich mich zu bald erfolgender Thätigkeit durch Sammlung dazu gehöriger Kenntnisse, und durch Stärkung dazu erforderlicher Kräfte, gehörig zubereite. Dieß ist die Oekonomie des Lebens, welche mir die Weisheit empfiehlt. Kommt der

Tod: so ist zum Müßiggang im Grabe noch Zeit genug. — Auch will ich auf allen Seiten solche Masregeln treffen, daß ich mir die Zahl der Tage auf Erden nicht selbst verringere. Kürzt sie eine höhere Hand ab: so mag ich mich darüber zufrieden stellen; aber meine eigenen Hände müssen mir keinen derselben rauben. In unvermeidlicher Gefahr will ich muthig seyn; aber nie will ich mich verwegen in eine solche, der ich ausweichen könnte, stürzen. Muth ist Weisheit; Verwegenheit aber Thorheit; denn es giebt doch oft unvermeidliche Gefahren genug, welche unsern Muth beynahe erschöpfen. Ich will auch Ruhepunkte zwischen meinen Arbeiten machen. Ruhe ist nicht Müßiggang. Ruhe und Müßiggang differiren, wie Sättigung und Schwelgerey. Der Mann, welcher mit Ruhepunkten arbeitet, arbeitet länger und vollkommener; und Ruhe ist selbst Zubereitung zur Thätigkeit. In allem, was auf Erden zum Genuß mir angebothen wird, soll nicht Uebermasse von mir begangen werden. Was mir schädlich ist, will ich ganz meiden. Wär' ich doch des Guten nicht werth, daß es mir gereicht würde, wenn ich machen wollte, daß es durch Unmäßigkeit Böses für mich würde! Welch ein Mißbrauch wär's, wenn ich Dinge, welche dazu da sind, das Leben zu erheitern, so gebrauchen wollte, daß sie mir es trübe machten!

Ueber

Ueber meine Leidenschaften will ich Herr zu seyn suchen, so viel ich kann. Ueberrascht mich doch wohl hie und da ein heftiger Ausbruch meiner Lieblingsleidenschaft: so will ich ihn wenigstens nicht selbst unterhalten. Durch Selbstkenntniß auf die schwächern Seite meines Herzens aufmerksam gemacht, will ich auf diesen besonders auf meiner Hut seyn. Dieß ist der Weg zu einem langen Leben, und zu einem qualloseren Alter! — Thätig seyn ist nicht genug; meine Thätigkeit soll nur aufs Gute gerichtet seyn. Erworbene Einsichten übel anwenden, ist schlimmer, als keine Einsichten erwerben; und Böses thun ärger, als Müßiggehen. Segen um mich her zu stiften, und dadurch mich selbst zu segnen, dieß soll der Gesichtspunkt seyn, aus welchem ich bey allen meinen Handlungen ausgehe. Das Ganze besteht aus Theilen. Jeder Theil hat Kräfte, und hat sie fürs Ganze; weil er, sobald das Ganze glücklich ist, zugleich glücklich seyn muß. Ich bin auch ein Theil, und muß meine Kräfte fürs Ganze anwenden. Hab ich mehr Kräfte, als andere: so darf ich darum noch nicht sagen, daß ich ein wichtigerer Theil des Ganzen sey; dieß bin ich nur denn erst, wenn ich mit dem größern Masse meiner Kräfte auch eine größere Summe des Guten stifte. Zum Gutesthun werden Gegenstände erfordert. Ob diese nun gleich immer für mich da

 sind:

sind: so sind sie doch nicht immer in gleicher Anzahl, oder von gleicher Würdigkeit, oder gleich erreichbar, für mich da. Darum soll, so bald Gelegenheit zum Gutsthun für mich sich ereignet, meine edlere Thätigkeit keinen Aufschub leiden. Nicht niedrigeigennützige Absichten sollen mich dazu erst in Bewegung setzen; sondern jetzt kannst du eine gute That verrichten — dieß soll die einzige Stimme seyn, welche ich von außen zu hören verlangen will, und in dem Augenblicke, in welchem ich sie höre, soll mein Herz darauf antworten: verrichte die That! Ich fühle es wohl, daß der Mensch nichts ohne Eigennutz verrichten könne; aber ich will darauf halten, daß mein Eigennutz edel sey; oder, daß ich mich alsdenn nur erst glücklich schätze, wenn ich andere glücklich gemacht habe. So wird mein Eigennutz gemeinnützig; so verlange ich nicht, als einzelner Theil, auf Kosten der übrigen, sondern im glücklichen Ganzen, ein glücklicher Theil zu seyn. Da, wo es gar auf Augenblicke ankömmt, um eine wahrhaftig menschenfreundliche Handlung zu vollbringen, will ich alle meine Gegenwart des Geistes, und alle meine Entschlossenheit, dazu aufbieten. Nicht hinschleichen, hinfliehen will ich zu dem Leidenden, nicht erst viel reden, wenn zum Reden nicht Zeit genug vorhanden ist, sondern gleich handeln, und meiner Handlung

so viel Vollkommenheit geben, als ich ihr zu geben vermag. Verstreicht so mein Leben in edler Thätigkeit: wie mag ich mich denn auf den Abend meiner Tage noch freuen! Große, vortrefliche Handlungen der Menschenliebe sind der schönste Schmuck eines Lebens! Sie vollbringen, ist Seligkeit; aber sie vollbracht haben, wirds einst auch noch sein. Mit menschlicher Würde tritt der Mann, welcher sich ihrer in Menge bewußt ist, zuletzt ans Ufer hin, und sieht sich nach dem Fahrzeug um, welches ihn aus einer Welt, deren Segensstifter er war, übersetzen wird. Ach! ein Edler tritt jetzt ins Fahrzeug ein, und vertrauet die Ruder den Händen desjenigen Wesens gar willig an, welches schon im Leben sein Alles war! —

Umgebet, o ihr Ufer der Isar, noch Jahrtausende hindurch, mit Grasgrün und Baumgrün geschmückt, den vaterländischen Fluß! Mit der heitersten Seele verlass' ich euch, und hoffe, zu Gott, daß ich einst, wenn ich nach vollendetem Lauf ans Gestade eines Meeres, welches eine Welt von der andern scheidet, und von meinem ganzen Geschlecht befahren werden muß, hintreten werde, eben so freudig seyn werde, wie ich war, als ich heute auf euch hieher trat.



Die



Die Freundschaft.

Ein eingesandtes Stück.

Heut stralt mir die fröhlichste Sonne
Es wallen die Adern — und Wonne
Durchströmet mein hüpfendes Herz.
Entfliehet ihr düstere Sorgen,
Nun glühet ein schönerer Morgen,
Mich panzert ein schützendes Erz.

* * *

Ich sehe mit gierigen Blicken
Die Rosen im Frühlinge pflücken,
Der biederen Freundschaft bestimmt,
So laßt uns den Blumenkranz winden
Und Seele mit Seele verbinden,
Da Sehnsucht in Tugend entbrinnt.

* * *

Harmonische Triebe verrathen,
Wenn Freunde gesellig sich gatten,
Beharrliche Züge der Treu,
Da Witzlinge sich nur bestreben,
Dem Laster und Lüsten zu leben
Bleib'n Freunde des Vorwurfes frey.

* * *

Gemeinschaftlich sind uns die Freuden,
Wir theilen auch gerne die Leiden,

Uns

Uns beyde nur trift ein Geschick.
Wenn düstre Orione weinen,
Wenn glückliche Sonnen uns scheinen,
Bleibt uns gleicher Antheil zurück.

* * *

Wenn menschliche Fehler sich brüsten,
Die wider den Freunde sich rüsten,
Sein heiliges Bündniß entweih'n,
Dann wird er es leichte vergessen,
Sich selbst mit den Irrenden messen,
Und ohngesäumt — herzlich verzeih'n.

* * *

Wenn Zweifel, und Unmuth, und Kummer
Verborgenes Leiden — den Schlummer
In ängstliche Laune verkehrt,
Freund! kannst du dich annoch verheelen?
Sollst du dir den Tröster nicht wählen,
Der biederen Redlichkeit werth?

* * *

Wenn mißliche Lage dich quälet,
Wenn Qual deine Tage vergälet,
Wenn eigener Rath dir gebricht,
Steh'n freundliche Räthe dir offen,
Wie? sollst du nicht Linderung hoffen?
Sey weise! raub diese dir nicht.

* * *

Wenn andere fälschlich uns richten,
Und Ehre mit Anseh'n zernichten,

Aus

Aus scheinbarer Ahndungen Trug;
So schließen doch Freunde gelinder,
Sie glauben dem Trüglichen minder,
Und sind in dem Urtheile klug.

* * *

Auch thätige — redende Werke
Leg'n blühender Freundschaft die Stärke
Nach Maß ihrer Kräften erst bey,
Doch dieses ermangelt oft vielen,
Sie nähren nur eifrigen Willen,
Und sind wahrer Freundschaft nicht treu.

* * *

Erbauliche Thaten vor allen
Der Gottheit, der Tugend gefallen,
Durch höhere Triebe belebt.
Wie malerisch — spiegelnde Quellen
Empfängliche Bilder darstellen,
Sind Züge der Freunde beredt.

* * *

Freund! dieses Entzücken in Freude,
Und aber auch eben oft Leide
Die wechselnde Lage dir giebt;
Vertändle doch nicht deine Jahre,
Sey Menschenfreund bis zu der Bahre!
Dann hast du — wie Freunde — geliebt.

B. J.

Auf



Auf den Tod des Herzog Leopolds von Braunschweig.



Nicht in der mörderischen Schlacht,
wo Menschenblut erwürgter Brüder
die Erde röthet,
sank der Krieger, von dem ich singe.
Sein Arm zuckte nicht das Schwert
auf die Scheitel seines menschlichen Gegners,
und Furcht und Tod begleiteten nicht die Schritte
des Helden.
Göttliche Philantropie war an der Seite des
Fürsten,
als er am Altar
der Menschenliebe sank,
und seinen Arm nicht zum Verderben der Mensch-
heit,
sondern noch zur Rettung des unglücklichen Bru-
ders
streckte.
So schön starb noch kein Held, und seit Codrus
Zeiten
sammelte die dankbare Nachwelt
keine edlere Asche
in ihre Urnen.

Weit

Weit umher breiteten die ausreißende Wogen
der empörten Oder
Verderben aus.
Die Gränzen, die ihr einst ihren Umlauf zeichneten,
brache sie schäumend entzwey,
und suchte zum Schröcken des fliehenden Bürgers,
unumschränkte Freyheit.
Schon deckte die Fluth die ländliche Gegend,
und blöckende Heerden
eilten den Dörfern zu,
verfolgt vom zürnenden Wasser.
Mit ängstlicher Sorgfalt flüchtete sich die schüchterne Mutter,
mit dem Säugling an ihren Busen,
auf das erhabnere Dach,
und suchte Rettung;
aber schon durchwühlte der Strom die wankende Hütte,
und entflieht mit der geraubten Beute
des Eigenthums des zitternden Hirtens.
Thränen fließen aus dem Auge des Weibes,
und vergebens ruft sie um Hilfe,
die ausgespülte Hütte stürzt,
und giebt treulos, wie eine feige Verrätherinn,
die Mutter dem Wasser preis,
die doch Zuflucht bey ihr suchte.
Begraben unter den Fluthen verwandelt sich
das

das jammernde Geschrey des Elendes
in dumpfes Gemurmel.
Hier sinkt ermüdet die treue Hand des rudern-
den Gattens,
und versagt ihm die Lust seine Kinder zu retten:
ohnmächtig sank er und der reissende Strom
schwämmt sein Seufzen von seinen sterbenden
Lippen,
und wäscht aus seinem erlöschendem Aug
die Thränen des Kummers.
Tausend erstickte Leichen decken
die fürchterliche Fläche, wie ein Schlachtfeld.
Hier liegt der treue Hund bey dem ertrunkenen
Schäfer,
dort der arbeitsame Stier an der Seite des Säe-
mannes.
Traurig bespiegelt die Sonne in der von Leichen
wimmelnden Fläche
ihren trüben Antlitz;
das Gewinsel des Elendes
trägt auf düstern Flügeln
der theilnehmende Wiederhall
in der erschrockenen Gegend umher.
Leopold hört's, und seine fühlende Seele
erwachet ganz bey dem Anblick der leidenden
Menschheit;
erstaunt sieht er umher, und sieht die tausende
der Hände,

die das Elend zum Himmel faltet;
eine Thräne, wie sie der Menschenfreund weinte,
fällt aus seinem Aug,
wo Entschlossenheit und Liebe thronte:
schon bestieg er den Kahn, beflügelt durch Menschliebe
eilt er hin, um Brüder zu retten;
kein anderer Trieb herrscht in seinem pochenden Herzen,
als der des Gefühles für Leidende.
Der Trieb der Selbsterhaltung wagte es vergebens,
seinem Unternehmen Einhalt zu thun,
vergebens tönte ihre Stimme
in Leopolds Seele! die keine Sprache mehr,
als das Gewinsel der Unglücklichen hörte.
Nur empfänglich zu fremder Gefahr
vergißt er seine eigene,
eilt — und sinkt als ein Opfer der Liebe.
— Halte doch, kühnste der Fluthen,
halte, und schone den Menschenfreund!
Ist denn keine Gottheit nicht, die dir gebietet,
Ehrfurcht für die Tugend zu haben?
Doch, wer kennt die Rathschlüsse des Ewigen?
Wer die Todesarten,
die für Sterbliche die Vorsicht ins Buch des Lebens
gezeichnet hat? —

Leopold

Leopold stirbt — verewigt in den Herzen jedes Menschen,
der Tugend und Rechtschaffenheit fühlt —
in der Rüstung des Helden stirbt er den Tod der Liebe;
und beweiset, daß nicht der ein Held ist,
der seiner tollen Habsucht und Raubbegierde
Hecatomben von Menschen opfert,
und um vergossenes Blut gemietheter Menschen
Thorheiten bezahlt, die Jahrhunderte beweinen
und alsdenn seine faulen Schläfe mit Lorbeer umgiebt,
die seine treue Bürger erkauften,
und wofür er selbst keinen Schwertstreich gethan:
nein, der verdient den Namen des Helden nicht,
der so abscheulich die Menschheit entstaltet.
Nein! — nur der ist ein Held,
der zu sterben weis,
um Menschen zu retten.

Billig ist der Schmerz, wenn wir den Edlen beweinen, der im Tode uns verläßt.



Keine Schmerzen sind gerechter und menschlicher, als diejenigen, die wir bey dem Tode der

Unsrigen empfinden; sie mögen nun entweder durch die Natur, und durch alle die Verbindungen, welche aus dieser Quelle entspringen, oder auch nur durch ihren Charakter, durch die Gleichheit zwischen uns und ihnen, durch ihren Umgang, und durch die mannichfaltigen Verknüpfungen einer zärtlichen und vertraulichen Freundschaft mit uns vereiniget, und nach dem Urtheile unsrer Zuneigung zu unsrer gegenwärtigen Glückseligkeit unentbehrlich seyn. Unsre Seele verliert durch die Trennung von ihnen, selbst wenn sie ihren Verlust befürchtet hat, den Genuß ihrer edelsten und angenehmsten Freuden, die, so lange wir unsrer ersten Empfindung glauben, durch keine andern ersetzt werden können, und je gewohnter wir dieses Genusses sind, desto mehr bluten auch die Wunden, die uns dadurch geschlagen werden. Wer könnte denn so fühllos seyn, und unsre Thränen mißbilligen, die alsdann die beste Erleichterung eines gerührten und niedergeschlagenen Herzens sind, wenn es gleich immer die Schuldigkeit einer gottseligen und weisen Seele bleibt, sich ihrer Traurigkeit nicht so sehr zu überlassen, daß sie dadurch unfähig würde, ihre höhern Verbindlichkeiten zu erfüllen? Ich habe, und zwar in Jahren, wo die Empfindung so viel Macht hat, daß eine noch schwache und ungeübte Vernunft von derselben

selben leicht überwältigt werden kann, treue und geliebte Aeltern, Kinder, die mein väterliches Herz mit den süssesten Hoffnungen erfüllten, und, was nach den theuern Gegenständen unsrer natürlichen Zuneigung die größte Glückseligkeit der Tugendhaften zu seyn pflegt, zärtliche Freunde verloren, und aus diesen betrübten Erfahrungen weiß ich, wie groß der Schmerz sey, den die Trennung von ihnen verursacht, zumal, wenn sie uns plötzlich und unerwartet trifft; und wenn trifft sie uns nicht unerwartet, und unbereitet? Daher leide ich allezeit mit denen, die unter eine so empfindliche Prüfung mit Gelassenheit und Standhaftigkeit gebracht werden, am meisten aber mit denen unter ihnen, die vorzügliche Ansprüche zu meiner Hochachtung und Liebe haben. Meine Jahre selbst haben alsdann über meine Wehmuth, und über das Mitleiden, das ich ihnen schuldig bin, so wenig Gewalt, daß niemand unfähiger seyn kann, sie aus ihrer anfänglichen Betäubung zu ermuntern, als ich. Und möchte dann ihr Schmerz nur durch die Thränen gelindert werden können, die ich mit ihnen weine!

Wie unerträglich war nicht die Philosophie der Stoiker, die ihrem weisen Manne selbst das Mitleiden mit dem gerechtesten Kummer andrer Menschen untersagten! Epiktets Moral mag sich mit

des Mitleidens unfähig werden müssen, wenn eine solche Erinnerung ihre verdunkelte Seele aufheitern könnte. Sollen sie endlich die Linderung ihres Kummers der Zeit überlassen, die nach und nach die heftigste Empfindungen schwächt, wenn die körperliche Natur nur stark genug ist, ihren zerstörenden Wirkungen zu widerstehen? Was für eine Tugend wäre es dann, auf diese Weise beruhigt und getröstet worden zu seyn!

Bey den erleuchtetern Einsichten, die wir haben sollen, kann niemand zweifeln, daß die Frucht auch der Widerwärtigkeiten, die wir nicht als ahndende Folgen unsrer Handlungen anzusehen haben, Tugend seyn müsse. Allein diese herrliche Frucht kann nicht aufblühen, wenn nicht die Religion den Saamen dazu ausstreuet, und sie durch ihre gesegneten Einflüsse sowohl zum Wachsthume, als zur Reife bringt.

Wie unglücklich würden nicht ohne ihre Hülfe diejenigen seyn, welche die betrügerischen Anerbietungen und Freuden des Lasters verachten gelernt haben, und das Vergnügen dieses Lebens nur von der Hand einer unschuldigen und edeln Liebe oder Freundschaft empfangen wollen! Wie oft würden sie leiden, und wie unheilbar wäre ihr Kummer, wenn sie nicht diese beßte Trösterinn hätten! Wenn

jes

jedermann um sie her verstummt, und niemand aufrichten kann: so wird sie das dunkle Auge erheitern; mitten in ihrer Nacht wird es einige Stralen von Freude erblicken; der Bekümmerte wird sich selbst nicht glauben; denn wen überredet, besonders bey dem Verluste derer, die wir lieben, die Traurigkeit nicht, daß nunmehr sein Herz aller Freude verschlossen seyn werde? Allein, wenn er sich nur dieser gütigen und hülfreichen Führerinn überläßt, so wird sie ihn bald in lichtvollere Gegenden bringen, und er wird erstaunen, daß selbst die betrübtesten Umstände ein fruchtbarer Boden für unsre wahre Glückseligkeit sind.

Wenn unser Schmerz auch die Leiden, die uns zustossen, nicht vergrösserte; so ist es genug, daß er sie uns nur von ihren unangenehmen Seiten beständig, daß er uns von unsern Trübsalen bloß ihre widerwärtigen Folgen, und von unserm vorhergehenden Glücke bloß die Abwesenheit und die Flucht desselben zeigt. Ein solcher Anblick verhindert uns zu sehen, daß alle Arten von Widerwärtigkeiten mit unsrer wahren Wohlfarth bestehen können. Es ist uns ein Vater, eine Geliebte, ein theurer Verwandter, ein zärtlicher Freund entrissen worden; in unsrer Bekümmerniß sehen wir nichts als den Verlust; wir zählen die Tage, die wir nicht in ihrer Gesellschaft zubringen,

bringen, die Freuden, die wir ihnen nicht zu danken haben, die Aufmunterungen und Erleichterungen, die wir nicht von ihnen empfangen werden. Selbst das Vergnügen, das wir vormals durch sie genossen, werfen wir zu unserer Last hin, weil wir den Genuß desselben nicht wiederholen können. Die Religion aber zeigt uns unsere traurigen Schicksale auch auf schönen und angenehmen Seiten; sie überführt uns; denn sie hat die Kraft unsre Vernunft auch mitten im härtesten Schmerze aufmerksam zu machen, daß jeder Verlust, so tief er uns auch beugen mag, bestimmt sey, ein Seegen für uns zu werden: und muß nicht der bitterste Kummer nachlassen, wenn diese Ueberzeugung in uns zu wirken anfängt?

Glückselig sind die Bekümmerten, die sich ihr überlassen! Sie wird bald durch ihre grossen Wahrheiten einen tiefen Eindruck in ihrem Gemüthe von der genauen und väterlichen Aufsicht Gottes über ihre Wohlfahrt und von seiner besondern Regierung aller ihrer Schicksale und Veränderungen wirken. Sie wird sie bald dahin bringen, daß sie an dem unverbesserlich guten Verhalten seiner Vorsehung auch bey ihrem Verluste nicht zweifeln, dasselbe bey allem ihnen noch so traurigen Scheine des Gegentheils rechtfertigen, und seine Rathschlüsse und Wege, ihren

Ein-

Einsichten und selbst den Wünschen ihrer Betrübniß vorziehen. Sie werden begreifen lernen, daß er traurige Umstände nie ohne einen heilsamen und uns vortheilhaften Grund veranstalte; daß er immer den erträglichern Weg dem beschwerlichern vorziehe; daß unsre Leiden in dem Zusammenhange mit unsrer innern Besserung, und mit ihren entfernten Folgen unentbehrliche Mittel zu unsrer grössern Glückseligkeit, und zugleich zur weitern Erhöhung und Befestigung unsrer moralischen Vollkommenheiten seyn sollen.

Die Liebe, sie mag kindliche oder väterliche, oder eheliche Zärtlichkeit, oder vertrauliche Freundschaft heissen, ist unstreitig die Quelle des schönstens Vergnügens. Was für ein Trost, den die Religion giebt, wenn wir erst den grossen Gedanken fassen lernen, daß uns der Beherrscher unserer Schicksale die sinnliche und irrdische Gegenwart unsrer Geliebten nimmt, damit sie ihre völlige Beruhigung in ihm suchen, und von einer niedrigen Art der Freude mehr und schneller zum Genusse der höchsten Glückseligkeit hinauf steigen mögen!

Die Religion würde bey der Trennung derer, die wir lieben, bekümmerte Gemüther aufrichten, und vor den Ausschweifungen der Traurigkeit bewahren können, selbst wenn wir Ursache

hätten,

hätten, wegen ihrer künftigen Schicksale besorgt zu seyn, ob ich gleich gestehe, daß eine solche Furcht auch den heftigsten Schmerz eines feinern und edlern Eigennutzes bey solchen Seelen überwiegen müsse, die weiter denken, als auf das Gegenwärtige. Allein wenn uns diese Furcht nicht beunruhigen und quälen darf; wenn wir wissen, daß sie lebten, wie diejenigen leben müssen, die eine unermeßliche Ewigkeit vor sich sehen; daß sie ihr Gewissen bewahrten, oder die Unordnungen ihrer Leidenschaften beweinten und auf die Wege der Tugend zurückeilten; daß sie ihre künftige Begnadigung nicht von ihrer Rechtschaffenheit erwarteten, ob sie gleich mit unabläßiger Sorgfalt ihren mannichfaltigen Verbindlichkeiten getreu zu seyn suchten; daß sie sich zum Sterben, als zur wichtigsten Handlung des Menschen, vorbereitet hatten; daß sie vielleicht auch mit einer starken Versicherung ihrer künftigen Verherrlichung und einer mehr als gewöhnlichen und bloß menschlichen Freudigkeit den finstern Weg giengen: Welche Quellen der Beruhigung und des Trostes finden nicht hier diejenigen geöffnet, die ihren Verlust nur im Anfange ihres Kummers für unersetzlich halten können! Der Tod ist, nach dem Ausdrucke eines Alten, das Siegel auf ihrem Charakter, und sie sind auf eine Höhe gestellt, wo sie keine von den Gefahren mehr erreichen kann,

die,

die, wenn wir weise genug denken gelernt haben, allein zu fürchten sind. Ihre Glückseligkeit ist mit ihrer Gottseligkeit und Tugend auf ewig befestigt. In der Welt der Uebung und Versuchung könnten sie noch fallen, und wie gefährlich könnte nicht ihr Fall für ihre Wohlfahrt werden! Eine völlige Sicherheit gehört zur Belohnung einer endlich geprüften Tugend. Wenn wir unsere Geliebten in dieser Sicherheit wissen, oder doch mit guten Gründen hoffen können, daß ihr Glück über alle Zufälle erhoben sey: Wie gern müssen wir unsern Schmerzen Gewalt anthun und uns bestreben, einer fröhlichen Wiedervereinigung mit ihnen immer würdiger zu werden?

An Lucinden,

die über den Tod ihres Alphons trauert.



Die blühende Blume hat nicht immer Tage genug zum Verblühen — ein Sturm reißt, die Dürre welkt sie oft vor der Zeit darnieder: auch Alphonsus ist nicht mehr! Alphonsus, der junge muntere Mann; der seinen Freunden so willkommen war; der noch Segenstiftung

der

der Gesellschaft versprach, täglich vollkommener ward, in dem, den er liebte, ein Paradis zu bauen suchte, und in Lucinden das schönste, das reitzendste! Ihn klagen alle Edle — ihn klagt die ganze nähere Welt um ihn her; — ihn klagte Lucinde; die treue, die dankbare, für die er so innigst lebte, vorzüglich! — —

Wer wärst du, Theure, Holde! unter allen gewesenen Gegenständen seiner Liebe der zärtlichste — wenn deine Thränen über seinen Verlust nicht flössen? Sind denn nicht weibliche Seelen besonders zur Empfindung geschaffen? Sollen sie nicht darstellen den sanftern Adel menschlicher Natur in liebenswürdigster Maske? Ach! sey, wer du seyn sollst, und wozu dich Gott berief, du Gebeugte, du Jammernde!

Ein Freund ist seinem Freunde Viel. Erfolgte Trennung unter beyden: so wäre der Hinterbleibende des abgeschiedenen Redlichen nicht ganz werth gewesen, wenn ihn nicht der Hintritt desselben aufs innigste schmerzte. Aber dreymal mehr noch ist dem Gatten der Gatte! In der Stunde, in welcher sie sich vereinigten, machten sie ihr zwiefaches Wohl nur zu einem einzigen. Jeder von ihnen übernahm in Betreibung desselben die Hälfte, und gewöhnte sich daran, daß

er

er für den andern arbeitete, und den andern für sich arbeiten sah. Er hätte einsam bleiben, und nur für sich selbst arbeiten mögen; aber er wollte Segen stiften, und Dank leisten, zugleich. Sein eigenes Herz war ihm nicht genug dazu. Noch ein anderes Menschenherz sollte seyn, dem er den Segen stiftete; das den Dank von ihm erhielte. Da, da ist Trennung höchster menschlicher Jammer!

O Lucinde! Lucinde! wie sanft schwebte Alphonsus in deinen Armen, so lange sie ihn umschlossen! Wie so zärtlich schlug dein Herz, wenn es den Druck seines Busens empfand! Ueberreste der goldenen Zeiten der Welt, Tage aus dem Alter, welches so allgemein besungen und vermisst zugleich wird, das aber doch noch hie und da in einzelnen Hütten edler und zufriedener Sterblichen fortwährt, waren die Tage eures Beysammenseyns! Eine Zusage von Gott, daß ihr ewig so auf Erden bey einander seyn solltet, wäre euch Versprechen des Himmels auf ihr, mit Erfüllung verbunden, gewesen.

Diese Zusage ward euch, ihr Lieben, nicht zu Theil. Ihr wäret ihrer werth gewesen; allein, die allgemeine erste Menschenbestimmung verstattete sie nicht. Auf der ersten Erde ists nur freygelassen, uns zu vereinigen; vorbehältlich die Wieder-

trens

trennung, welche aus dem gefällten Urtheil des Todes über uns fließt. Während des Beysammenseyns mögen wir das Glück, welches liebende Herzen einander gewähren, in vollester Masse geniessen. Gott selbst ist uns behülflich dazu. Er erblickt schon in uns alsdenn ein schwaches Bild von dem was wir einander seyn werden, wenn uns keine Todesfurcht mehr umschwebt. Aber, schlägt die Stunde, welche Liebende trennet – so hat die erste Verheissung für sie ihr Ende erreicht.

Lucinde! darum sollen edle Seelen, so lange sie vereinigt leben, die Seligkeit ihrer Gemeinschaft mit Herzensdrang geniessen. Wissen sie doch nicht, wie lange ihr Beysammenseyn daure! Thun sie dieß nicht: so müssen sie bey erfolgter Trennung nicht blos aus Zärtlichkeit, sondern aus Vorwurf des Herzens zugleich, seufzen; und Seufzer von dieser Art bereiten einen Jammer, der nie wahrer Erleichterung fähig ist.

Ach! Heil dir! Als dein Alphonsus sank, und banger Schmerz über sein Hinsinken dich ergrif, gab dir dein Herz das Zeugnis, daß ihr, so lange ihr beysammen waret, ganz für einander lebtet! Im ersten Anfall der Leiden war es dir nicht genugthuend, und konnte es auch nicht seyn; denn da wolltest du nur deinen Alphonsus wieder haben.

Aber,

Aber, da du nun siehst, daß er dahin sey, daß er für diese Welt für dich verlohren sey; was mag dir denn sanftere und holdere Erquickung gewähren, als das Bewustseyn, ganz die Seine gewesen zu seyn! Zuerst verlangt das Herz den Verlohrnen wieder; wenn dieser aber nicht zurückkehren darf: so liegt ihm alles daran, sich sagen zu können, daß es den Verlust desselben nicht verwirkt habe. Es ist natürlich und wahr zugleich, daß uns der Tod eines Menschen um so mehr schmerze, ie redlicher wir ihn geliebt haben, und von ihm wieder geliebt wurden; aber sind die ersten schmetternden, betäubenden, hinstürzenden Stunden, in welchen die Natur nach ihres Urhebers Willen ihre Rechte behauptet, nur vorüber: so entspringt auf derselben Stäte, wo erst ängstlichstes Leiden entsprang, wieder höchster menschlicher Trost. Dich zerschlug der Gedanke, von dem Geliebtesten deines Herzens getrennt zu seyn: laß ihn dich nun wieder aufrichten und stärken. Du bist nicht getrennt von einem Edlen, den du etwa getäuscht hättest. Die gute Meinung, welche er von dir in iene Welt hinübernimmt, ist Wahrheit vor dir, vor ihm, und vor Gott. Mehr sollen und mögen wir nicht leisten, als wir zu leisten im Stande sind. Haben wir, als Verbundene, wahrhaftig für jemanden gelebt: so ists wenigstens nicht unsre Schuld, daß

wir getrennt werden; und wir haben weiter nichts thun können, als uns bis zum letzten Augenblick des Beysammenseyns die unzubezweifelndsten Zeugnisse unserer Liebe zu geben. O Lucinde, wärest du nicht die treue, die zärtliche Gattin deines Alphonsus gewesen, die du warest: was tröstete dich nun? Um uns her sterben so viele, über deren Tod sich die, welche mit ihnen verbunden seyn sollten, aber in Zwietracht und Feindschaft lebten, beruhigt fühlen. Sieh, dieser letztern ihre Ruhe wird in Jammer alsdenn erst übergehen, wenn dein Herz von seinem Jammer zur Ruhe zurückgekehrt seyn wird. Sie werdens fühlen lernen, daß sie in ihren Todten diejenigen nicht gewesen sind, welche sie seyn sollten. Nach Jahren erst wird der Hintritt derselben ihnen Pein verursachen. Du aber warst deinem Alphonsus Alles. Und alles gewesen seyn, heist genug gewesen seyn. So wirst du bald mit himmlischer Beruhigung wieder einher gehen, und deine Ruhe wird alsdenn eine unzerstörbare Ruhe seyn. Liebend deinen Alphonsus, aber still und ergeben zugleich, wirst du erscheinen; und du wirst dich in sanftester Grösse fühlen, so oft dein Herz dir sagt, daß du zu keiner Zeit, du sähest ihn wieder, wenn es seyn möchte, auch nur mit aufwallender Schamröthe ihm unter die Augen treten müßtest.

Aber,

Aber, warum entsank Alphonsus, der zärtliche Gatte, seiner noch zärtlichern so früh? Ists nicht genug daran, daß Liebende nicht Ewigkeiten zum Lieben auf Erden haben sollen? Müssen sie auch noch lange vor der gewöhnlichen Trennungszeit auseinander gerissen werden? — Ach! Lucinde! wie viel hätten wir doch zu fragen, wenn wir über alles, was ausserordentlich geschieht, Erläuterung haben wollten! Es ist gewiß, daß nichts von allem, was uns widerfährt, ohne Absicht geschehe. Und ie ungewöhnlicher dasselbe ist: desto wichtiger muß die Absicht seyn; derentwegen es geschieht. Nur ists uns nicht allemal vergönnt, in diese Absichten vollkommen einzuschauen. Wenigstens alsdenn nicht gleich, wenn das Ereigniß für uns entsteht. Es soll uns genug seyn, zu wissen, daß alle unsere Schicksale unter den Führungen der weisesten Güte stehen. Dieß soll uns Bürge für die Heiligkeit und Grösse der Absichten derselben seyn. Vielleicht, daß die Folgezeit uns diese Absichten noch überdieß entwickelt. Lucinde! du bist Christinn! An der Seite deines Alphonsus warest du mehr. Er führte dich zum lebendigsten Glauben an eine obere Fürsehung, und suchte dich mit dem Grundsatze täglich vertrauter zu machen, daß alles, was Gott für den Menschen geschehen lasse, von uns gebilliget und gutgeheißen werden müsse. Wende

diese Gesinnungen, welche er dich selbst lehrte, zu deiner Beruhigung über seinen frühen Hintritt an. Er ist dahin: mit Gottes Willen dahin. Das Schicksal wollte die Fortdauer eurer Verbindungen nicht; aber nicht aus Eigensinn, oder Mißgunst, sondern aus dir noch verborgener Fügung des Höchsten. Dein Geschlecht zeichnet sich durch Biegsamkeit und Sanftmuth aus. Ehe du noch in jene Welt dem Vertrautesten deiner Seele folgst, wirst du deutlicher erkennen lernen, warum er dir so früh entrissen ward. Sieh, es sind der Freuden auf Gottes Erde so mannigfaltige, und ihr genosset viele davon. Du drücktest ihn oft während des Genusses an dein Herz; so sollst du dieser Seligkeiten nun nicht vergessen, welche euch zu Theile wurden. Grossen, ewigen Danks sind sie werth gewesen. Aber es giebt auch Leiden auf der Erde. Oft, wenn wir eine Zeitlang froh geworden sind, brechen sie über uns ein. Waren sie etwa eben im Begriffe, deinen Geliebten zu ergreifen: so ist er nun ihnen entrissen. Er ward genommen, ohne sie geduldet zu haben. In künftiger Welt werden du und er über diesen Umstand zuversichtlich urtheilen können; und werdet ihr ihn denn richtig befinden: zu welcher innigsten Anbethung Gottes werdet ihr euch seinetwegen vereinigen! Es sey nun aber so, oder nicht — Alphonsus ruhet. Er, den du so

zärtlich

zärtlich liebtest; für dessen Ruhe du so unermüdet sorgtest. Verließ er dich doch nicht aus Antrieb seines Herzens? Weinte er doch in deine Thränen mit, welche er dich über seinen annahenden Tod vergiessen sah! Laß ihm die Ruhe — der, welcher mit dem Tode gerungen hat, bedarf ihrer! Denke dir, daß es möglich wäre, daß er deine Trostlosigkeit sähe, und dadurch an seiner Ruhe verlöhre: würdest du ihm nicht noch zuletzt damit wohlthätig werden wollen, daß du deinen Kummer stilltest? Oder stelle dir vor, daß er auch von deiner jammernden Traurigkeit nur wüßte; würde er nicht bey der Liebe, die du noch für ihn hegst, dich flehen, daß du derselben Grenzen setztest, daß du die von ihm empfangenen Hinweisungen an die Fürsehung nun vorzüglich befolgtest, und dich durch tiefen Gram nicht zu vollkommener Erfüllung deiner noch übrigen Pflichten unaufgelegt machtest? Ach! mit welcher Sehnsucht nach deiner Beruhigung würde er in solchem Falle aus jener Welt in diese nach dir zurückblicken. Wie würde er darnach schmachten, dir höhere Kenntnisse von den Absichten seiner frühen Trennung von dir, welche er nun schon hätte, mitzutheilen! Lucinde, den Liebenden, wenn sie von einander geschieden werden, sind diese Vorstellungen willkommen; denn sie begünstigen ihre Fantasie, welche ohnehin schon in voller Wirksamkeit

ist.

selbst, vermagst du nicht, redlich genug für sie deine Sorgen zu tragen. Herabgespannt, kraftlos, unthätig, kannst du ihnen den Beystand nicht leisten, welchen du ihnen doch leisten solltest. Ach! Lucinde, der Umfang deiner Pflichten gegen sie ist ja durch Alphonsus Tod nicht kleiner, enger, sondern vielmehr ausgebreiteter, grösser geworden. Sonst arbeitete er mit dir zugleich an der Gründung ihres Wohls. Er hat die Hand vom Werke müssen abziehen. Soll der Theil der Arbeit dabey, welchen er übernahm, nun unverrichtet bleiben? Oder, wenn dieß nicht seyn darf, auf wen unter allen Lebendigen fällt derselbe am natürlichsten, als auf dich? Grosser Kräfte bedarfst du also; und so mußt du dich von allem, was die deinigen zerrütten kann, losreißen. Auf Sammlung neuer Kräfte, auf Stärkung derer, die du noch besitzest, mußt du bedacht seyn. So ermuntere dich, und befördere auf allen Seiten wieder nach und nach deine Ruhe! Nie wird Alphonsus deiner vergessen; aber auch nie seiner Kinder, welche er auf Erden in deinen Armen zurückließ. Von dir fordert er seine recht vollkommene Fürsorge für ihre Ausbildung. Darinn sollst du deine fortdaurende Zärtlichkeit gegen ihn zu erkennen geben, daß du diese mit aller Macht betreibest. In seine Arme sollst du sie zu rechter Zeit wieder führen;

willst

willst du ihm nicht die Seligkeit gönnen, sie als vortreflich gebildete Menschen in dieselben zu führen? Wird er dir nicht aufs zärtlichste dafür danken? Und schätzest du nicht Dank in jener Welt?

Auf! kehre zum Betriebe alles dessen, was dir auf der Erde, die Alphonsus verließ, noch obliegt, zurück! Lebe wieder für alle die Deinen; für deine Kinder, für deine Hausgenossen, für deine Freunde, und für alle Gegenstände deiner Thätigkeit. Der vornehmste von diesen ist dahin; aber die übrigen sind noch da, und dürfen dabey nichts verliehren, daß jener nicht mehr ist. Halte deines Alphonsus Angedenken werth, und theile die Merkmale deiner Ergebenheit an ihn, welche du gern gegen ihn selbst abgestattet hättest, unter die Seinen aus. Sie sind es, welche an seiner Statt von dir empfangen sollen; und Liebe von dir ihnen erwiesen ist Liebe, deinem Alphonsus erzeigt. Gebrauche dazu anfangs das kleine Maaß von Kräften, welches dir der zerschmetternde, entnervende Schmerz über seinen Tod übrig ließ. Durch Anwendung deiner Kraft wirst du stärker werden. Die mannichfaltigen Geschäfte deines Hauswesens, deines Erziehungswerks, und deiner Bekanntschaften, wer-

den dir eine edle Zerstreuung gewähren, über denen du des Todten zwar nicht vergessen, bey denen du doch aber mit gefassterer Seele an ihn, als abgeschiedenen, denken lernen wirst. Mitten in diesen menschlichen Zerstreuungen, welche Gott und dein Herz billigen, wirst du dich von Zeit zu Zeit kraftvoller fühlen. Zuletzt werden Tage für dich kommen, in denen du ohne allen Schmerz dich an Alphonsus Sterbebette hindenken kannst. Nicht die Angst der Trennung, welche du da empfandest, wird es alsdenn mehr seyn, welche aufs neue dein Gemüth erschüttert; sondern die Stille der Seele, mit welcher er starb, die Sehnsucht nach desser Gemeinschaft, die er, als Christ, mit der vollkommensten Ergebung des Herzens an sein Geschick zu vereigen wußte, werden dich trösten und laben. Du wirst nicht daran zweiflen, einen so vortreflichen Mann in der schönsten unter allen Welten Gottes einst wieder zu erblicken; und der sich dir immer mehr nähernde Zeitpunkt hiervon wird über dein Gemüth eine Wonne von heiligster Art verbreiten.

O Lucinde! diese Welt ist nur Schauplatz der Trennung. Dort werden die Liebenden wieder vereinigt, und keiner fürchtet des andern Scheiden mehr. Alphonsus gieng nur voran—

Lu-

Lucinde wird ihm folgen. So ists! Zu verschiedenen Zeiten wandern wir aus, um am Ende in der Heimath wieder versammlet zu werden. Da werden die Liebenden einander noch mehr seyn, als sie hier gewesen sind. Ueber alle Leiden dieser Welt erhöhet, ergötzen sie sich denn einer an des andern vollendeter Tugend, zu welcher sie hier oft selbst unter Leiden den Grund gelegt haben, in voller Harmonie der Seelen. Ach! Lucinde, welche Entzückung muß dir gewährt werden, wenn du dich in den Zeitpunkt schon hinaus versetzest, in welchem der geschiedene Alphonsus dir wieder gegeben werden wird! Mit welchen schmachtenden Sehnen nach dir wird er unter den Tausendmaltausenden forschen, wo irgend eine menschliche Gestalt umherschwebe, in der er dich erblicke! Und unter welchem Herzensdrang, mit was für unaussprechlichen Ergießungen der innersten Fröhlichkeit eines Seligen über die Mitseligkeit eines Menschen, den er unter allen mit auserkohrenster Zärtlichkeit in der ersten Welt umschloß, wird er, wenn er dich gefunden, an dich hineilen, dich segnen, und dich ewig lieben! O Lucinde, zage nicht mehr! Dein Geliebter ist nicht auf immer für dich verlohren! Er ist dir nur verlohren auf diese Welt — auf die schnellvergänglichste unter allen Welten

Got-

Gottes für uns! Jenseits weilt er schon leidenfrey, und sehnet sich nach dir hinüber! Doch fleht er zum Vater der Menschen, daß er dich auf Erden erst vollenden lasse, was du an seiner Seite angefangen hast. Ach! setze fort! setze fort! vollende! vollende! du der Menschentöchter Edelsten, Treuesten eine! Hast du vollendet — denn umschließe dich wieder deines Alphonsus Arm, und der Menschenvater sammelt wieder alle eure Lieben zu euch über!

****

Hilarius Todesbetrachtung.

Er kommt — der Ender aller Noth! Wenn dieser Gliederbau aufhört; wenn dem Auge das Licht erlischt, das Blut in jeder Ader stockt, das Herz den letzten Jammerschlag thut, jede Nerve seine Reizbarkeit verliert, und der in ausgereckteste Länge hingestreckte Leichnam unter Bleiche und Kälte erstarrt: denn hört der stechende Schmerz auf; denn drückt die Armuth nicht mehr; denn trocknen der Unschuld die Thränen; denn wird der racheschnaubende Feind nicht weiter gefürchtet. Was dem Leidenden alle seine Freunde nicht leisten mögen: dies leistet ihm der Tod —

Erlösung! Oft hatte er süssen Vorschmack von ihr, wenn er, von seinem Elende ausgemergelt, in stärkenden Schlummer sank. Da umschwebte ihn auf eine Zeitlang sanftes Vergessen aller seiner Noth; da träumte er sich im goldenen Traume in bessere Welten über. Aber der eine Jammer hatte ihn eingewiegt; ein anderer weckte ihn wieder. Er erwachte, um wieder zu leiden, und wünschte! daß sein Schlaf um eine Stunde noch länger gedauert haben möchte. Ach! der so oft getäuschte Wunsch wird ihm endlich allgenugsam erfüllt! Im Grabe ist volle, dauerhafte Ruhe für ihn. Mögen die Krieger doch mit Rossen und Wagen über ihn dahinschweben; mag Feuer- und Unterdrückungsgeschrey von den Wohnungen der Lebendigen her an seinen Hügel anschallen, und in den Höhlungen seines Sargs dumpfiger Wiederhall davon entstehen; — den Todten kümmert dieß nicht! —

Sieh, der Mensch soll wider keine Einrichtung etwas einwenden wollen, welche für ihn mit seines Schöpfers Genehmigung getroffen worden ist. So soll er sich, als Kreatur, auch gegen das Urtheil des Todes nicht empören wollen, welches über ihn gesprochen ward! Es geschieht ihm nie etwas, das nicht sein Heil befördern müßte. Er kommt ins Leben mit grossen Anlagen.

Er bildet sich von Jahr zu Jahr mehr aus. Er erreicht die höchste Stuffe der Ausbildung seiner Kräfte. Hat er dieß gethan: so geht er zurück, und nimmt ab, wie er erst zugenommen hat. So ist's nicht ihm allein; auch allem, was er auf der Erde erblickt, geschieht also. Besteht er doch aus eben den Grundstoffen, aus welchen das Uebrige all um ihn her zusammengesetzt ist — wie mag er für sich eine Ausnahme vom Tode fordern wollen? Hat er nicht so schon Vorzug genug im Leben? Wurden ihm nicht die edelsten Genüsse desselben ausschließlich angewiesen? Er lebt, und die, welche nach ihm kommen, sollen sich auch des Lebens freuen. So gönne er ihnen auf der Erde auch Platz, wie selbiger ihm gegönnt ward! Er denke, daß diese noch nicht Landes genug habe, das ganze Menschengeschlecht beysammen zu hegen; daß sie alsdenn aber geräumig genug für dasselbe sey, wenn von Zeit zu Zeit Auswanderungen von ihr sich ereignen. Ist diese Welt doch nur erst die Welt der Vorübungen und Vorgenüsse! Was mag dem Menschen, wenn sie dieß seyn soll, anders in ihr zu Theile werden, als — nur Durchgang durch sie? Und, wenn Leiden, die nach der gegenwärtigen Einrichtung seiner Natur nun einmal von ihm unzertrennlich sind, ihn treffen müssen: so muß sein Herz auch den Tod billigen, welcher allmählig aus ihnen entsteht,

und

und zuletzt durch Zerstörung allen Schmerz vorhergegangener Erschütterungen dahinnimmt. Ach! wie viele Leidende vom höchsten Range giebt es auf der Erde doch! Wie unübersehbar würde ihnen ihr Elend seyn, wenn sie nicht auf die wohlthätige Veranstaltung des Todes für sich warten dürften! Um ihrentwillen, ihnen zum Troste, sey der Tod vorzüglich da! Und am Ende würde auch der Glückseligste durch überhandnehmende Schwachheit der Natur so ein Leidender werden, dem der Tod nur letzter Trost wäre.

Ich höre es zwar täglich, wie sehr sich viele der Mächtigen, der Begüterten, und der Gesunden darüber beschweren, daß auch ihnen der Tod bevorstehe. Sie gehen in ihren Klagen deshalb oft so weit, daß sich diese in die peinlichste Furcht für sie verwandeln, welche ihnen beynahe allen Genuß ihrer Güter und ihrer Kräfte raubt. Woher kommt es, daß ihnen die Betrachtung des Todes so grosse Quaal verursache, und daß Hilarius eben dieselbe unter Gelassenheit und Ergebenheit anstellen möge? Daher, daß sie unendlich mehr durch den Tod zu verlieren glauben, als er. Sie sind im Besitze alles dessen, was die Welt Glückseligkeit zu nennen pflegt. Allerdings sind diese Güter von der Art, daß sie der Tod gänzlich aus den

Besitz

Besitzungen derselben vertreiben wird. Unter allen ihren Feinden ist er ihnen deßhalb der schrecklichste. Hilarius aber hat schon den größten Theil von denjenigen Gütern verlohren, welche ihm der Tod rauben kann. Er hat schon unaussprechlich gelitten, und sieht noch grosse ihm bevorstehende Leiden. Darum hat er sich mit den Gedanken des Todes mehr familiarisirt, und sieht ihm ohne Beben entgegen.

So habe ich denn auch auf dieser Seite von meinem Unglücke einen beträchtlichen Gewinn. Ich bin nach und nach durch dasselbe von der Furcht fürm Tode abgezogen worden, und habe über die gesammte Bestimmung des Menschen freymüthiger denken gelernt. Meine letzten Schicksale auf der Erde sind mir nun nicht grausenvoller mehr, als die übrigen. Ich erkenne in ihnen allen die weisesten und gnädigsten Fügungen des Höchsten. Ich bin bereit, in jeder Stunde, in welcher Gott will, abzugehen, und mein Schöpfer bleibt immer mein höchster Wohlthäter, wenn ich auch auf Grab und Verwesung hinblicke.

Freylich stärkt mich in diesen Gesinnungen der Glaube an ein künftiges, abermaliges, neues Leben noch unweit höher. Mein Grab, welches nach allen überstandenen Leiden dieser Welt so

schon

schon als Ruheort und Friedensstäte mir erschien, wird mir nun noch mehr, als dieß. Es wird mir heilige Stäte meiner Aufbewahrung unter der Aufsicht des Alliebenden zu einer zwoten Welt. Wenn ich von hinnen gehe: so verschwinde ich nicht auf immer; ich gehe nur auf eine Zeitlang auf die Seite. Nur die erste, nur die kürzeste und unvollkommenste Scene meines Daseyns schließt der Tod. Dauerndere, seligere, werden sich mir jenseits des Grabes öffnen. Die herrlichen Anlagen meines Geistes und Herzens sind offenbar noch weit höherer Entwicklungen und Ausbildungen fähig, als sie hier erlangen mögen. Sobald nun irgend etwas zu meinem grössern Heil noch geschehen kann: so ist mir Gottes Liebe dafür Bürge, daß mir dieß auch geschehen werde. Als Schöpfer wird er nicht nur angefangen haben, sondern auch vollenden, wollen. Daß ich nun gerade durch ein Grab zur Herrlichkeit gehen müsse, soll meinen Glauben an diese nicht wankend machen. Auch diese Veranstaltung ist wenigstens Widerspruch frey, und vielleicht natürlicher, als ich denke. Wenn ich nicht ganz so, wie ich jetzt war, in jene Welt übergehen kann, weil die verschiedene Beschaffenheit derselben auch eine Verschiedenheit an mir fordert: so muß eine Auflösung der Theile, aus welchen ich jetzt bestehe, vorgehen; da-

mit die Absönderung derjenigen, welche hernach von mir getrennt seyn sollen, durch sie bereitet werde. Gelangt doch das schönste unter allen Metallen zu seinem Glanze und zu seiner Vollkommenheit erst alsdenn, wenn es im Feuer von seinen Schlacken gereinigt wird. Weis ich doch, daß von dem, was wahrhaftig Gold an selbigem ist, dadurch nicht das geringste verlohren gehe! Der Keim des Saamenkorns liegt so lange verschlossen, als das ihn umgebende Mark mit der Hülse noch fest ist. Nur alsdenn, wenn diese spaltet, dringt er hervor; und mit dem Vergange jenes entwickelt er sich. Täglich verfährt der Mensch selbst, wenn er an einem bereits geschaffenen Werke seiner Hand eine sehr beträchtliche Verbesserung vornehmen will, daß er es auseinander nimmt, um es hernach desto vollkommener wieder zusammensetzen zu können.

Meine Hoffnungen auf künftig erneuertes Leben schwingen sich dadurch zum höchsten Grade der Zuverlässigkeit, daß sie Jesus Christus bestärkt hat. Sie waren es, auf welche er die Seinen jederzeit hinwies, und mit denen er sie für alle diese Verluste, mit denen ihr Glaube an ihn begleitet war, zu entschädigen suchte. Nicht bloß darum, weil mir sein Beyfall, welchen er gerade

mei-

meinen Erwartungen einer Zukunft über den Tod hingiebt, willkommen ist, berufe ich mich vor meinem eigenen Herzen auf ihn; sondern, weil ich auch in allem dem übrigen, was er lehrte, nichts, als Wahrheit finde, und weil mich seine ganze Geschichte überzeugt, daß er von seinem Vater außerordentlichen Auftrag gehabt habe, dem menschlichen Geschlechte über alles, was demselben wichtig ist, die glaubwürdigsten Auskünfte und Belehrungen zu geben. Er selbst, mit allem, was er auf der Erde that, und was ihm auf derselben geschah, wäre das unauflöslichste Räthsel — wenn kein künftiges Leben wäre.

Freudenvoll sehe ich demnach der zwoten Scene meines Daseyns, welche sich mich öfnen wird, entgegen; und verspreche mir von derselben unaussprechlich viel. So oft mir jetzt bey meinen redlichsten Nachdenken irgendwo eine Dunkelheit übrig bleibt: so rechne ich darauf, daß diese in Gottes zwoter Welt für mich in Licht übergehen werde. Wenn ich es jetzt auf irgend einer Seite an meinem Herzen nicht so weit bringen kann, wie ich es zu bringen wünschte: so tröste ich mich damit, daß ich's zu anderer Zeit gewiß dahin, und noch weiter, bringen werde. Und drückt mich jetzt ein unverschuldetes Leiden:

so hoffe ich, daß mir über lang oder kurz dafür reichlichster Ersatz geschehen werde.

Zu welcher Zeit, auf welche Weise mein Schöpfer nach meiner Abgabe des ersten Lebens meinen Eintritt ins zweyte veranstalten werde, — darüber grüble ich nicht. Jesus verkündigte Auferstehung der Todten. Noch sind die Todten in ihren Gräbern, Gewölbern, Höhlen und Urnen. Tausendjährige Menschenaschen und Mumien werden zur Schau aufgestellt. Der Fall kann eintreten, daß meine Asche einst noch ältere Asche werde. Jedoch schadets der Menschenasche nichts, wie alt sie auch werden möge. Besinne ich mich doch jetzt keiner schmerzhaften Empfindung, welche ich darüber gehabt hätte, daß ich nicht um einige Jahrtausende früher in mein gegenwärtiges Leben eingetreten sey, als ich wirklich in dasselbe eingetreten bin. Genug, wenn das zweyte Leben anhebt, so bin ich wieder da, und preise den Schöpfer dafür, daß ich dieß sey. Augenblicke sind Augenblicke, und Jahrtausende Jahrtausende nur für den, der sie lebt. Eine meiner jetzigen Nächte wird mir denn nur lang, wenn ich sie schlaflos zubringen muß; haben meine Leiden sie mich aber schlafend hinbringen lassen: so dünkt mich am Morgen, wenn ich erwache, als wäre

wäre dieser nicht auf den Abend, an welchem ich einschlief, gefolgt.

Wohl mir in deinem Schoose auf jeden Fall, mein künftiges Grab! Ich geh in dich auf Gottes Geheis, und verweile in dir, so lange Gott will. Diesseits an deinem Rande Ende meiner Noth — jenseits an selbigem Anbruch meiner Seligkeit! Während, daß ich in dir bin, wacht die allmächtige Liebe schützend über meinem Staube. Wer erst zu dir eingegangen ist, dem verstummt die Klage, dem versiegt die Thräne! In dir ruht man von seiner Arbeit, ohne den Segen derselben zu verliehren — denn die Werke folgen nach!

Aber diesem Gedanken will ich nie in der Masse nachhangen, daß mir dieß Leben, so lange es noch dauert, darüber zu einer Last würde, welche ich gern, je eher, je lieber, von mir werfen möchte. Es ist wahr; mein Elend beugt mich. Täglich beugt es mich tiefer zur Erden. Allein, es ist grosse Obliegenheit für mich, die Stunde duldend und ergeben abzuwarten, in welcher Gott will, daß die Erde mich in ihren Schoos aufnehme. Ich darf auf mein Grab heiter und lächelnd hinblicken; aber, es mir zu öfnen, ist mir nicht verstattet. Und, wenn dieß nicht ist: so handelte ich ja

unrechtmäßig, wenn ich mit meinen Wünschen nach selbigem dem Schicksale auch nur voreilen wollte.

Es ist an sich schon ausgemacht, daß, je ungeduldiger man auf etwas warte, desto länger uns die Zeit dünke, ehe solches sich für uns ereignet. Sollte ich denn so grausam gegen mich selbst handeln, und zu der Zahl meiner Leiden, welche so schon groß genug ist, mir noch ein neues hinzufügen? Bey jenen hätte ich den Trost, für den ich mein Herz, so oft sie heftig auf mich andringen, segne, daß ich sie mir nicht selbst zugezogen; aber, auf wessen Schuld käme die Quaal, welche mir mein Unwille über meines Tods Verzögerung zuzöge, als auf die meinige?

Ich bin ja auf das vollkommenste überzeugt, daß alles, was nur einigermassen Bezug auf mein Wohl hat, mir gerade so und denn geschehe, wie und wenn Gott will, daß es mir geschehen solle. Will ich denn dieser so schätzbaren Ueberzeugung gerade in dem wichtigsten unter allen Punkten für mich nicht gemäß handeln und denken? Wer bestimmte den Augenblick meines Eintritts in dieß Leben? Wer wird also auch den Augenblick meines Ausgangs aus selbigem zu bestimmen haben, als eben derselbe? Ja, noch mehr — — denn an meiner blossen Unterwerfung ist's nicht genug; diese muß

auch

auch mit dem ergebensten, vertraulichsten Gemüthe geschehen — — wer wird die Stunde meines Tods weiser und besser zu bestimmen wissen, als — der Ewige? Ich wünschte, ich beschloß in meinem Leben oft mancherley. Es ward mir nicht immer alsdenn zu Theil, ich konnt's nicht immer alsdenn ausführen, wenn ich's thun und haben wollte. So unangenehm mir diese Erfahrung war: so beruhigte mich hernach, wenn mir's geschah, und wenn ich's that, die Bemerkung, daß ich's, obgleich nicht zu meiner Stunde, doch zur rechten Stunde empfangen und gethan hätte. So will ich denn fest glauben, daß ich, wenn ich unter allen Augenblicken den Augenblick meines Tods selbst hätte festsetzen sollen, keinen seligern dazu würde haben erwählen können, als den, in welchem er mich treffen wird. Als Geschöpf Gottes will ich mich fühlen, und mich seinem Willen unterordnen; aber als Kind Gottes will ich mich auch fühlen, und denken, daß sein Wille für mich Seligkeit sey. Ich will dieß Leben, welches mit so drückenden Leiden für mich umgeben ist, als ein Gut betrachten, mit dem ich gar nicht walten dürfe, wie ich wolle. Gabe des Allgütigen, höchste, theuerste Gabe desselben, soll es mir seyn, die er zwar von mir zurückfordern kann, wenn er will; welche ich aber nie nach meinem Gefallen von mir werfen, oder auch nur geringschätzen darf.

Wie könnte ich auch bey allen meinen Leiden den Werth meines Lebens verkennen? Geschähe dieß auch in Augenblicken aufs höchste steigender Angstgefühle, da ich alsdenn auf Verzeihung dafür von meinem Schöpffer hoffen darf: so muß dieß doch keineswegs herrschende Gesinnung in mir werden. So bald ich nur einigermassen mich wieder gesammelt habe, muß ich die Wahrheit zugeben, daß auch das elendeste Leben noch immer besser sey, als der Tod. Kein Wesen kennet etwas seligeres, als seine Existenz. Der Mensch hat vorzüglich hohe Ursache, so zu denken. Für ihn ist das Gefühl seines Daseyns mit Empfindungen des Daseyns des Weltschöpfers verbunden. Welch eine Quelle von Seligkeit entspringt für ihn aus diesen. Und, so lange diese dauern, fließt eine Quelle für ihn. Mit dem letzten Gefühle seines Daseyns versiegt sie einst.

Je länger das Leben des Menschen dauert: desto mehr solcher Vorfälle ereignen sich für ihn, durch die er zu immer würdigern Begriffen von dem höchsten Wesen, und von seiner über ihn waltenden Fürsehung, und durch solche zu immer lebendigern Glauben an selbiges geleitet wird. In diesem Falle findet sich der Leidende hauptsächlich. Sein Leben selbst schon hat mehr Sonderbares

auf-

aufzuweisen, als andere Menschenleben. Auch ist er durch sein Unglück aufmerksamer auf jeden Beweis gemacht worden, den er für die Fürsehung Gottes in seinen Schicksalen findet. Welchen Gewinn muß sein länger daurendes Leben ihm verschaffen, da es ihn in den heiligsten Kenntnissen des Menschen, die ihm in jener Welt unentbehrlich und selig seyn werden, ausbildet! Ja, in derselben Masse, in welcher seine Leiden zunehmen, empfängt er noch höhere Ausbildung in diesen Kenntnissen!

Mein Unglück hat mich auch offenbar zu einem bessern Menschen gemacht. Die schönsten Stimmungen meines Herzens hab ich ihm zu danken. Ich weis, wer ich sonst war, und auch, wer ich nun bin. Ich kann aber noch besser werden. Sollte ich also nicht gern so lange leben, als ich leben kann; da ich dadurch noch immer mehr Zeit gewinne, die Uebungen der Tugend zu wiederholen, und mit jeder neuen derselben meinen Hang zur Tugend zu stärken? Gesetzt, daß auch noch immer schwerere Leiden mich befallen sollten: so wird doch durch sie auch, wie durch meine bereits erduldeten, mein Herz an seiner Veredlung noch mehr gewinnen können. Verschönert sich doch in der Masse die künftige Welt für mich, in welcher ich hier mich durch

Aufnahme immer edlerer Gesinnungen in meine Denkart, und durch täglich erweiterte Fortschritte im Guten, zu meinem Uebergange in sie vorbereite!

Die Welt bedarf des guten Beyspiels. Ich kann ihr, als Leidender, durch selbiges in der That noch den beträchtlichsten Nutzen stiften. An Unglücklichen hat die menschliche Gesellschaft oft Ueberfluß; aber an der Menge solcher Unglücklichen, die mit Edelmuth leiden, gebrichts ihr. Man kann kein grösserer Wohlthäter für seine Nebenmenschen werden, als wenn man sie zur wahren Zufriedenheit mit Gott, und zu dem lebendigsten Vertrauen auf ihn, ermuntert. Der beredteste Freund der Tugend vermag dieß nie so vollkommen durch seine Reden zu thun, als der ergebene Leidende durch sein stilles Beyspiel.

Ueber das Wahre in irrdischen Verlusten.

Vor einer Versammlung von Leidenden.

Unsere Klagen sind, wie ihr sehet, die allermannigfaltigsten. Der eine von uns hat diesen, der an-

andere jenen, jeder einen recht empfindlichen, Verlust erlitten. Wäre es möglich gewesen, daß sich diese sämmtlichen Verluste für einen von uns allein ereignet hätten: so würde sein Zustand unser Entsetzen erregen. Jeder nimmt nun seinen Verlust in besondere Betrachtung, und schätzt das durch ihn eingebüssete Gut, da er es nicht mehr hat, wenigstens dreymal höher, als, da er es noch besaß. Ihr Lieben, lasset uns einander darüber zu beruhigen suchen!

Alles das, was wir verlohren haben, war nie in der That unser Eigenthum gewesen. Nur geliehen war es uns. Hätten wir diesen Gedanken immer beybehalten: so würden uns unsere Verluste bey weitem nicht so schmerzhaft haben seyn können. Aber so verlohren wir ihn unter dem langen Besitz und Gebrauch unserer Güter, und maßten uns nach und nach das Eigenthumsrecht über diese an. Laßt uns demnach vor allen Dingen erst zu ihm zurückkehren! Viel von dem, was wir verlohren, hatte schon andern vor uns eine Zeitlang zugehört. Dadurch, daß sie es verlohren, kam es erst in unsere Hände. Sie bekamens einst auch durch Verlust des vorigen Besitzers; und so konnte es eben so wenig jemals ihr Eigenthum, als das unsrige, werden. Es gieng aus Hand in Hand. Was Wunder,

wenn wir es nun auch wieder einbüßten? So geschah uns dadurch eben so wenig Unrecht, da wir es verlohren, als wir glaubten, daß jenen geschehen sey, durch deren Verlust wir es überkamen. Rechnet hieher Haus und Hof, Ehrenstellen, Vermögen, und alle die tausendfältigen äußerlichen Belohnungen, welche die Welt den Verdiensten zu reichen pflegt. — Andere unserer verlohrnen Güter hatten es nur zur Nebenbestimmung, uns zu schützen. Wir benutzten sie, weil sie in der Nähe von uns und in unserm Zirkel waren. Dieß war der Fall bey unsern Wohlthätern, Gönnern, Freunden, Verwandten und Kindern. Noch andere unserer verlohrnen Güter entstanden blos aus verhältnißmäßigrichtiger, zusammengesetzter und glücklicher Wirkung anderer Dinge und Umstände außer uns. So lange diese währte, schöpften auch wir beyläufig allerley kostbare Lebensgenüsse aus selbiger. Es war aber unmöglich, daß sie immerwährend seyn konnte; da wir in einer Welt leben, wo alles unaufhörlich wellt und wogt. Eben so konnte unsere blühende Munterkeit und unsere Jugendstärke nicht länger dauern, als unsere Jugend selbst dauerte, unsere Gesundheit nicht länger, als alle Theile unseres Körpers, zum Wohlseyn des ganzen Körpers ihre gehörigen Verrichtungen thun. Der ganze Bau desselben aber giebt uns auf der

Stelle

Stelle zu erkennen, daß dieses nur auf eine Zeitlang geschehen könne. Folglich war auch unsere Gesundheit nie unser Eigenthum. Ja, unser Körper selbst gehört uns nicht zu. Alle Elemente trugen dazu bey, ihn zusammen zu setzen. Wenn also ein Zeitpunkt kommt, in welchem jedes derselben das Seine zurückfordert, welches es uns gab, so wird dadurch kein Raub an uns begangen. Wir bezahlen unsere alte und von Tage zu Tage noch mehr gehäufte Schuld durch den Tod an die gesammte Natur zurück. Wenn unsere Sache so steht, ihr Lieben: so lasset uns die Klagen über jeden Verlust, den wir erduldet haben, und noch dulden müssen, mäßigen! wir verliehren, das heißt: wir geben zurück; — wir verliehren immer mehr, das ist: wir geben eins nach dem andern zurück; — wir sterben, das bedeutet: wir geben alles zurück, was nicht unser war. Es ist billig, daß wir nicht verlangen, daß wir geliehene Güter auf immer an uns behalten dürfen.

Sprechet nicht: wenn wir sie nicht behalten sollten: so wäre es besser für uns gewesen, daß wir sie nie empfangen hätten. Dieß ist nicht die Sprache der Natur; sondern es ist schon Verwöhnung von dem eigentlichen Ton derselben. Da alles um uns her verliehrt, täglich mehr verliehrt:

so

so können wir, indem wir in der Mitte stehen, und dieß beobachten, unmöglich auf den Gedanken gerathen, daß wir, die wir zu derselben Wesenreihe und Welt gehören, und mithin denselbigen Gesetzen des Wachsthums, und der Abnahme, des Entstehens, und der Zerstörung, unterworfen sind, das, was wir haben, auf immer behalten wollen. Es ist unnatürlicher Stolz, wenn wir so denken können. Er rührt theils von eingebildeten, theils von wahren Vorzügen her, welche wir vor den übrigen Wesen fühlen. Jene zerfallen bey näherer Betrachtung in ihr eitles Nichts alsbald zurück; und von diesen sollten wir doch nicht vergessen, daß sie uns bey allen irrdischen Verlusten, die wir leiden müssen, dennoch gewiß bleiben. So ists auch Undank, wenn man das, was man nicht auf immer behalten kann, lieber gar nicht haben will. Wie? wenn es uns nun einmal nicht auf immer gegeben werden konnte: geschah nicht alles für uns, was für uns geschehen konnte, wenn wir es wenigstens auf eine Zeitlang erhielten? Wer wählt, wenn er zwischen Nichts und Etwas die Wahl hat, auch wohl das erstere? Und am Ende belehret uns ja die Vernunft, daß ein Gut, welches uns glücklicher macht, nicht eigentlich dadurch uns beglücke, daß es unser sey, sondern daß wir es gebrauchen. Wenn es nun von uns gebraucht

wor-

worden ist, wenn es die Beyträge zu unserm Wohl geliefert hat, welche es liefern sollte: so kann es immerhin für uns verlohren gehen, ohne, daß wir diese, welche sich fest in unsern Zustand eingewebt haben, und auf die Beschaffenheit desselben ewig fortwirken, zugleich verliehren. So büssen wir nur die Werkzeuge des Segens ein; der durch sie für uns gestiftete Segen bleibt, uns, so lange wir sind. Lasset doch eins unserer Lebensgüter nach dem andern dahin schwinden; haben sie die Ausbildung unsererS Geistes und Herzens so befördert, wie sie sie befördern konnten: wie erträglich muß uns ihr Verlust werden! wie dankbar müssen wir im Augenblick desselben selbst zum Himmel dafür aufblicken können, daß wir sie gehabt haben!

Gesetzt nun, daß wir uns zwar an unser Geschick darüber hingäben, daß wir den Verlust unserer Güter irgend einmal dulden müßten, daß wir abe rwünschten, daß derselbe wenigstens später für uns eingetreten wäre; o wie viel können wir uns zu unserer Zurechtweisung darüber sagen! Alles, was wir verlohren haben, ist etwas, das wir über lang oder kurz doch hätten verliehren müssen. Ist Verlust einmahl mit Schmerz verknüpft: so ists ja am Ende auch wohl Vortheil, diesen oder jenen Verlust schon

hin-

hinter sich, und seine Schmerzen überstanden, zu haben. Wir Leidende sollen uns wenigstens beruhigen, so gut wir können, und sollen, wenns Unglück einmal da ist, aus dem Unglück selbst Trost schöpfen. Und wie selten möchte doch wohl der Fall eintreten, daß irgend ein Verlust, wenn er wirklich für uns eintritt, unsern Gedanken nach spät genug einträte? Unsere Kenntnisse sind zu eingeschränkt, als daß wir immer genau wissen sollten, wie lange eigentlich der Besitz dieses oder jenes Guts für uns nützlich sey. Der Besiz dünkt uns an sich Glück; und so wünschten wir seine Fortdauer vielleicht nach Jahrhunderten noch, wie heute. Auch der Gedanke, andern durch den Verlust zu nützen, würde uns nicht immer großmüthig genug finden, ihn ins Werk setzen zu helfen. Die Fürsehung leitet uns auch in diesem Fall sicherer, als wir uns selbst leiten würden. Sie weiß, wie lange dieses oder jenes Gut uns wahrhaftig nütze, und lässet es uns gewiß eben so lange. Sie übersieht, wenn es nothwendig sey, daß wir für andere verliehren, und überlässet uns alsdenn das Wohl der Welt nicht nach unserm Belieben. Sie setzt uns erst in Gewinn, und hernach wieder in Verlust; das heißt: sie sorgt für uns, und für alle. Möchten wir uns doch ihren Fügungen willig unterwerfen!

Haben wir nur unsere verlohrne Güter nie gemisbraucht! — Dieser Vorwurf, wenn er uns träfe, würde uns allerdings das Andenken an ihren Verlust unaussprechlich schmerzhaft machen müssen. Wir würden die Stunde, in der wir sie einbüsseten, als eine solche zu betrachten haben, in welcher das Schicksal selbst dazwischen treten mußte, um uns mit Gewalt außer Stand zu setzen, uns länger durch sie zu versündigen; als eine Stunde, in welcher uns gleichsam im Angesichte der ganzen Welt laut gesagt ward, daß wir ihrer unwürdig gewesen, und deßhalb durch ihren Verlust gestraft würden. Wie jammervoll würde uns alsdenn nun die Vorstellung seyn, daß wir durch Güter, die wir nicht einmal mehr hätten, uns in schwere Verantwortung gebracht, und daß die Güter selbst zwar für uns dahin, die Verschlimmerungen unseres Herzens aber, welche sie gestiftet, noch da, und vielleicht immerbleibend, wären! Fällt aber dieser Vorwurf weg: haben wir sie gehörig geschätzt, und zu erhalten gesucht; haben wir sie zu unserer wahren Beglückung und Veredlung, ihrer Bestimmung gemäß, angewendet und genossen: o wie gelassen mögen wir ihnen nachsehen, da sie nicht länger die unsrigen haben seyn sollen! Sie haben uns gesegnet. Wir haben unsere Pflichten um sie während des Besitzes

 erfüllt.

erfüllt. Es ist uns noch die einzige übrig, daß wir ihren Verlust auch gutwillig ertragen. Sollten wir nicht hiedurch unserer Tugend ihre Vollkommenheit geben?

Denket doch an den frühen Tod so vieler Menschen. Sie waren mit uns von gleichem Alter, und sanken schon längst dahin. Durch ihren Tod verlohren sie alles, was die Erde für sie hatte. Wir leben noch, und sind, wenn auch nicht mehr im Besitz aller unserer ehemaligen Güter, doch noch in dem Besitz vieler überaus schätzbaren derselben. Ist dieser Vorzug, dessen uns Gott vor ihnen würdigte, nicht des innigsten Dankes werth? Können wir solchen Dank abstatten, ohne uns dadurch zur Zufriedenheit bey allen unsern erlittenen Verlusten zu stimmen?

Wir haben, so lange wir unsere verlohrnen Güter besassen, ihren Werth zwar schon zu kennen angefangen; aber vollkommen ward unsere Kenntniß desselben erst durch ihren Verlust. Sonst wußten wir nur, was für liebenswürdige Beyträge sie hier und da zu unserer Glückseligkeit leisteten; jetzt wissen wir, daß sie zu unserer wahren menschlichen Wohlfahrt keineswegs unentbehrlich sind. Diese Erfahrung ist überaus wichtig, und lehrt uns erst ihren eigentlichen Werth bestimmen. Es ist wohl nicht lange her, meine Lieben, daß der eine von

uns

uns sich gar keine Vorstellung davon machen konnte, wie er ohne grosses Vermögen, und der andere, wie er ohne unaufhörliche Gesundheit, und noch ein anderer, wie er ohne diesen oder jenen Freund, noch einige Ansprüche auf Glückseligkeit machen könnte. Nun wisset ihr, daß man arm seyn könne, ohne sich für verworfen halten zu dürfen; daß man am Körper leiden, und doch Freudigkeit des Geistes fühlen, daß man den wackersten Freund verliehren, und sich darum noch nicht verlassen nennen möge, so lange man nur sein eigenes Herz noch auf seiner Seite hat. Der lange Besitz eines Guts ist es nur, der nach und nach bewirkt, daß wir uns so an dasselbe gewöhnen, daß wir es zu unserer Glückseligkeit für unentbehrlich halten. Indessen ist vom Schicksal nun dafür gesorgt worden, daß wir von diesem Vorurtheil zurückgekommen sind. Wir werden noch mehr verliehren müssen, als wir schon verlohren haben. Lasset uns durch den Gedanken, welchen wir nun erlernt haben, daß wir alles, was wir verliehren können, auch müssen entbehren können, uns auf jeden noch bevorstehenden Verlust vorbereiten! Er wird es seyn, der die Wirkung auf uns hervorbringt, daß wir an keines von allen unsern irrdischen Gütern unser Herz zu sehr befestigen; und, sobald wir es bis hieher gebracht haben, wird

jede Stunde voll Einbusse weniger schrecklich für uns seyn.

Ihr Lieben, stärkt uns denn nicht jeder unserer irrdischen Verluste in dem Glauben, daß diese Welt, deren Güter wir so allmählich verliehren, nicht unsere ganze, einzige Bestimmung sey? So lasset denn doch verlohren gehen, was verlohren gehen soll! Sie selbst, diese Welt, hat einst vollen Vergang für uns; so wollen wir jeden irrdischen Verlust schon als Anfang ihres Vergangs für uns betrachten. Wir sind hiernieden im ersten Hause Gottes. Das Haus selbst ist voll mancherley und herrlicher Güter. Man bedarf der Güter des Hauses aber nur während des Aufenthalts in selbigem. Wir werden in ein anderes Haus des Vaters übergehen, und der Hausvater, welcher uns da so willig aufnehmen will, wird auch andere Güter in Menge daselbst für uns bereitet haben. Wir werden allenthalben finden, was wir allenthalben zu unserer wahren Glückseligkeit brauchen. Wir verliehren nur, wessen wir nicht mehr bedürfen. Können wir etwas in jener Welt noch brauchen: so ist kein Zweifel, daß wir es auch mit in sie hinüber nehmen werden. O wie muß sich unser Geist, wenn er so seiner höhern Bestimmung eingedenk wird,

über

über jeden Verlust, den wir auf Erden leiden, recht göttlich beruhigen können! So sinke, stürze und schwinde denn ein Gut des Lebens nach dem andern zur Linken und zur Rechten; das, wozu uns Gott schuf, wird dadurch weder zerstört, noch aufgehalten, sondern vielmehr befördert. Wir legen mitten unter diesen vergänglichen und ungewissen Gütern den Grund zu unvergänglichen Seligkeiten, und retten einst aus allen Zerstörungen, die an und um uns geschehen, doch den kostbarsten Theil unserer Besitzungen. Welche sind diese?

Ach! ihr Lieben, unsere Kenntniße sind es, die wir durch Erfahrung und Nachdenken uns erworben haben. Jene Kenntnisse vom Vater der Wesen, von seinen herrlichen Werken, die wir anschauten und bewunderten, und von all seiner Liebe gegen uns. Jene Kenntnisse von Wahrheit und Recht, von Weisheit und Tugend, von Schönheit und Ordnung.

Unsere edlen Gesinnungen sind es, zu welchen wir uns hier gebildet, und in denen wir täglich vollkommener zu werden, getrachtet haben. Jene Gesinnungen, vermöge deren wir, alles zu thun und zu leiden, bereitwillig waren, sobald es Gott von uns forderte, und uns auflegte. Jene Gesinnungen, mit welchen wir die

Fürsehung über alles, das geschah, rechtfertigten, das Gute um seines Werths willen liebten, der Tugend uns, aus Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit für uns, ergaben, der Verführung aus Gewissen widerstanden, alle Menschen dulden konnten, und bey empfangener Beleidigung nicht an Rache dachten.

Unsere guten Thaten sind es, welche wir verrichtet haben. Jene Thaten, da wir fremde edle Handlungen beförderten, und Bösewichtern Widerstand leisteten; für die Wahrheit eiferten, und die verfolgte Unschuld in Schutz nahmen; einzelnen und tausenden nützlich wurden, Barmherzigkeit, wie Gott, ausübten. Jene Thaten, da wir Treue, Großmuth, Selbstverläugnung, Standhaftigkeit und Glauben, ausübten, und in allen unsern öffentlichen und einsamen Lagen unsere Pflichten redlich erfüllten.

Dieß, ihr Lieben, sind die Schätze, welche wir aus allen unsern Verlusten retten. Sie allein sind unser wahres Eigenthum. Unserm Geiste gehören sie zu. Er hat jene Kenntnisse sich erworben, jene Gesinnungen in sich aufgenommen, und immerwährende Andenken jener vollbrachten edlen Handlungen sich versichert. Wir fühlen es, diese Güter sind Güter für ihn; alle andere, welche wir verliehren, befriedigen ihn nicht.

Ja,

Ja, noch mehr. Wir sehen sogar, daß der Verlust aller jener Güter, welche der Erde zugehören, ihn in dem Besitz dieser seiner eigenthümlichen nur noch mehr befestige. In jedem derselben hat er Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern, seine Denkart noch mehr zu veredeln, und noch immer herrlichere Handlungen auszuüben. Man lernt nie mehr, als durch Verlust; und je schmerzhafter der Verlust ist: in desto schönerer Seelengrösse kann man sich in selbigem zeigen. In diesem immerwährenden Besitz seiner eigenthümlichen Güter wird sich unser Geist auf immer glücklich fühlen.

Wie wird er sich seiner Kenntnisse freuen! Wie wird ihn der Gedanke seiner Aehnlichkeit mit Gott erquicken! Wie werden ihn die Segen seiner ausgeübten guten Handlungen in jede Welt begleiten — O lasset uns dulden, meine Lieben! Wir sind so unglücklich nicht, als wir zu seyn scheinen. Unser wahres Heil ist uns auf ewig gewiß. Was wir jetzt verliehren, sind nur Güter der Erde, aber nicht des Menschen. Unsere Freunde ausgenommen; und diese sind es, welche wir aus der gesammten Summe der verlohrnen Güter zurück empfangen werden.





An glückliche Menschen.



An euch, ihr meine vom Schicksal so gesegneten Brüder, wende ich mich, um die Gefühle der Menschheit in eurem Busen zu stärken. Ich will euch die mannigfaltigen Genüsse eures Lebens nicht verbittern; nur unterbrechen möchte ich euch auf wenig Augenblicke in selbigem, um sie euch hernach noch desto reizender zu machen, und die seligste aller menschlichen Freuden für euch noch mit ihnen zu verbinden. Für die leidende Menschheit wende ich mich an euch. Es ist die heiligste, die sanfteste aller menschlichen Angelegenheiten, für die ich rede. Wie könntet ihr mir das Gehör versagen?

Es ist ja nicht genug, ihr Günstlinge des Glücks, daß ihr, dem Willen des grossen Gebers gemäs, alle die Güter, welche euch zu Theile wurden, zu eurem Nutzen verwendet und geniesset. Es ist nicht genug, daß ihr sie nicht wider seine Absicht misbraucht. Habt ihr alle euch auch wohl schon in einer recht feyerlichen Stunde des Nachdenkens mit den Unglücklichen und Elenden,

welche

welche allenthalben euren Blicken begegnen, in Vergleich gestellt, und die Vorzüge recht lebhaft gefühlt, die ihr vor ihnen besitzt? Unmöglich konntet ihr sie doch übersehen, und es konnte euch nicht einfallen, zu denken, daß euer Loos das allgemeine sey; denn sie wimmeln ja recht in Menge und Mannigfaltigkeit um euch her. Fiel euch ihr Anblick nicht schwer aufs Herz? Warfet ihr nicht die Frage auf: Warum wir so glücklich, und sie so elend? Und, wenn ihr diese Frage gethan hattet: bekanntet ihr euch nicht selbst, daß unter ihnen viele wären, die eben so glücklich, wie ihr, zu seyn verdienten, und die ohne alle ihre Schuld litten; so, wie unter euch viele sind, die zu ihrem bessern Schicksale wahrlich wenig, oder nichts, beytrugen? Wohlan, thut jene Fragen jetzt noch einmal an euch. Leget dieses Bekenntniß noch einmal gegen euch ab, und höret nun der Menschheit Stimme. Viele, sehr viele, unter euren leidenden Brüdern leiden dergestalt, daß ihr, wenn ihr nur wollet, ihnen ihr Elend abnehmen, oder doch erleichtern könnet. Auf euch sind ihre Blicke gerichtet. Sie seufzen, daß ihr es hören sollet. Wollet ihr nicht Thätigkeit für sie für euren heiligsten Beruf erkennen, und Thränen abtrocknen, die nur durch eure Schuld noch fließen? Was hilft es, wenn ein Menschenfreund Tröster zu werden sucht, und die, welche noch

weit mehr, als er, leisten, Unterstützer, Helfer und Retter, werden könnten, um ihn her zum Theil müßig stehen?

Ach! es giebt herrliche, großmüthige Seelen unter euch. Diese, diese sind der Elenden Trost. Aber, es giebt auch deren unter euch, die schlechterdings noch zu wenig für sie thun.

Es ist warlich nicht die Natur, welche uns, wenn wir unbehülflich sind, so schuf. Sehet das Kind an — es hat noch die meiste Natur — es widerlegt dieß auf der Stelle. Mitleid, Erbarmen, Bereitwilligkeit zu thätigem Beystande sind ursprünglich die Mitgaben, welche wir aus den Händen unsers grossen Urhebers, der die Liebe ist, und uns zum Bilde seiner Liebe schuf, empfiengen. Ach! blieben wir so, wie wir eingerichtet sind, wie gut hätten's die Leidenden auf Erden! wie heilig würden uns ihre Thränen seyn!

Aber Stolz drängt sich leicht in die Seele eines Menschen, der von jeher in einem Zustande des Wollebens sich befand. Er bildet sich ein, daß er glücklich seyn müsse, und daß er es darum geworden sey, weil er es zu werden verdient habe. So denkt er; er, der wohl schon so glücklich gebohren ward, dem das Schicksal mit einer auffallenden Freygebigkeit alles zuwarf,

der

der schon tausend Freuden genoß, ehe er das kleinste Verdienst erwarb, und der wohl in seinem ganzen Leben nicht so viel arbeitete, als mancher Elende in einem Jahre thut. Durch diesen Stolz verleitet, bleibt er mit seinen Blicken nur an sich stehen, bewundert sich, lächelt sich Beyfall zu, und sieht über andere. Oder muß er seine Blicke ja auf sie richten: so begleitet Geringschätzung einen jeden derselben. Andere machen keine Eindrücke auf sein von sich selbst nur eingenommenes Gemüth. Und sieht er Leidende unter ihnen: so bleibt er kaltblütig und gleichgültig dabey. Er ist einmal nicht gewohnt, Menschen zu schätzen. Andere sind nur unbedeutende Geschöpfe in seinen Augen; nur Wesen, für ihn da; nur geschaffen, den Anblick der Gesellschaft für ihn noch bunter zu machen. Es versteht sich, seiner Meinung nach, schon von selbst, daß sie nicht so glücklich seyn müssen, wie er; und, wenn er sie sogar in größter Noth erblickt: so ist dieß keine Sache von Bedeutung. Sie haben ja keinen Werth, sie verdienen kein besseres Schicksal. Sie haben sich über nichts zu beschweren; denn sie haben schon mehr Gutes auf Erden genossen, als ihnen von Rechtswegen zukam. O aftermenschliche Sprache! Höret man sie auch nicht immer: so lieset man sie desto öfter in den Blicken, Mienen

und

und Gebehrden vieler Günstlinge des Glücks. Sie durchbohrt die Herzen der leidenden Tugendhaften, die sich auch, als Menschen, fühlen, sich ihres Werths vor Gott bewust sind, zerknirscht und zerschlägt sie.

Andere macht die Trägheit, die Liebe zur Gemächlichkeit, undienstfertig und grausam. Da sie immer so gesezt waren, daß man sich zu ihrer Bedienung drang: so wiegten sie sich in eine recht öde Ruhe ein. Es kann ihnen nun nichts verdrüßlicheres begegnen, als wenn sie sich auch nur auf die kürzeste Zeit aus dem Schooße derselben begeben, und die geringste Einbusse an der Behaglichkeit ihres Zustandes leiden sollen. Sie thun für sich selbst wohl auf kleine Vortheile Verzicht, und lassen sie lieber fahren, wenn sie nur dabey ohne Sorge, Arbeit, und Gefahren, und ganz ungestört in ihrer süssen Unthätigkeit, bleiben können. Wie sollten sie Menschenfreunde werden, und für andere wirksam seyn? Der Beystand, welchen sie Leidenden leisten sollten, sezte sie in Unruhe, kostete sie einigen Aufwand ihrer Kräfte, verwickelte sie wohl in Schwierigkeiten, zöge ihnen Verantwortung zu, und unterbräche sie im Genusse der Seligkeiten des Müßiggangs. Der Leidende mag froh seyn, daß er vor ihren Augen leiden dürfe. Sein Anblick ist

ihnen

ihnen schon eine Störung ihres Wohllebens. Sie entfernen sich von selbigem, und beschweren sich über die unangenehme Lage, in der man sich in der Gesellschaft befinde, daß man nicht einmal seines Glücks genießen könne, ohne durch unerträgliches Geschrey und Gewinsel beunruhigt zu werden, und ohne bald Eckel, bald Schauer, zu empfinden. Hören sie endlich, daß der Elende umgekommen: so sind sie froh, daß der Störer ihrer Ruhe dahin, und segnen sein Grab mit dem menschenfreundlichen Segen — es war auch das Beste für ihn! daß er starb; denn es war ihm so nicht zu helfen. Und er möchte ihnen aus dem Grabe noch antworten: Grausame, es war mir wohl zu helfen; aber durch eure Trägheit mußte ich umkommen.

Noch andere verliehren unter ihren immerwährenden Zerstreuungen und Vergnügungen, und in den steten Ausübungen ihrer Uebermacht über andere das Gefühl für Leidende. Selbst haben sie nie sehr gelitten; es fehlt ihnen an Erfahrungen des Schmerzens. Nur aus Anblicken fremder Noth kennen sie ihn; und, weil sie dergleichen oft haben: so härten sie sich leicht gegen sie ab. Sie haben wohl selbst schon Leidende genug gemacht; wie sollten andere Leiden die sie nicht bewirkt haben, sie in Thätigkeit

verse-

versetzen können? Mit der Miene des edelsten Bewußtseyns sprechen sie allenfalls — wir sind nicht Schuld daran — und gehen untheilnehmend den Elenden vorüber. Er schreyet ihnen nach; aber sie verdoppeln ihre Schritte; denn sie hätten, ihrer Meinung nach, viel zu thun, wenn sie bey jedem Leidenden still stehen sollten, und sehens für Pflicht an, in deren Ausübung man keinen unterbrechen dürfe, das Jeder, dem Gott eine Last auflegt, sie auch tragen müsse. O die Unempfindlichen! Wie würden sie schreyen über Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, wie würden sie Himmel und Erde in Bewegung setzen, wenn sie das Schicksal jemals in eine so jammervolle Lage würfe; wenn Menschen sie aus derselben retten könnten, und sie hülflos in selbiger umkommen ließen!

Ach! Glückliche, Selige auf dieser Welt, die für so unzählige eine Welt des Jammers noch ist, es ist endlich einmal Zeit, daß ihr alle, alle aus dem engen Kreise eures Ich hervortrettet, eure leidenden Brüder in ihn aufnehmet, und euch ihr härteres Schicksal zu Herzen gehen lasset. Seht im Leidenden einen Menschen, und erwärmet euch mit Gefühlen der Menschlichkeit für ihn. In allen euren Handlungen gehet auf Gemeinnützigkeit, auf Menschenliebe, und auf Segenstiften, aus!

Wei-

Weise! verschwendet das Leben nicht in Untersuchungen, die ohne allen Nutz und Frommen für die Welt sind. Studirt das, was anwendbar ist, und was die Summe der menschlichen Leiden auf Erden vermindert. Nur die Wissenschaften und Kenntnisse sind euer würdig, durch die ihr Wohlthäter eurer Brüder werdet. Seid Weise nicht nur auf euren Studierstuben und für euch; sondern tretet hervor ins Freye, und seid es auch für die Welt. Theilet mit die Reichthümer eures Geistes, die beseligenden Einsichten desselben. Sehet doch, wie so unzähliche, nur aus Mangel an Unterricht, über Glück und Weg zum Glücke noch leiden! Eine mehr thierische als menschliche Erziehung, die sie empfiengen, ließ sie ohne alle Grundsätze, gab sie ihren Leidenschaften preis, und machte, daß die schönsten Anlagen zum Menschen, die ihnen die Natur eben so wenig, als euch, versagte, in ihnen verwilderten. Zündet ihnen das Licht an. Gott will nicht, daß dasselbe nur das Eigenthum einiger Wenigen seyn solle. Nimmermehr ist der größte Theil des menschlichen Geschlechts dazu bestimmt, daß er irre gehen solle. Helfet Vorurtheile und Aberglauben ausrotten; sie sind noch die Zerstörer der Wohlfahrt so vieler Tausende. Machet einfältige Wahrheit, die zur Ruhe leitet, Tugend, die Vorschmack vom Himmel giebt, gemeiner. Werdet da-

durch

durch Retter für viele, die schon im Verderben sind, und Warner für noch mehrere, die, sich in selbiges erst zu stürzen, in Bereitschaft stehen.

Lehrer der Religion! hasset diese Weisen, diese Erleuchter ihres Geschlechts, nicht, sondern gesellet euch zu ihnen; machet mit ihnen gemeinschaftliche Sache. In euren Händen ist ein grosser Theil der Volksglückseligkeit, und der Hülfe, auf die die Verlassenen hoffen. Euer Stand ist zum Segen geschaffen; das heilige Ansehen, welches die Stäten haben, von denen ihr redet, erleichtern euch das Segengeschäft. Ihr könnet so, wie zur Fortpflanzung der Irrthümer, so auch zur Ausrottung derselben, das meiste beytragen. Der Glaube des Volks bildet sich nach euren Vorträgen. Ihr könnet durch Verketzerungen machen, daß Elende umkommen: ihr könnet, wenn euch der Geist der Menschenliebe beseelt, tausend Hände und Füsse für sie in Bewegung bringen. Lasset den Geist Jesu Christi auf euch ruhen. Polemisirt, verdammet, verfolgt nicht weiter von den Kanzeln herab. Erreget die Kinder eines Vaters im Himmel nicht mehr, daß sie Steine gegeneinander aufheben; besänftiget vielmehr die erbitterten Gemüther, und vereinigt sie alle in der Ausübung des höchsten Gebots der Menschenliebe. Bildet euch ganz

nach

nach eurem grossen Meister; haltet euch nicht bey Lehrsätzen auf, die sich nicht unmittelbar auf die Religion gründen, und zur Glückseligkeit der Menschen nicht einen Scherf werths beytragen; sondern traget praktische Wahrheiten vor, wie Er; schaffet die Herzen der Menschen um, und führet durch Darstellung und Auseinandersetzung der göttlichen Reize des Wohlwollens, des Mitleids und der thätigen Erbarmung, die Unglücklichen ihren Helfern in die Arme. Benutzet den Trieb der Selbstliebe im Menschen zur Beförderung seiner Tugend, und nehmt alle Beweggründe, die euch Vernunft und Religion, die Zeit und die Ewigkeit, darbieten, zusammen, wahre Gottseligkeit, thätiges Christenthum, unter euren Brüdern herrschender zu machen. Wahrlich, der Leidenden sowohl aus Selbstverschuldung, als aus Härte der Glücklichern, müssen mit jedem Tage weniger werden, sobald ihr alle in eure eigentliche Bestimmung tiefer eindringet, und eurem Amte mehr Genüge leistet!

Starke! lernet euren Beruf recht kennen und erfüllen! Euch schuf die Natur nicht darum so kraftvoll, daß ihr jeden, der euch hinderlich wird, um so weiter von euch wegschleudern, den Unschuldigen, der sich euren ungerechten Forderungen nicht gutwillig ergeben will, mit Gewalt

zu Boden werfen, und alles um euch her in Furcht und Schrecken versetzen solltet. Ihr empfienget vielmehr dadurch den feyerlichsten Auftrag, in wirklichen Lebensgefahren und in schrecklichen Nöthen, die Unterstützer, die Befreyer, Anderer zu werden. Sobald so ein Fall eintritt, daß ein Mensch im Begriffe ist, umzukommen, müsset ihr diejenigen seyn, welche sich durch einen ganzen Haufen herbeygeeilter Zuschauer hindurch drängen, den Leidenden ergreifen, eigene geringe Gefahren dabey nicht scheuen, und, die Schöpferthat, die Rettung, an ihm zu vollbringen, streben.

Reiche! Begüterte! höret auf, zu denken, daß euch die Fürsehung blos zu eurem Vergnügen, zu eurem Wohlleben, oder gar zur Befriedigung der ausschweifendsten Leidenschaften, vor tausend andern so mit Ueberfluß segnete! Welche niederschlagende Vorstellung müßten sich die Armen von Gott, ihrem und eurem Schöpfer, und dem Austheiler aller Güter, machen, wenn dem also wäre! Noch mehr höret auf, zu denken, daß euch Reichthümer verliehen wurden, um sie nur zu besitzen, und aufs sorgfältigste zu verschließen. Warum grub man sie aus den Eingeweiden der Erde, wenn sie abermals durch euch vergraben, und eben so unnütz für die Welt gemacht werden sollten,

ten, als sie dort gewesen sind? Waren es nicht Menschen die sie ergruben? Sollen sie nicht auch Menschen zu statten kommen? Ist es nicht mehr, als Raserey, die ganze Bestimmung seines Vermögens darinn zu suchen, daß man es nur habe? Sobald ein Mensch etwas hat und besitzt, muß er es auch anwenden und genießen; und, sobald Gott einem Menschen etwas giebt, kann er es ihm unmöglich nur darum geben, daß er es habe. Werdet alle Anwender und Geniesser, ihr Reichen der Erde! Nur den Reichen schmerzt es in seinem Tode nicht, seine Güter zu verlassen, der sie genossen hat. Geniesset, und — lasset genießen. Durch Theilnehmungen, die ihr verstattet, wird der Antheil, den ihr selbst an euren Gütern nehmet, erst rechtmassig. Rohet Verschwender zu seyn — es im Anblick vieler tausend Nothleidenden zu seyn. — Gott, was für eine von aller menschlichen Empfindung entfernte Seele gehört dazu! Auf euch, ihr Begütterten, auf euch sind die Blicke der Armen gerichtet. Entziehet euch ihnen nicht; — es sind Blicke voll Thränen; um Erbarmung flehende Blicke. Nach euch hin winseln Waisen und Wittwen, aufgezehrte Kranke, und treue Arbeiter im Alter, die zu wenig erwarben, um in Tagen, wo sie ihre Kräfte verlassen, nicht hungern zu müssen. Wie viel Millionen Klagen könnet ihr stillen! Wenn euch die Arglist

betrügt: so müsset ihr euren Gram darüber verbergen. Wenn ihr aber ganze Familien mit dem, das euch der Betrüger aus den Händen wand, glücklich gemacht hättet: so könntet ihr eure Freude darüber vor aller Welt genießen. Danket es der Gutherzigkeit der Menschen, und dem Christenthume, welches diese stiftet, wenn die Hartherzigen unter euch nicht öffentlich beraubet werden. Ermuntert diese, daß sie, wenn sie nicht aus Menschenliebe Wohlthäter werden können, es wenigstens zu ihrer Sicherheit werden.

Angesehene, Erhabene, lasset in eurem Schatten die verfolgte Unschuld, das sprachlose Verdienst und die verachte, unterdrückte, niedrigere Klasse der Menschheit ruhen! Redet, wandelt, wirket für sie. Gott machte eure Stimme stark; lasset sie durchdringen zum Beßten derer, welche nirgends Gehör finden können. Gott machte eure blosse Gegenwart kräftig; verwendet sie für den Mann, ohne Freund, und ohne Schutz, und seyd ihm besonders nahe. Schaffet dem Rechtschaffenen ein leichteres, beschwerdeloses Fortkommen; befördert die Bitten der edelmüthigen Bescheidenheit; reißet der Grausamkeit, der Verfolgungssucht, die schöngleißende Larve ab; und setzet den, welchem Gewalt geschah, wieder

in den Besitz seiner Gerechtsame ein. Tretet keine Thräne mit Füssen; es weine sie denn der Bösewicht, deme sein Bubenstück mißlang, und deshalb Zähne knirscht. Gott ist die Liebe; — jeder, der Euch wandeln siehet, müsse Gott wandeln zu sehen glauben. — —

O ihr Glückseligen der Erde, könnet ihr in Abrede seyn, daß solchergestalt, sobald ihr alle, durch Menschenliebe angetrieben, thätig werdet, dem grössesten der menschlichen Leiden und Klagen abgeholfen seyn würde? Was für ein sanftes Joch, den Schultern der Menschheit aufgelegt, würde denn das noch übrigbleibende Elend seyn! Noth und Jammer aller Art würde dann nur dazu dienen müssen, höhere Tugend zu bewirken; höhere Tugend an den Seelen der Leidenden und an den Seelen ihrer Unterstützer und Retter. Und so würde der Wille des Schöpfers erfüllt. Die Menschheit unterstützt ihre Forderungen an euch mit den heiligsten Gründen. Bey Gott bitte ich euch — erwäget dieselben.

Wollet ihr den Schöpfer sinken lassen — den Urheber eures Seins, den, der euch vor Tausenden so vorzüglich beglückte? Wollet ihr ihn sinken lassen in den Augen der Leidenden vor euch selbst, und vor der ganzen vernünftigen Schöpfung? Ach! erkennet doch, daß eben diese so

äusserst ungleiche Vorstellung der irrdischen Segnungen Gottes der Stein des Anstosses für den grossen Haufen, und eine Quelle der Zweifel und des Unglaubens für so unzähliche noch sey. Welche Vorwürfe empfängt die Fürsehung deshalb! In euren Händen ist es, sie vor selbigen zu sichern. Ihr könnet machen, daß das, was erst Zweifel und Unglauben hervorbrachte, für die ganze Welt der höchste Beweis von der Weisheit und Güte Gottes werde.



Süsse Schwermuth beym Gedanken der Verstorbenen.



Sie sind nicht ganz für mich dahin; — ihre Bilder umschweben mich noch. Ewig werde ich nicht nur ihrer nicht vergessen; sondern es gelingt mir auch zuweilen, sie mir so lebhaft vorzustellen, als wandelten ihre Gestalten vor mir auf und nieder. Bis auf den kleinsten Zug sind sie es. Alle die Gebehrden, die ihnen eigen waren — eben die Miene der Freundschaft, durch die sie mich so fesselten — der ganze Blick voll Liebe, den sie über mich ausgossen — Alles,

alles

alles so, wie es lebend war. Denn ist's mir, als gienge ich auf sie zu, als breitete ich meine Arme um sie her, und drükte sie, wie sonst, mit Wärme an meine Brust. Lasset es seyn, daß es Täuschung ist! die Täuschung ist so süß, so sanft, daß ich für sie gern tausend eurer Wirklichkeiten hingebe.

Was für ein geheimes, unnennbares, von allen andern so ganz verschiedenes Vergnügen gewährt es der Seele doch, an ihre verstorbenen Freunde zu denken, und sich mit ihnen zu unterhalten! Anfangs zittert zwar ein stiller Schmerz durch sie hin, den der Gedanke ans Geschiedenwordenseyn erweckt; aber er verbindet sich bald mit den seligern Empfindungen der Liebe und des Danks, mit den sanftesten Anerinnerungen der erhaltenen unzählichen Beweise von der Freundschaft der Todten, mit den zärtlichsten Theilnehmungen an ihrer Vollendung; und geht zulezt durch die himmlischen Ahndungen baldiger Wiedervereinigung mit ihnen in die reineste, geistigste Wollust über. — Gott! wie viel ist eine Stunde, so hingebracht, werth! Wie stärkt sie das Herz im Guten.

Ich bin izt so einsam. Alles Geräusch um mich her ist todt. Die Stille der Natur begünstigt

meine Empfindungen. Entschlummert in mir, alle andere Vorstellungen! Ich widme meinen verblichenen Lieben diese Augenblicke.

O, wo ruhet ihr alle, ihr Redlichen? Wohin wende ich mich, um jedes eurer Gräber zu finden? Sanket ihr doch so zerstreut von mir und von euch unter einander! Einige von euch schlummern in der Nähe, und ich ruhe vielleicht einst an ihrer Seite. Andere führte das Schicksal fern von mir. Mancher starb gar vom Vaterlande und von allen den Seinen geschieden, und staubet unter einem fremden Volke. O wie mochte er im Tode sich sehnen, noch einmal zu sehen das Land, das ihn gebahr, und noch einmal zu sehen seine Freunde, und noch einmal zu segnen sein mütterliches Land und sie! Der Wunsch ward ihm nicht gewährt, und er weinte eine Thräne mehr darüber. Ich breite meine Hände allenthalben nach euch aus — gen Abend und gen Morgen. Und schlieffen einige von uns unter Himmelsstrichen, wo ich sie nicht suchte: so ist meine Rechte oder Linke doch irgenwo nach ihren Grüften hingestreckt, ohne daß ich es weis. Liebevoll führe ich euch alle im Geiste in meine Hütte zurück, wo noch Raum für euch insgesammt ist, und stelle euch alle in einem Reihen um mich her, und denke: Dieß waren der edelsten,

de-

besten Menschen, die jemals gelebt haben, einige; die, die dir Gott auf eine Zeitlang zu Gefährten des Lebens, zu Freunden und zu Versüssern deiner Leiden, gab; die du suchtest und fandest; die du liebtest, und von denen du wieder geliebt wardst; die im Tode noch deiner im Segen gedachten, und derer du auch ewig nicht vergessen sollst.

Ach! ihr littet wohl viel, ehe ihr sterben konntet! Einige von euch sah ich scheiden, und sie hatten eine Stunde voll harten Kampfs. Noch blutet die Wunde, welche der Anblick davon meinem Herzen schlug. Mir fieng an, zu grauen vor meiner Stunde, wenn sie einst kommen würde. Ich faltete meine Hände, und seufzte: ist's nicht genug, daß der Wurm zertreten werde? Muß er unterm Fußtritt seines Zerstörers sich noch so jämmerlich quälen? Ich sah eure Leiden, und eure Großmuth zugleich; aber diese verursachte schier, daß jene noch gewaltsamer mich rührten. Manchen von euch lohnte das Schicksal im Leben für seine Treue nicht genug. Er arbeitete wacker und unermüdet; aber sein Werth ward verkannt. Er schien zu redlich für diese Welt zu seyn, und konnte sich nicht in den Ton der Schmeicheley, der Hinterlist und der Rachgierde, stimmen. Kaum, daß ihm vergönnt ward, einen überaus mäßigen Antheil an Le-

bensgenüssen zu nehmen, und mit grossen rückständigen Anfoderungen an die Erde verlies er sie.

Entflohn, entflohn seyd ihr alle. Auf viele von euch hatte ich länger gerechnet; aber ich habe in der Rechnung geirrt. So ists hiernieden. Es ist uns nichts gewis; auch der beste Freund ists nicht. Man findet einen Freund, umarmt ihn, und hat in seinen Umarmungen die ganze Welt. Man verliehrt ihn wieder. Kann man auch weniger in ihm verliehren, als man in ihm hatte? — Welche Leeren um mich her durch euren Tod? Zwar ist die Welt noch nicht an guten Menschen arm. Aber es gibt eine das Leben erst wahrhaftig versüssende Herzlichkeit, die nur eine Folge eines Jahrlangen Umgangs ist. Auch giebt es unter tausend guten Menschen oft kaum einen, der vollkommen mit uns sympathisirt. Viel, unzuberechnen viel, verlohr ich mit euch. Wiederkommen müstet ihr: ihr selbst müstet wiederkommen, wenn euer Verlust mir ganz ersetzt werden sollte.

Doch, ihr ruhet nun. — Welch eine Stille entsteht in und ausser mir, indem ich dieß denke! Freundschaft, Liebe, Leben, Welt und alles, alles feyert für euch. Ihr ruhet vom Leiden und vom Thun. O wohl euch, daß ihr vollbrachtet!

Wein

Wem ist der Abend mehr zu gönnen, als dem Arbeiter, der den Tag über seine Kräfte anstrengte? Ihr verliehret dadurch den Lohn eures Tages nicht. Es ist euch sicher aufgehoben; ihr sollet ihn doch genießen, und nicht vergeblich gearbeitet haben. Durch eine bestimmte Muße von allen Geschäften, durch eine erquickende Rast im Schooße der Mutter sollet ihr zum vollen und recht herzlichen Genusse desselben nur geschickt gemacht werden. Euer Feld ist bestellt. Ihr habt zugesäet. Das letzte Korn, welches von euch ausgeworfen ward, waret ihr selbst. Dieß wird zuerst wieder aufgehen, und hervorwachsen; und alsdenn die ganze Saat um euch her. Wie ehrwürdig ist der Gedanke an Menschen, die das Ziel erreicht haben, nnd schon vollendet sind! sanft und süs sey euch die Ruhe! Um so sänfter und süsser, je mehr ihr leiden mustet. Ach, sehntet ihr euch nach ihr unter grossen Schmerzen: nie sollte ich sie durch den Gedanken, daß ihr noch da seyn, und noch leiden möchtet, auch nur fernerweit wagen, zu stören? Verlieh sie euch Gott mit Barmherzigkeit, der eure Kämpfe und Thränen sah: so müsse auch euer Freund sie durch seine Zufriedenheit mit ihr segnen! Nun nagt kein Schmerz mehr an euren Gebeinen. Nun verfolgt euch die Rache nicht mehr. Nun fühlet und sehet ihr auch kein Elend weiter. Es geschehe

auf

auf Erden, was da will, es komme Unglück und Verderben — trift es doch euch, meine Freunde, nicht mehr. O die Vorstellung solcher Menschen, die nun alles überwunden haben, die auch über den Tod schon weg sind, was für ganz besondere Empfindungen weckt sie doch! Geht es doch dem Manne, der sich mit ihr unterhält, wie dem, der in einem schwachen, halbsinkenden Fahrzeuge unter Sturm und Wetter noch an der Küste umhergetrieben wird, und die, welche mit ihm lange auf dem weiten Meere fuhren, schon aller Gefahr entkommen, auf dem Gestade erblickt. Je mehr ich an euch denke: mit desto weniger Aengstlichkeit denke ich an euch. Ja, ja, es werden Tage kommen, und ich sehe sie schon herannahen, in welchen ich mich eurer mit voller Seelenruhe, mit voller Heiterkeit, erinnern werde.

Aber, nie werde ich mich eurer erinnern, ohne euch meine zärtlichste Erkenntlichkeit für alle die tausendfältigen Beweise eurer Liebe, die ihr mir lebend gabt, für die sanften Lebensgenüsse, die ihr mir verschaftet, und für alles das Gute, welches ihr oft, ohne es zu wissen, für mich stiftetet, noch in jene Welt hinüber zu widmen. Auch nur zu sehen, daß ich von euch geschätzt ward, war mir schon Seligkeit; denn ihr

wa-

waret selbst vortrefliche Menschen. Durch eure Achtung für mich legtet ihr ein herrliches Zeugniß für meinen Werth ab. Und, wenn ich von Hunderttausenden wäre geschmeichelt worden, die es nur, um mir gefällig zu werden, oder aus Weltbrauch, gethan hätten: so wäre mir dieß nie so lieb gewesen, als, daß auch nur Einer von euch zu mir gesprochen hätte: du bist meiner Freundschaft werth. Noch ist mir's lebhaft im Angedenken, wie ich in solchen Augenblicken, da ich überzeugt ward, daß ich von euch geschätzt werde, ein erhöhetes und gestärktes Gefühl meines eigenen Werths empfand. Und, so lange ich lebe, wird, so oft ich von Menschen verkannt werde, euer für mich abgelegtes Zeugniß mich darüber entschädigen und zufrieden stellen.

Wie rein war unsere Freundschaft! Mit dem innigsten Vergnügen denke ich noch oft der ganzen Geschichte derselben nach. Ihre Quelle entsprang wie im Himmel. Uns verband nicht gemeinschaftlicher Trieb zum Laster, nicht Betrug, nicht Müßiggang, nicht Rachsucht gegen Feinde, denen wir einzeln etwa nicht schaden konnten. Gefühl für Tugend und Redlichkeit, in welchem wir harmonirten, bestimmte unsere Seelen schon für einander, ehe wir uns kannten. Und kaum waren wir einander so nahe gekommen,

daß

daß wir uns erkennen konnten: so umarmten wir uns auch. Wir sahen einer den andern eine edle That ausüben, und reichten uns in demselben Augenblicke die Hände; oder wir waren zu einer und derselben Zeit im Begriffe, eine und dieselbe gute Handlung zu verrichten, und ergriffen einer den andern dabey, wie von ohngefähr, und hielten uns von Stundan fest. Eigenes Unglück, und fremdes Unglück, eins wie das andere, vereinigte uns. Wir fanden aneinander Menschen. O seligster Anfang der Freundschaft, wenn sie auf Menschenseyn und Menschheitausüben gegründet wird! So dauert sie lang; so dauert sie bis an den Tod. Von solcher Dauer war die unsrige. Wir waren einander nahe gekommen, und kamen uns täglich näher. Und, je näher wir uns kamen: desto mehr schätzten und liebten wir uns. Immer fanden wir noch mehr gute Seiten an einander: und auf jeder derselben knüpfte sich ein neues Band.

Ach! kommet zurück, ihr in den Umarmungen so edler Freunde verlebte himmlische Tage, kommet in mein Gedächtniß zurück! Ihr seyd von denen einige, an die ich ohne Röthe, und mit Seelenfrieden, denken darf. Welche reine Freuden gewährtet ihr mir! —

Wenn

Wenn wir nacheinander ausgiengen, und mitten auf dem Wege einander entgegen kamen, uns in die Arme, und an den Busen, sanken, und ewigdaurende Liebe uns — versprachen — nein, schon einer in des andern Augen lasen, o wie segnete und pries ich da mein Daseyn auf Erden so hoch und hehr!

Wenn wir denn über unsere Angelegenheiten, Vorsätze, und Schicksale sprachen, Rathschläge einander gaben, und voneinander nahmen, uns ermunterten, oder abmahnten, unsere Welt und Menschenkenntnisse einander mittheilten, und auf allen Seiten einander behülflich wurden: wie empfand ich da der Freundschaft Werth!

Wenn wir denn die Reize der Natur zusammen genommen, oder in den frohen Zusammenkünften der Menschen wären: wie ward ich so fest davon überzeugt, daß alles, alles auf Erden, so schön es auch an sich schon sey, durch die Liebe doch noch schöner werde!

Freude, ihr Lieben, hatte ich bey euch. Freude in unaussprechlicher Menge. Aber Stärkung im Guten in gleicher Masse. Ich überlasse es euch, zu bestimmen, wie viel ich euch auf dieser Seite geworden sey; so viel weis ich aber

ihr

ihr wurdet mir überaus viel auf selbiger. In eurem Umgange ward mein Gefühl des Guten reiner und erhöheter; mein Geschmack am wahren Schönen bestimmter, fester und leidenschaftlicher. Ich danke es euch größtentheils, daß mein Herz jetzt dasjenige ist, welches es ist. — Ich hatte schon viel Trieb zur Tugend, ehe ich euch kannte; aber es fehlte mir noch an Menschen, die durch ihr edles Beyspiel diese Triebe zur Thätigkeit brächten. Ihr wurdet meine Freunde, und übtet die schönsten Handlungen vor meinen Augen, und in meinen Armen, aus. Ich sahe sie, und ahmte euch nach. Ja, ich habe sie genau angemerkt — viele gute von mir ausgeübte Thaten, deren ich mich noch itzt freue, die ich ohne euch nicht vollbracht hätte; und manchen unlautern Vorsatz, dessen ich mich noch schäme, den ich ohne euch ins Werk gesetzt haben würde. Gönnet mir die Freude, daß ich euch meine Lehrer, meine Zurechtweiser, meine ewigen Wohlthäter, nenne. Wie erweitertet ihr meine Kenntnisse von Wahrheit und Recht! Wie unterhieltet ihr euch so feyerlich mit mir über jede Angelegenheit, die dem Menschen auf seine ganze Bestimmung wichtig ist! Sprachen wir nicht oft über Gottes Daseyn und Fürsehung, und über die Seligkeiten des Glaubens an beyde? Suchten wir nicht einzudringen in des Schicksals heilige

Wege?

Wege? Standen wir nicht oft anbethend still, wenn wir bis ans Ziel menschlicher Blicke gekommen waren, und freuten uns auf künftiges Leben? O wie verschwand denn aus unsern Augen die erste Welt! Wie waren wir schon im Geiste in der zwoten, und waren eben so da wieder Arm in Arm, und sahen weit mehr, und priesen Gott noch mehr! Ueberall stärkten wir uns im Vertrauen auf ihn. Er war uns allenthalben nahe; — in der Natur am nächsten. Da sahen wir am Himmel mehr, als Sonne, Mond, und Sterne, Regenbogen, und Wolken; da fanden wir auf der Erde mehr, als Blumen, Bäume, und Früchte. Ihn — ihn fanden wir; weise und mächtig, liebend und rein, Anfänger und Vollender und Erbarmer aller seiner Werke, Urheber des gesammten Guten, welches der Mensch hat und hofft, sieht und glaubt, begreift und anstaunt, und Verwandler des Fluchs in Segen. Unsere Lieblingsbeschäftigung war es, den Bezug einzelner Theile der Schöpfung aufs Ganze, und die Uebereinstimmung aller Werke Gottes zu einem grossen, gemeinschaftlichen Zweck aufzusuchen. Wie dachten wir darüber bald jeder einsam für sich, bald vereinigt, nach! Wie schufen wir im letzten Falle durch Einwendungen, Zwischenreden und Beantwortungen, ganze neue Reihen von Gedanken einer in des andern Seele! Wie eilten wir im

erstern, jede gemachte neue Bemerkung und Entdeckung, die uns mehr Licht über die Sache zu verbreiten schien, einander mitzutheilen, und so eine von den mannigfaltigen Dissonanzien der Schöpfung, und der Welt, und des Schicksals, nach der andern in ewige Harmonie aufzulösen! So oft uns dieß gelang, und wir Gottes Sache vertheidigt hatten, sahen wir uns eben so beruhigt darauf an, als hätten wir unsere eigene vertheidigt; und wir schienen uns um so glücklicher zu seyn, je grösser uns Gott ward. Mit frommer Inbrunst denke ich an die Stunden zurück, in welchen die Liebenswürdigkeit und Göttlichkeit des Christenthums, und der erhabene Karakter seines Stifters, der Gegenstand unserer Gespräche waren. Wie bestrebten wir uns da, die Lehre Jesu von allem menschlichen Aberglauben zu entkleiden, und sie in ihrem natürlichen und einfältigen Gewande unsern Augen darzustellen! Wie groß ward uns der Herr in allem, was er sprach und that? Zitterte nicht oft eine Thräne reiner Liebe in unsern Augen, wenn wir von seinem Leiden und Tode sprachen? Glaubten wir von dem Augenblicke an nicht noch weit inniger an ihn? Entschlossen wir uns nicht zu einer noch eifrigern Nachfolge seiner?

Ach! ihr seyd ihm schon gefolgt durch Leiden und durch Tod! Mir aber sind noch wichtige,

feyer:

feyerliche Lagen übrig, in welchen ich ihm ähnlich werden soll. Ich blicke auf euch, wie ihr ihm treu verbliebet. Ich habe von euch gelernt, in allen Lagen des Lebens Grösse und Schönheit der Seele zu zeigen: Ich lernte von euch Aufrichtigkeit und Mitleid, Uneigennützigkeit und Feindesliebe. Zuletzt lehrtet ihr mich auch noch Standhaftigkeit, Geduld, und frommes Harren, mitten unter allen Niederlagen der Natur. An den Betten habe ich gestanden, auf welchen einige von euch den Geist verhauchten. O unvergeßlich, mit immer gleichlebhaften Zügen vor Augen schwebend, soll mir das Bild bleiben, welches ihr mir da reichtet! Ach! wie ihr da kämpftet und ranget! Wie man die gewaltsamsten Schmerzen in den willkührlichen Bewegungen eurer Glieder sah, in der Trübheit eurer Augen las! Und wie ihr doch strebtet, die hin und her zitternde Hände vor Gott noch zu falten! Und wie ihr durch euren trüben Blick, so oft ihr ihn gen Himmel richtetet, ein sanftes Licht ewiger Hoffnungen auf den Weltschöpfer hervorbrechen ließet! Da war Stätte des Unterrichts für mich, und heilige Schule der Erbauung! Ich wohnte eurem Tode bey, sah, wie schwer es oft dem Menschen werde, zu sterben, empfieng einen eurer letzten Blicke, und fühlte es, daß ihr mir mit selbigem noch sagen wolltet, daß der Glaube an Gott auch alle

Schwere des Todes trage. Ihr Lieben, ich muß dahin, wo ihr waret. Ich habe noch zu leiden, was ihr littet, und im Leiden noch zu leisten, was ihr leistetet. Kommt einst denn auch meine Stunde: so will ich unaufhörlich eurer gedenken, und mir zurufen: Nun bist du, wo sie waren. Sey daselbst, was sie gewesen sind, und bleib nicht hinter ihnen zurück. Leide, dulde, kämpfe, ringe, siege und sinke, wie sie! Gelingt's mir denn, so standhaft, so ergeben und gläubig im Tode noch zu seyn, wie ihr: so will ich diesen höchsten Grad menschlicher Würde und Tugend noch sterbend euch verdanken. Nein; ihr Lieben, was ihr mir waret, habe ich euch nicht werden können. Weit mehr, als ich euch, unaussprechlich mehr, seyd ihr mir gewesen!

Menschen! laßt uns in Freundschaft leben.

Es klagt von euch der Eine — es klagt von euch der Andere. Jeder klagt über den andern. Im Grunde klagt jeder über sich selbst. Legtet ihr den Haß gegen einander ab: so wäre vielleicht alles eures Klagens ein Ende. Ihr fühlet das

Elend, welches ihr für einander bereitet; ach! möchtet ihr es doch in seinem ganzen Umfang fühlen!

Unaufhörlich gehet ihr darauf aus, einander zu schaden. Bald, wenn der Grad der Demüthigung dadurch für den andern höher wird, thut ihr es öffentlich, und ziehet dabey wie im Triumph einher. Bald, wenn der Streich um so gewißer dadurch ausgeführt werden kann, oder durch die Ueberraschung noch empfindlicher wird, thut ihr es im Verborgenen. Mit Recht sieht sich jeder von euch, sobald er durch irgend einen Vorfall leidet, nach dem andern um, ob solcher nicht von ihm etwa bereitet worden sey. So, wie der Eine bemerkt, daß der Andere Anstalten mache, sich hier oder da einen Vortheil zu stiften: so macht er seine Gegenanstalten, um ihn von selbigen abzuhalten. Jeder sucht des andern Entwürfe auszuspähen und zu vereiteln; jeder sucht des andern Hoffnungen zu täuschen. Hat dieser gearbeitet: so reißt ihm jener den Lohn aus den Händen, und wirft solchen, wenn er ihn sich nicht selbst zueignen kann, doch lieber einem Dritten zu, der ihn gar nicht verdiente, damit der Lohn nur nicht von seinem Feinde empfangen werde. Erblickt der eine den andern bereits im Genuß: so verbittert und vergällt er ihm wenigstens diesen noch. Es ist beynahe unaussprechlich,

wie viel ein Mensch Kraft, Mittel, und Gelegenheit habe, dem andern Unglück zu stiften. Wer sich hiervon nicht überzeugen kann, betrachte nur euch.

Ihr habet nicht genug daran, in eigener Person und mit eigener Kraft einander zu schaden; ihr nehmet auch noch fremde Hände, wo ihr dergleichen nur ergreifen möget, und füget einander mit selbigen die schmerzhaftesten Streiche zu. Ihr würdet gern, wenn es möglich wäre, die ganze Welt einer gegen den andern aufbringen. Bald wendet ihr dazu eure Gewalt, bald eure Freundschaften, bald eure Arglist an; und, wenn ihr dazu nichts weiter besitzen solltet, als die Zunge: so beurtheilet ihr doch wenigstens einander lieblos und hämisch im Rücken; um Menschen unbereitwillig zur Dienstfertigkeit gegen euren Feind zu machen. Ihr bedürftet dieses elenden Kunstgriffs nicht. Die Welt, welche ihr zur Zeuginn eurer Unversöhnligkeit machet, wird dadurch ohnehin schon gegen den einen von euch, wie gegen den andern, weniger gutgesinnet. Sie verabscheuet eure Handlungen, und bemitleidet euch nicht, wenn ihr hernach über einander Klage führet. Ihr könnet euch fest davon überzeugen, daß der größte Theil eurer Fehlbitten, die ihr an Menschen ergehen lasset, von Anblicken der Rache herrühre, welche ihr gegen

einan-

einander ausübet. Seyd nicht unbillig gegen die Welt, und nennet sie eine Versammlung von Menschenfeinden und Unbarmherzigen, wenn ihr allenthalben die Sprache höret: „Mische sich niemand in ihren Handel! Lasse sie jeder sich unter einander selbst aufreiben! Sie verdienen unsern Beystand nicht.“ Erzwinget ihr doch von der Welt diese Sprache. Ist es doch in eurer Macht, sie in einen andern Ton zu stimmen. Nie wurden ihr ungerechtere Vorwürfe gemacht, als die eurigen sind.

Ihr habt noch lange nicht über euren Zustand genug nachgedacht; sonst müßtet ihr noch weit trauriger darüber seyn, als ihr wirklich seyd. Ihr bleibt nur immer bey den äußerlichen Verlusten stehen, welche ihr einander zufüget. Aber es giebt noch Elend von weit höherer Art, das ihr für euch stiftet. Erwäget doch, wie viel edle Handlungen eurer Feindschaft wegen von euch unausgeübt bleiben. Sobald irgend jemand bey euch den Verdacht erweckt, daß er der Freund eures Feindes sey: so versaget ihr auch ihm die Ausübungen der Menschlichkeit gegen ihn. Leute, die, wie ihr, nur immer darauf dichten und trachten, daß sie ihrem Feinde schaden mögen, haben auch überall nicht viel Zeit, daran zu denken, auf andern Seiten Gutes zu stiften. So gehen vielleicht tausend und mehr edle Handlungen für euch verlohren, mit denen

nen ihr dieß euer erstes Leben hättet bezeichnen und schmücken können. Und, was noch mehr ist, auch all der Segen, welchen ihr, wenn ihr sie ausgeübt hättet, in eurem zweyten Leben davon gehabt haben würdet. Diesen Verlust beherzigt; gegen ihn sind alle eure gegenwärtigen äußerlichen Verluste, die euch eure Feindschaft bewirkt, nur eine unbedeutende Kleinigkeit.

Nehmet ihr denn auch gar nicht Rücksicht auf die Beschaffenheit, welche euer Herz durch eure Feindschaft empfängt; auf die Neigungen, welche durch selbige in euch herrschend werden? Ihr wisset beynahe keinen angenehmern Anblick mehr, als euren Feind leidend zu sehen. Ihr sinnet auf nichts mehr, als ihn leiden zu machen. Es hat keine Handlung mehr Süßigkeit für euch, als wenn ihr Unrecht, daß er an euch begieng, mit doppelter Ungerechtigkeit ihm erwiedern könnet. Dadurch gewöhnet ihr euch überall zur Menschenfeindschaft, und eure gesammte Denkart wird mit jedem Tage schwärzer. Haß und Rachsucht werden die stärksten Triebfedern, euch in Bewegung zu setzen, und die Gefühle für wahre Schönheit und Größe im Handeln ersterben in euch immer mehr und mehr. Mag eine menschliche Seele unter diesen Umständen auch ferner Ansprüche auf wahre Glückseligkeit machen können? Besteht unser

Glück

Glück nicht im Gleichgewicht unserer Triebe gegeneinander? Besteht es nicht in dem Bewußtseyn, unserer Natur und Bestimmung würdig zu handeln? Ihr fühlet dieß zum Theil schon selbst durch die immerwährende Unruhe, in welcher euch eure Feindschaft erhält. Haß, Rache, Schadenfreude, und Verfolgungssucht sind zu stürmende Leidenschaften, als daß durch sie das Gleichgewicht der Seele, diese Grundfeste unserer Ruhe, nicht durchaus erschüttert werden sollte. Und wie könnet ihr in Stunden des feyerlichen Nachdenkens über das, was ihr seyn solltet, euch in eurer wahren Gestalt erblicken, ohne vor ihr zu erschrecken? Welch eine Vorbereitung auf unsere fernen Zukünfte! Kann dieß die richtige Bildung und Stimmung seyn, die ihr hier eurem Herzen geben, und mit der ihr in jene Welt übergehen sollet? Wie schicken sich Seelen, die in menschenfeindlichen Gesinnungen sich befestigt, und sie in ihr innerstes Wesen aufgenommen haben, in die Wohnungen der Unschuld, des Friedens, und der reinesten Liebe? Oder dürftet ihr etwa auf ein Wunder hoffen, durch welches die eurigen beym Eingang in dieselben umgeschaffen, und zum Aufenthalt daselbst geschickt gemacht werden? O, daß doch Schaden und Unglück, welche euch jetzt schon eure Feindschaft stiftet, die Mittel werden möchten,

euch vor Verderben zu schützen, dessen Umfang und Dauer von euch noch nicht einmal recht übersehen werden mag!

Ihr liebet doch die Eurigen, welche euch einst hinterbleiben? Ihr seyd durch die menschenfeindlichen Gesinnungen, von denen ihr euch beherrschen lasset, doch wohl noch nicht so weit herabgesunken, daß ihr gleichgültig dagegen wäret, ob es ihnen nach eurem Tode wohl oder übel gehe? Nun erwäget, daß der eine von euch die Erde, auf der ihr so hadertet, eher verlassen werde, als der andere. In was für einer traurigen Lage werden eure Kinder seyn! Haben sie auch etwas geringeres zu befürchten, als, daß euer längerlebender Feind, der auch der ihrige ist, weil sie Eure sind, sie nun zu den Gegenständen seines Hasses machen, sie an eurer Statt anfeinden, manches, das er an euch nicht rächen konnte, an ihnen noch rächen, weil er euch nicht mehr verfolgen kann, sie verfolgen, und um so grausamer gegen sie seyn werde, je ohnmächtiger sie sind? Oder glaubt ihr etwa, daß euer Feind nach eurem Tode milder denken werde? Wer soll dieß bewirken? Ihr, oder er, oder sie? Ihr seyd alsdenn nicht mehr da; und durch euren Tod habt ihr ihm ein Hohngelächter erweckt. Von ihm selbst erwartet doch ja nicht zuviel; denn er ist ein Mann, den ihr in Rache geübt und vollkommen machen geholfen habt. Und die Eurigen? Habet ihr ihnen nicht Mistrauen gegen euren Feind eingeflößet? — Noch mehr. Was werden eure und

eures

eures Feindes Kinder, wenn ihr längst dahin seyd, anders thun, als was ihre Väter thaten! Sie werden sich anfeinden, wie ihr euch anfeindetet, sich verfolgen und unglücklich machen, wie ihr euch verfolget und unglücklich gemacht habt. Familien- und Geschlechterhaß wird eintreten, festwurzeln, und um so viel stärker werden, je mehr neue Beleidigungen, die der Nachkomme empfängt, sich zu dem Andenken derer gesellen werden, welche seine Vorfahren empfiengen.

Ich will euch den Gedanken an euren Tod auch noch von andern Seiten wichtig machen. Nehmet an, daß es dem Längerlebenden von euch, wenn ihr längst getrennt wäret, durch schwere Misgeschicke, oder durch Gewissensregung, bewegt, einfiele, zur Aussöhnung mit ihm sich hinzuneigen; welche Erschütterungen würde es auf euch machen, daß dieselbige alsdenn unmöglich wäre! Ihr würdet eure Arme allenthalben nach ihm hin ausbreiten, und ihn nirgends mehr ergreifen können. Die Vorstellung davon, daß es unumgänglich nöthig sey, seine Streitigkeiten noch hiernieden beyzulegen, und daß ihr Zeit und Gelegenheit genug dazu gehabt, ohne euch ihrer zu bedienen, würde euch den Abend eurer Tage äußerst trübe machen. Träumend und wachend würdet ihr ihn vielleicht oft zu sehen glauben, und die Vorwürfe schon von ferne hören, welche in seinem Munde eurer warten. Ihr würdet die Oerter fliehen, an denen er eurer Rache besonders ausgesetzt war. Den Anblick derer,

wel-

welche mit ihm verbunden waren, würdet ihr kaum ertragen können. Und so trostvoll sonst für den Greis, welcher des Umgangs mit der Welt beraubt, und einsam da sitzt, der Gedanke ist, daß er bald zu seinen vorausgegangenen Freunden wieder komme: so schaudervoll würde euch der Gedanke werden, bald da zu seyn, wo ihr den Mann wieder fändet, den ihr mit Groll im Busen gegen euch abgehen liesset. Ihr würdet den Hinblick ins Grab vermeiden wollen, und könntet doch nicht; das Grab ist euch zu nahe. Wie schrecklich würdet ihr denn erst euer gethanes Unrecht empfinden, wenn ihr es auf keine Weise mehr zu eurer Zufriedenheit vergüten könntet!

Und nun denket euch in jene Welt selbst hin. Da ist er wieder vor euch — der Mann, gegen den ihr nichts, als Tücke und Schadenfreude hier empfandet. Wird eure Seele sanfterer Denkart gegen ihn fähig seyn? Wirds die seinige gegen euch seyn? Oder, wenn beydes ist, werdet ihr dessen, was zwischen euch und ihm geschah, uneingedenk seyn können? Werdet ihr, wenn ihr daran denken müsset, es ohne Vorwurf, Scham und Reue thun mögen? O wie viel muß jedes Glück jener Welt dadurch an seinem Reitz für uns verliehren, wenn wir es auch nur vor den Augen eines Menschen genießen sollen, von dem uns unser Herz sagt, daß wir

zur

zur Verschlimmerung seiner Seele beygetragen, ihn mit unwürdigen Gesinnungen angefüllt, von edlen Handlungen abgehalten, und dadurch des Segens derselben beraubt haben! Kann Seligkeit dabey bestehen, wenn wir einen Mann erblicken, dem wir bis ans Ende Zerstörer seiner Ruhe waren? Ach! was wirklich mit der Einrichtung unserer Seele streitet, wird ewig mit derselben streiten. Ziehet dieß in die sorgfältigste, heiligste Ueberlegung, und machet Ende eures Haders. Ihr habt euch lasterhaft gemacht; es ist Zeit, daß ihr euch nun wenigstens einander im Guten stärket. Ihr habt eure Herzen gegen einander verbittert: löschet noch die Flamme, daß sie nicht in jene Welt hinüber lodere. Könnet ihr auch wohl einen einzigen Gedanken an die Ungewißheit des Lebens recht lebhaft denken, ohne die Arme nach einander auf der Stelle auszubreiten? Ihr seyd unglücklich; aber euer Unglück ist von der Beschaffenheit, daß Menschen ihm abhelfen können. Tausendfaches Elend ist nicht von dieser Art. Dieß muß geduldet, durchgerungen werden. Die Menschen, welche dem eurigen abhelfen können, müssen die bereitwilligsten dazu seyn, denn ihr seyd diese selbst. Warum wollet ihr länger leiden?

Sollte der Gedanke, daß derjenige von euch sich für den schwächsten erkläre, welcher zuerst

Ge=

Geneigtheit zur Aussöhnung blicken liesse, im Ernst euch verlegen machen können? Giebt es denn kein anderes Nachgeben, als aus Mangel der Kraft? Kann man nicht auch aus Abscheu an seitheriger Anwendung derselben nachgeben? Unterscheidet sich nicht beydes auch durch äußerliche Merkmale auf das deutlichste von einander? O wie leicht muß es euch werden können, euren Feind und die ganze Welt davon zu überzeugen, daß ihr auf die letztere Weise die Nachgebung ausübet! Und wo ist alsdenn ein Mensch von Werth, in dessen Augen ihr nicht durch sie gewinnen sollte? Jeder kennet die Stärke des verjährten Hasses. Wenn daher ein zur Rache noch immer genug gewaltiger Mann durch Ueberlegungen es an sich dahin bringen kann, daß er ihn bey Seite lege: so erweckt er dadurch hohe Begriffe von seiner Geistesstärke. Er wird bewundert und geliebt zugleich. Wie freudig muß ihm selbst das Bewußtseyn werden, noch mehr Gefühl für die Tugend aufbewahrt zu haben, als sein Feind; der sonst, wenn er ihn daran überträffe, sich früher zur Aussöhnung bereitwillig gezeigt haben würde, als er! Mit wie viel sanfterer Seelenruhe, als dieser, wird er in Zukunft an die ehemalige Feindschaft, die nichts, als Böses stiftete, zurückdenken, wenn er durch Ver-

söh-

söhnungsantrag den größten Antheil an Beylegung derselben, und an allen nachherigen Vergütungen des durch sie angerichteten Schadens, genommen hat! „Ich will mich, und meinen Feind, nicht mehr verschlimmern — ich will ihn, und mich nicht mehr unglücklich machen„ — verherrlichen diese Vorsätze nicht die Seele, welche sie fassen und ausführen kann?

Freylich muß auf einer von beyden Seiten die letzte empfangene Beleidigung alsdenn unerwiedert bleiben; denn, wenn dieß nicht ist: so nimmt der Feind die Erwiederung derselben als neue Beleidigung an, und erwiedert diese ebenfalls; und so währet die Rache fort, bis der Tod den einen oder den andern Theil mit Gewalt in Rest lässet. Gestehet es nur, es ist nicht sowohl das Andenken an die alte Feindschaft, sondern vielmehr allemal das Gefühl der neuen, letzten erhaltenen Beleidigung, welche euch in Erbitterung gegen einander forterhält. Jeder von euch siehet die jüngste ungerechte Handlung des andern gegen sich, die doch im Grunde nur Rächung der vorhergegangenen gegen ihn ist, für den ersten Ausfall wieder an, der auf ihn geschieht. Aber schauet doch um euch her. Muß nicht mannigfaltiger anderer Schaden, der euch ohne Menschen zugefügt wird, auf Erden unerwiedert und ungerochen von euch erduldet werden? Wollet ihr denn nur in sol-

chen

spruch darüber. Thut er diesen alsdenn, so unterwerfet euch ihm. Rechnet, wenn ihr ja dabey zu verliehren glaubtet, auf die Ruhe des Lebens, welche ihr durch Versöhnung wieder gewinnet. Oeffnet euch den Vorstellungen und Ermahnungen des Redlichen. Gewähret ihm die sanfte Freude, zu sehen, daß er mit Segen für euch arbeite. Leget eure Hände in die seinigen, und nehmet ihn zum Zeugen bey der gegenseitigen Angelobung, einander nicht zu beleidigen. Wie wird er einen solchen Tag unter die seligsten seines Lebens rechnen! Wie werdet ihr noch mehr denselben segnen, und von ihm an eure wiederhergestellte Zufriedenheit berechnen!



An meine Leser.



Ich hab' ihnen, werthe Freunde! die Hälfte dieses Jahrs Beyträge zur Sittenbildung und Sammlungen edler Gemälde geliefert. Wie würde meine Seele belohnt seyn, wenn mancher aus ihnen in einsamen Stunden den Werth der Seligkeit fühlte, Mensch und Bruder zu seyn! — Wenn im einsamen Laube oder unter einer schattichten

Linde

Linde einer von ihnen den grossen Gedanken der Tugend dächte, und wenn heilige Empfindungen aus seiner Seele zu dem Ewigen aufstiegen!

Brüder dieses Weltthales — Freunde! sagt, ob nicht Sittlichkeit den Menschen erhöhet, ob nicht das Gefühl der Tugend das Band der Liebe aneinander kettet, und gleiche Stimmungen unsern Herzen giebt?

Freunde! die Liebe ist das gröste Gebot des Ewigen — hierauf gründet sich unsere ganze Sittlichkeit; der Menschen ganzes Wohl. — Die Welt würde zum Paradies werden, wenn alle Menschen sich liebten.

Denket oft den grösten der Gedanken, und in der Stunde des Todes sey er Balsam für eure Herzen.

Was ich euch sagte, sammelte, schrieb, hab' ich tief in der Seele gefühlt, redlich es gemeint, als ich es euch mittheilte — und meine Aufrichtigkeit wird die Fehler meines Geistes entschuldigen, die sich vielleicht in meine Feder schlichen.

Ich habe meinen Plan, und von diesem will ich nicht abgehen; alles, was ich euch sagte, war

fürs Herz, und alles was ich euch noch sagen werde, soll fürs Herz seyn. Gott ist die Liebe — unsere Tugend ist Liebe, unsere Seligkeit Liebe, das will ich euch immer sagen, auf so verschiedene Arten sagen, durch so viele Thathandlungen beweisen, das jede Seele, die empfindsam ist, sich diesen Empfindungen öfnen soll.

Trockne moralische Lehren, mit unfühlbarem Herzen gesagt, bessern den Menschen nicht; der rühren will, muß gerührt seyn, der will, daß man fühle, muß selbst fühlen.

Künftig hin soll meine Sittenschrift so eingerichtet seyn, daß jede Hälfte des Jahres einen ganz abgesonderten Band ausmachen soll, den man sich ohne Zusammenhang mit den übrigen beyschaffen kann, da ich auch meinen Lesern gern Vergnügen schaffen möchte, und das Publikum meine Erzählungen mit so vieler Güte aufnahm, so sollen künftighin die Wahrheiten meiner Sittenlehren, unter rührenden Erzählungen und Geschichten vorgetragen werden. Ich finde diese Art unterhaltender, auch pracktischer, wenn man die Wahrheit und Tugend gleich in der Ausübung zeigt, und durch Beyspiele erklärt. — —

Aus

Aus diesen Grundsätzen wird kein eingesendetes Stück, das nicht ganz mit meinem Plane übereins kömmt, mehr angenommen (ich bin gezwungen diese Erklärung zu machen, indem ich mehr denn hundert eingesendete Stücke empfieng, aus welchen ich sah, daß mich manche leider! noch nicht verstehen). Der den gegen seinen Nebenbruder aufgebracht war, schickte mir eine karakteristische Schilderung, aus welcher man leicht sein unfreundliches Herz erkannte. Da ich mir nun festgesetzt, daß meine Schriften die Menschen zur Liebe führen sollen, und nicht von der Liebe entfernen, so kann ich solchen Werken des Witzes auf Unkösten des Herzens keinen Platz einraumen.

Ja ich nenne offentlich alle Aufklärung falsch, wo nur Verstand — oder vielmehr Witz will ich sagen — herrscht, wo das Herz keinen Antheil hat, und wo man Menschenseelen Empfindungen und Gefühle raubt.

Es mögen manche Herrn Recensenten meine Absichten verdrehen, wie sie wollen, ich werde ihnen nicht antworten — meine gute Absicht beruhigt mich, und ich mich noch nie über ein Recension aufgehalten. Gott gab mir ja selbst Kräften zu würken; die Natur zeigt mir die Wahrheit, warum soll ich

meine ungekünstelte Denkart nach euerer gekünstelten richten? Es giebt Leute genug, die auf Unkösten ihres Nebenmenschen ihren Verstand mißbrauchen. — Ich beneide euch nicht um eure aufgeklärte Einsichten — laßt mir mein Herz, denn nur dieses will ich zum Wohl der Menschheit und zum Wohl meines Vaterlandes brauchen.

Versperrt die Geburten eures grossen Geistes in Bibliotheken, die Welt baue euch Altäre, und Weyhrauch dampfe bey euren Gemälden, ich will selbst hinkommen, und euch wie Gottheiten verehren — aber laßt mir auch meine Freude, ich will Weisheit in der Kenntniß meiner Schwäche, Wahrheit in der Natur, und Zufriedenheit unter einer ländlichen Laube, in den Armen eines ehrlichen Ackermannes, oder eines rechtschaffenen Handwerkers suchen, dem will ich erzählen, was ich fühle — er wird aufmerksam seyn, ich sehe eine Thräne in seinem Auge — mein Herz schwillt, meine Arme schlingen sich um die seinen, ich sinke an seinen Busen, und fühle das Vergnügen der Menschheit.

Ich erkläre auch, daß ich nicht für Gelehrte schreibe, denn dieses wäre Kühnheit von mir. — Ich schreibe für Bürger — für Freunde — für Herzen, die einfältig, wie die Natur

sind.

sind. — — Schreiben heißt bey mir mit vielen auf einmal reden — ihnen das Innerste meiner Seele entdecken — meine Theilnehmung — ihnen sagen, daß ein Geschöpf lebt, das wieder Geschöpfe sucht. Bedürfniß des Herzens ist reden — Empfindung strömt von Herz zu Herz, Gefühl von Seel zur Seele.

O alle ihr, die ihr meinem Herzen theuer seyd — Menschen und Brüder! vergönnt mir eure Liebe, so wie mein Herz euch ganz eigen ist. —

Kann ich einem von euch durch eine meiner Kräften, die Gott, oder die Natur mir gab, nützlich seyn — so komme, theures Geschöpf, und gönne mir das Vergnügen des erhabnesten Gefühls, Mensch und Bruder zu seyn. —

Kann ich nicht helfen, so habe Mitleiden mit mir, und verachte die theilnehmende Thräne nicht, die von meinem Auge für dich fließt. — Hand in Hand wollen wir denn zum Himmel sehen — zu dem, der der Retter der Menschen ist.

Trennt uns die Sterblichkeit einst — liebe Bürger! so vergesset nicht, was ich euch sagte — — — und was ich euch noch sagen werde.

Eine Thräne von der härten Hand des Ackermannes, der meinem Herzen so theuer war, aus dem Auge gewischt, soll Labsal in meiner Sterbstunde seyn. — Empfangt denn noch, ihr Theuren! mein Lebewohl — dort — auf wiedersehen.

